

Sergio Ermotti, Isabelle Chassot, Vladimir Petkovic

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 41 – 12. Oktober 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Maurus Federspiel  
Das verrückte Leben  
meines Vaters

## Sturm auf Washington

Urs Gehriger unterwegs  
mit Steve Bannon

GRÜNE PARTEI  
Sammelbecken  
für Verrückte?

«BLADE RUNNER»  
Wolfram Knorr  
über den  
Kult-Klassiker

AFD  
Alice Weidel:  
Das erste Interview  
nach der Wahl



TV-FUSSBALL  
Zuckersüsse Millionendeals  
zwischen  
Swisscom und SRG





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri AG, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



# Grow up. Lebe bewusst.

Die B-Klasse.  
Für CHF 229.-/Mt.

Drive



[www.mercedes-benz.ch/b-klasse](http://www.mercedes-benz.ch/b-klasse)



B 200 «Night Star», 1595 cm<sup>3</sup>, 156 PS (115 kW), Barkaufpreis: CHF 32 336.- (Fahrzeugwert CHF 42 550.- abzüglich CHF 10 214.- Preisvorteil). 5,8 l/100 km, 135 g CO<sub>2</sub>/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g CO<sub>2</sub>/km), CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 29 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: E. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 7000.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 229.-. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Abgebildetes Modell: B 160, 1595 cm<sup>3</sup>, 102 PS (75 kW), inkl. Sonderausstattungen (AMG Line, Night-Paket, Metallic-Lackierung, LED High Performance-Scheinwerfer, Park-Pilot, Abstands-Pilot DISTRONIC, Fahrersitz elektrisch einstellbar mit Memory-Funktion, Spiegel-Paket, Klimatisierungsautomatik THERMOTRONIC, AMG Exklusiv-Paket, Standheizung, COMAND Online, Harman Kardon® Logic 7® Surround-Soundsystem, Doppelkupplungsgetriebe 7G-DCT, Licht- und Sicht-Paket), Barkaufpreis: CHF 47 850.-, 5,6 l/100 km, 130 g CO<sub>2</sub>/km, CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 28 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: E. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 4,97%, 1. grosse Rate: CHF 11 900.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 469.-. Angebot gültig bis 31.12.2017. Immatriculation bis 31.3.2018. Unverbindliche Preisempfehlung. Änderungen vorbehalten.



**Populistische Revolte:** Gehrig, Bannon (r.).

Steve Bannon, 63, hat der US-amerikanischen Polit-Elite den Krieg erklärt. Seit er Mitte August das Weisse Haus verlassen hat, rekrutiert er im ganzen Land eine Armee von Verbündeten, um die populistische Revolte nach Washington zu tragen. In Colorado Springs gewährte Trumps ehemaliger Chefstrategie Urs Gehrig Zutritt zur Schaltzentrale seines Volksaufstands. Während zweier Tage wurde Gehrig am Cheyenne Mountain Zeuge eines landesweiten Schlachtplans. Bannon strebt Epochales an. Im Namen der «vergessenen Männer und Frauen» Amerikas will er den Politbetrieb in D.C. umpflügen. Er plant, die Grand Old Party in eine Arbeiterpartei umzubauen. Doch das ist erst der Anfang. Bannon will seinen Volksaufstand auch ins Ausland tragen. Mit Henry Kissinger, der grauen Eminenz der US-Aussenpolitik, konferiert er darüber, wie Amerika den Handelskrieg gegen China gewinnen kann. «Ich investiere die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre meines Lebens darein», sagte er Gehrig an Bord eines Privatjets. «Ich liebe den Kampf. Er hat eben erst begonnen.» **Seite 18**

Sie macht gerne Kampfansagen, zeigt ihren Bizeps auf Wahlplakaten und will die öffentlich-rechtliche Anerkennung für den Islam: Die grüne Grossrätin Irène Kälin wird am 27. November, zu Beginn der Wintersession, den Sitz ihres zurückgetretenen Parteikollegen Jonas Fricker im Nationalrat übernehmen. Was steckt hinter den kraftmeierischen Posen der Dreissigjährigen? Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher hat die Aargauerin in Lenzburg auf einen Kaffee getroffen. **Seite 14**

Alice Weidel hat eine Blitzkarriere hingelegt, wie man sie in Deutschland selten sah: vom Parteieintritt zur Fraktionschefin der Alternative für Deutschland (AfD) im Bundestag in nur vier Jahren. *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl hat die 38-Jährige zum ersten Mal vor zwei Jahren in ihrer Heimat am Bodensee getroffen, seitdem verfolgt er den Werdegang

der Ökonomin. In einem persönlichen Gespräch im Reichstag erklärt sie nun, wie sie in der Schlangengrube des Politikbetriebes überleben will: «Bei einigen Gepflogenheiten musste ich schon schlucken.» **Seite 54**

Früher hat die *Weltwoche* aus mehreren Restaurantführern, die jeweils im Herbst neu erscheinen, eine Bestenliste erstellt. Heute gibt es noch zwei massgebliche: der «Gault Millau» und der «Guide Michelin». Von beiden liegen die jüngsten Ausgaben vor. Andreas Honegger und David Schnapp haben anhand der Neuauflagen eine Liste der fünfzig besten Restau-



**Die besten Restaurants:** Honegger, Schnapp (r.).

rants der Schweiz erstellt, die nicht nur auf der mathematischen Kombination von Punkten und Sternen basiert, sondern auch auf eigenen Erfahrungen und persönlichen Vorlieben. Die beiden Autoren werden künftig regelmässig zu kulinarischen Themen schreiben und ihre Lieblingsrestaurants vorstellen. **Seite 82**

*Ihre Weltwoche*

VALUES WORTH SHARING

## «Mir geht es beim Anlegen um mehr als nur Geld.»

Magdalena Cheung, LGT Kundin seit 2014

Private  
Banking

[lgt.ch/values](http://lgt.ch/values)

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@jonlinio.com  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

60 YEARS OF ADVENTURE  
AND DISCOVERY



*SuperOcean*  
**HERITAGE**  
SINCE 1957



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Rahmen? Nein.

**Unternehmer und Manager aufgepasst: Euer Hausblatt NZZ liegt falsch. Der EU-Rahmenvertrag brächte der Schweiz weniger Rechtssicherheit. Von Roger Köppel**

Zurzeit ist es verräterisch still geworden um das Thema Schweiz–EU in Bern. Die Parteien schweigen, die Intellektuellen halten sich zurück. Auch der Bundesrat geht vom Gas. Eine seiner letzten Sitzungen wäre dem Thema «Rahmenvertrag» gewidmet gewesen, doch die Regierung zog es vor, das heisse Thema in die Zukunft zu verschieben. Man wartet nach dem vollzogenen Abgang von Didier Burkhalter auf den neuen Kollegen, Ignazio Cassis, dem die SVP freundlicherweise das Aussendepartement überlassen hat.

Was steckt hinter der EU-Flaute? Höhere Einsicht? Taktik? Es ist natürlich Taktik. Die SVP hat es immerhin geschafft, dass die Freunde einer institutionellen Anbindung der Schweiz an die EU vorsichtiger geworden sind. Selbst das Wort «Rahmenvertrag» ist ausser Mode. Der Bundesrat redet lieber von einem «Konsolidierungsvertrag». Die NZZ, schreibender Arm der EU-Anbinder, liefert eine neue Zuckerformel: «Koordinationsabkommen». Klar: Die Gegner der institutionellen Anbindung sollen mit Parfümwolken betäubt, mit Entwarnungen eingekullt werden.

Aufgepasst, es bleibt gefährlich. Das Rahmenabkommen ist nicht tot, es liegt höchstens in der Schublade. Der Bundesrat hat Angst, die Verhandlungen mit der drängelnden EU abzubrechen. Neo-Aussenminister Cassis war im SVP-Wahl-Hearing knallhart gegen die institutionelle Anbindung, in ersten Interviews nach der Wahl klang es butterweich. Ein parlamentarischer Vorstoss der SVP, die Einrahmung zu verbieten, fiel mit grosser Mehrheit durch. Fazit: In Bundesbern stolpern sie weiterhin in die EU.

Die folgenden Zeilen richten sich an die Wirtschaft: Der EU-Rahmen wäre nicht nur staatspolitischer Selbstmord, er wäre auch Gift für die Unternehmen. Es ist Irreführung, wenn die NZZ und die Bundesverwaltung behaupten, der Rahmenvertrag sei ein Konsolidierungs- oder gar ein Koordinationsabkommen. Der Rahmen würde die bilateralen Beziehungen Schweiz–EU nicht konsolidieren, sondern zerstören. Warum? Weil das einigermassen gleichberechtigte Vertragsverhältnis, das wir heute haben, in eine einseitige rechtliche Unterstellung der Schweiz unter das EU-Recht umgekehrt würde. Es wäre keine Koordination, sondern ein revolutionärer Totalumbau.

Vorneweg: Warum geht es der Schweiz wirtschaftlich besser? Weil bei uns die Direkt-

betroffenen bestimmen. Die Schweiz kann für sich selber massgeschneidert die Regeln festlegen, mit denen sie sich im weltweiten Wettbewerb behaupten will. Sie kann flexibel auf Veränderungen reagieren. In einer schnelllebigen und instabilen Zeit ist das ein enormer Vorteil. Die EU ist ein starrer, sturer Block.

Was sind die Fakten? Die EU will seit 2008 diesen Rahmenvertrag. Die Schweiz soll künftig automatisch europäisches Recht übernehmen. Dies würde nicht nur für die beiden bilateralen Pakete gelten, sondern für alle rund 200 Verträge, die wir mit der EU abgeschlossen haben. Es ginge um Zuwanderung, Landverkehr, Elektrizität, Landwirtschaft, Esswaren, Tierschutz,



**Sturer Block:** EU-Kommissionspräsident Juncker.

Besteuerung von Sparguthaben, Dienstleistungen und vieles mehr. Mit einem Rahmenabkommen könnte zum Beispiel die EU via Landverkehrsvertrag die Durchfahrtsgebühren der Neat einseitig senken, ohne dass die Schweiz mitreden oder ihr Veto einlegen könnte.

Einmal abgesehen davon, dass dieser Rahmenvertrag die politische Entmündigung der Schweiz bedeuten würde, muss man sich auch die konkrete Umsetzung als extrem schwierig vorstellen. Die Frage lautet nämlich: Welche Teile der EU-Gesetzgebung sind für die Schweiz

anwendbar und welche nicht? Die Abgrenzung wäre ein riesiges Problem. Auf dieses brisante Thema hat der liberale Zürcher Jurist Richard Wengle in seinem neuen Buch über das Rahmenabkommen überzeugend hingewiesen. Der Knackpunkt: Wer entscheidet, welches EU-Gesetz am Ende auch für die Schweiz gilt? Nach heutigem Stand die EU, deren oberstes Gericht die Deutungshoheit hätte. Aus unternehmerischer Sicht verheerend: Niemand wüsste im Voraus, wie die EU-Richter im Einzelfall entscheiden würden. Wengle: «Die Folge sind jahrelange Unsicherheiten und Streitigkeiten.»

Das ist ein wichtiger Punkt, denn die Befürworter des Rahmenabkommens, neben der NZZ vor allem die Linke, argumentieren damit, dass die institutionelle Anschraubung an die EU der Schweiz «mehr Rechtssicherheit» und «stabile Verhältnisse» brächte. Das behauptet auch der Bundesrat. Er arbeitet daran, die «automatische» Rechtsübernahme zugunsten einer «dynamischen» Rechtsübernahme für die Schweiz erträglicher zu machen. Das Gegenteil wäre der Fall.

Mit «dynamisch» ist gemeint, dass die Schweiz EU-Regeln, die sie nicht will, auf gesetzgeberischem Weg durch Volk und Parlament ablehnen könnte. Der Streit würde dann vor dem obersten EU-Gericht ausgehandelt, und am Ende hätte die EU das Recht, Sanktionen auszusprechen. Wer die genau festlegt und wie umfassend die sein sollen, ist noch Gegenstand von Verhandlungen. So aber, hofft der Bundesrat, wäre sowohl die Rechtssicherheit wie auch die schweizerische Unabhängigkeit «dynamisch» gewahrt.

Wengle zerzaust in seinem Buch diese Argumentation fulminant. Er zitiert dabei den Bundesrat selber: «Kann die Beschlussfassung nicht [...] erfolgen, dass die Änderungen zeitgleich anwendbar werden, so werden die Änderungen [...] vorläufig angewendet.» Die Schweiz müsste also vorläufig immer automatisch alle EU-Regeln übernehmen. Allerdings wäre durch das «dynamische» Verfahren alles andere als klar, ob die Regeln auch langfristig gälten. Sollte sich die Schweiz in einem Streitverfahren gegen die EU durchsetzen, müssten die Unternehmen wieder auf die Schweizer Regeln umstellen. Wengle fasst es mit einem Börsianer-Bonmot zusammen: «Hin und her macht Taschen leer.»

Das Rahmenabkommen würde für die Schweiz also nicht mehr, sondern weniger Rechtssicherheit bringen. Es würde uns faktisch zu einem Untertanengebiet der EU machen, ohne Mitsprache und Veto. Es wäre eine Frage der Zeit, bis nach der unbefriedigenden Einrahmung der Ruf nach einem EU-Vollbeitritt ertönte. Das wäre dann die endgültige Preisgabe der Schweiz. Wir würden unsere Demokratie und unsere Selbstbestimmung opfern. Die flexible Schweiz würde Teil der unbeweglichen EU. Das aber kann nicht unser Ernst sein.

**Richard Wengle:** Schweiz–EU. Das Rahmenabkommen als Stolperstein auf dem bilateralen Weg. Stämpfli.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

PYRAMIDE  
KLINIK AM SEE



*Kampfansage*: Irène Kälin. Seite 14



«Wir müssen umdenken»: Armin Capaul. Seite 42

## Titelgeschichte

- 18 **Sturm auf Washington**  
Stephen Bannon hat Amerikas  
politischer Elite den Krieg erklärt

## Kommentare & Analysen

- 7 Editorial  
13 Kommentar Thurgauer Chaostage  
14 Kopf der Woche Irène Kälin  
24 Mörgeli  
Heute und vor hundert Jahren  
24 Bodenmann Das SVP-Dream-Team  
25 Medien SRG: Hurra, hurra, hurra  
25 Die Deutschen Preis-Leistung

## Interviews

- 54 **Alice Weidel** Die Fraktions-Chefin  
der AfD über ihre Pläne nach dem  
Einzug in den Deutschen Bundestag  
60 **David Petraeus** Der frühere  
US-Viersternegeneral über Präsident  
Trump und zur Weltlage

## Inland

- 26 **Swisscom und SRG**  
Zuckersüsse Millionendeals  
28 **Hochglanzpolierte Bundesräte**  
Kampagnen und PR-Aktionen  
30 **Isabelle Chassot** Die generösen  
Geldspritzen der Kulturdirektorin  
33 **Juso gegen SP**  
Generation Klassenkampf  
34 **Druck zur Selbständigkeit**  
Neuerungen im Scheidungsrecht  
35 **Remo Gilomen** «Ein Mann  
ist keine Lebensversicherung»  
38 **Skandalpartei Grüne**  
Von einer Polit-Affäre zur nächsten  
39 **Dummheit ist überall**  
Gegenrede von René Zeyer  
40 **Ignazio Cassis** Hält der neue  
Aussenminister, was er verspricht?  
41 **Subventionen** Der Finanzminister  
nimmt die Entwicklungshilfe ins Visier  
42 **Armin Capaul** Leidenschaftlicher  
Einsatz für die Hornkuh-Initiative  
44 **Warum so kompliziert?** Informatik  
für die öffentliche Verwaltung

## Ausland

- 48 **Katalonienkonflikt**  
Spanien schart sich um den König  
50 **Spanien** Staatsräson prallt auf  
ungebrochenen Nationalstolz  
51 **Balanceakt in Brüssel**  
Zurückhaltung im Fall Katalonien  
52 **Die bleierne Lady** Jeremy Corbyn  
mobilisiert gegen Theresa May  
53 **Trumps Woche** Zickenkrieg  
57 **Amerika**  
Abschied vom Iran-Deal  
58 **Sebastian Kurz** Der österreichische  
Kanzlerkandidat fordert Brüssel heraus  
59 **Brief aus Berlin**

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Sergio Ermotti** Der UBS-Chef  
kritisiert die Finanzregulierung  
36 **Amerika in Altstetten** Start des neuen  
TV-Kanals CNN Money Switzerland  
46 **Marxistische Ideen**  
Hans Geiger zur Vollgeld-Initiative





Vontobel

# Defend your idea. Own your success.

Bei Vontobel schaffen und nutzen wir ausschliesslich Anlagemöglichkeiten, an die wir glauben – wie einfach oder radikal sie auch sind. Denn nur starke Überzeugungen bringen unsere Kunden voran.

Mehr auf [vontobel.com](https://vontobel.com)



«Wenn ich mal in Biel bin, was leider nicht so oft der Fall ist, drehen sich schon die Köpfe nach mir um.»

Alice Weidel: Seite 54



Vertrautheit und Nähe: Jürg Federspiel. Seite 64



Dauerbrenner: «Blade Runner 2049». Seite 74

## Kultur & Gesellschaft

- 47 **Vladimir Petkovic** Der Schweizer Fussball-Nationaltrainer vor seiner schwersten Prüfung
- 62 **Ikone der Woche**  
Kazuo Ishiguro
- 64 **Jürg Federspiel – mein Vater**  
Erinnerungen von Maurus Federspiel
- 74 **«Blade Runner»**  
Vom Sci-Fi-Roman zum Kultklassiker
- 76 **Schule aus Zuckerwatte**  
Was läuft schief im Bildungswesen?
- 82 **Gastronomie** Grünzeug zur Tarnung
- 82 **Beizenführer** Neues von «Gault Millau» bis «Guide Michelin»
- 83 **Liebingsbeizen**  
Zehn Jahre «Neue Forch»
- 83 **Liste** Die 50 besten Restaurants

## Rubriken

- 13 **Im Auge**  
Boris Becker, Tennislegende
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf**  
Joseph W. Schmitt
- 45 **Zahlen** Freitag, der Dreizehnte
- 72 **Die Bibel**  
Äussere und innere Freiheit
- 72 **Knorr**  
«Happy End»
- 73 **Knorrs Liste**
- 73 **Jazz**  
Hans Hassler
- 77 **Fernseh-Kritik** «Deville»
- 78 **Thiel** Verhagelt
- 78 **Namen**  
Sternwarte und Stars
- 78 **Fast verliebt**  
Unfall-Babys
- 79 **Unten durch**  
Beach Boys
- 80 **Wein**  
Ein grosser Zweitwein
- 81 **Auto**  
Kia Stinger GT 3.3 T-GDi
- 84 **Darf man das? / Leserbrief**



**FALCON**  
PRIVATE BANK

# Ready for Agile Private Banking?

Where personal excellence meets  
digital intelligence.





## «Pianopopulär»: Chris & Mike im «Riverside» Live-Spektakel im Doppelpack

Seit 25 Jahren begeistern Chris & Mike mit ihren rasanten Boogie-Woogie-Shows das Publikum im In- und Ausland. Erleben Sie das Piano-Duo an einem ganz besonderen Ort: im schönen «Riverside»-Seminar- und Eventhotel in Glattfelden, auf dem Areal einer ehemaligen Spinnerei.

Wenn die Brüder Chris & Mike in die 176 Tasten hauen, bleibt niemand ruhig sitzen. Mit ausgeklügelter Technik, Spezialinstrumenten und grenzenloser Spielfreude gehören die Zürcher Oberländer zu den Meistern ihres Genres. Eines der Gesichter wird Ihnen möglicherweise bekannt vorkommen: Christoph «Chris» Keller moderierte von 1996 bis 2000 beim Schweizer Fernsehen die Sendung «TAF».

Seit einem Vierteljahrhundert haben sich die beiden Tastenakrobaten ihrer musikalischen Leidenschaft verschrieben. Mit ihrer Show «Pianopopulär» zeigen sie, warum der Boogie-Woogie seit seinem ersten grossen Boom im Chicago der 1920er Jahre nichts von seiner Popularität eingebüsst hat.

Auf höchstem Niveau ist auch das Rahmenprogramm: In der Pause wird Ihnen ein 3-Gang-Menü serviert. Für den krönenden

Abschluss sorgt beim exklusiven Arrangement für *Weltwoche*-Abonnenten die Übernachtung in einem der neuen Lodge-Zimmer des Hotels Riverside im urchigen Alpenchic-Stil. Nach einer erholsamen Nacht in der Oase an der Glatt starten Sie beschwingt mit einem reichhaltigen Frühstück in den neuen Tag.



### Platin-Club-Spezialangebot

«Pianopopulär»: Chris & Mike  
im Hotel «Riverside», Glattfelden

**Datum:**

11. November 2017, 18.30 Uhr

**Programm:**

18.30 Uhr: Türöffnung  
19.15 Uhr: Opening Chris & Mike  
19.30 Uhr: 3-Gang-Dinner  
21.00 Uhr: Musikshow Chris & Mike  
Inkl. Übernachtung im Lodge-Zimmer  
mit Frühstück

**Spezialangebot:**

Fr. 189.– pro Person (statt 217.–)

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihren Platz unter  
Tel. 043 500 92 92 – bitte Kennwort «Weltwoche»  
angeben.

**Veranstalter:**

Riverside Seminar- & Eventhotel  
Spinnerei-Lettenstrasse  
8192 Glattfelden  
www.riverside.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Chaostage im Thurgau

Von Alex Baur — Die Behördenwillkür im Fall des Bauern Ueli Kesselring geht weiter. Nun will das Thurgauer Veterinäramt sogar Pferde zwangsversteigern, die Dritten gehören.



Enteignet: Ulrich Kesselring.

Während sich diese Zeilen im Druck befinden, werden auf Geheiss des Thurgauer Veterinäramtes voraussichtlich die 40 verbliebenen Pferde vom Hof des Bauern Ulrich Kesselring in Bern versteigert. Anders als vor zwei Monaten, als 93 Freiburger zu Discountpreisen verschleudert wurden (*Weltwoche* Nr.36/2017, «Die Enteignung des Bauern Ueli K.»), soll es diesmal keine Lose und Höchstpreise mehr geben. Wenigstens in diesem Punkt haben die Behörden auf den Weg der Legalität zurückgefunden – aber das ist auch schon alles.

Dabei gibt es vorweg ein praktisches Problem: Das Veterinäramt nimmt in Kauf, Pferde zu versteigern, die womöglich gar nicht Kesselring gehören. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* haben Dritte bereits in Bezug auf 26 der im August zwangsverkauften Pferde Besitzansprüche angemeldet. Bezüglich des nun versteigerten Restbestandes machen vier verschiedene Halter geltend, sie hätten Kesselring insgesamt siebzehn Pferde bloss zur Deckung beziehungsweise zur Sömmerung in den Bündner Alpen anvertraut. Die Freiburger gehörten ihnen.

Ein juristischer GAU zeichnet sich ab. Dabei hatte Kesselrings Anwalt die Thurgauer Erziehungsdirektion – diese hat das Dossier übernommen, nachdem das Innendepartement wegen Befangenheit in den Ausstand treten musste – eindringlich gewarnt. Zudem haben sich diverse Bauern bereit erklärt, die Tiere zu beherbergen, bis die Besitzverhältnisse und die

angeblichen Verstösse gegen das Tierschutzgesetz geklärt sind. Es bestand damit kein Anlass mehr für einen Notverkauf. Doch die Thurgauer Regierung will das Corpus Delicti offenbar einfach nur noch loswerden, um jeden Preis.

Ein rechtlicher Albtraum ist der Fall schon lange. Als das Veterinäramt den Kesselring-Hof am 7. August aufgrund einer vom *Blick* und dem Tierschutz-Aktivisten Erwin Kessler gemeinsam inszenierten Kampagne räumte, lagen bloss Fotos von höchst fragwürdigem Beweiswert vor. Ein «akutes Tierleiden» wurde vom Veterinäramt bei einem halben Dutzend Kontrollen auf dem Hof im laufenden Jahr nie festgestellt. Doch mittlerweile haben die Behörden nicht einmal mehr die ominösen Fotos: Sie wurden von der Staatsanwaltschaft im Zuge eines zwischenzeitlich eröffneten Strafverfahrens gegen den Kantonsveterinär beschlagnahmt und auf Antrag desselben versiegelt. Das heisst: Die Erziehungsdirektion segnete eine Zwangsversteigerung ab, ohne die Akten zu kennen, auf die sie sich stützt.

Ohne die versiegelten Akten ist auch eine Identifizierung der Pferde schwierig. Gemäss Kesselring bestimmte das Veterinäramt die Tiere, die versteigert werden sollten, mit Hilfe einer Sozialhilfebezügerin aus Bern. Die Frau hatte den Skandal dem *Blick* zugetragen und wirkt nun offenbar als Hilfssheriff. Zuvor hatte sie jahrelang auf dem Hof von Kesselring verkehrt. Im letzten Winter zerstritt sie sich aber mit der Partnerin des Bauern und fertigte heimlich die angeblich kompromittierenden Fotos an. Gemäss Kesselring wollte sie ihn erpressen, bevor sie mit den Bildern zum *Blick* und zu seinem langjährigen Intimfeind Erwin Kessler ging. Ihr Lieblingspferd wurde angeblich von der Versteigerung verschont und befindet sich nun auf dem Hof einer Rivalin.

Letzte Woche räumte die Thurgauer Regierung Fehler bei der Handhabung des Kesselring-Skandals ein – und gelobte das zu tun, was man in solchen Fällen immer tut: die Information zu professionalisieren. Doch im Thurgau mangelt es nicht an PR-Beratern, sondern an rechtlich sauberen Verfahren. Ob die Justiz imstande ist, das Chaos zu lösen, darf bezweifelt werden. Kürzlich fragte das Bundesgericht bei Ueli Kesselring nach, ob er noch an der Fortführung eines Verfahrens interessiert sei, das seit 2014 in den Gerichtsstuben vor sich hingammelt. Nachdem man aus den Medien von der Zwangsäumung gehört habe, stelle sich die Frage, ob sich ein Urteil nicht erübrige.

# Bum-Bum-Pleite



Boris Becker, Tennislegende.

Auf 61 Millionen Euro beziffern die Finanzdienstleister Smith & Williamson den Schuldenberg, den die Tennislegende Boris Becker, demnächst fünfzig, angehäuft hat. So viel verdient heute ein Roger Federer oder ein Ronaldo oder ein Messi im Jahr leicht mit Werbung. Aber «Bum-Bum», wie sie Becker nannten, als er 1985 mit 17 Jahren und 227 Tagen Unbekümmertheit erstmals Wimbledon gewann, droht alles zu verlieren, und ihm bleibt kaum noch ein Matchball im Leben. Zuletzt wurde er in Wien fotografiert am Pokertisch eines Casinos, ohne Kreditkarten, die sind erloschen. Ein leiser Verdacht über seinen unbeschwerten Umgang mit Geld kam schon bei seiner bombastischen Hochzeitsfete 2009 in St. Moritz auf. Damals vergass er ausgerechnet die Rechnung des segnenden Pfarrers, der ihn verklagte.

Er ist nicht das erste gefallene Sportwunderkind, vor ihm war auch schon Björn Borg (Spitzname «Ice-Borg») pleitegegangen. Borg und Becker sind tatsächlich die Spitze eines Eisbergs: Erschreckend viele Topverdiener des Sports enden in Armut. In der Bundesliga wachen fast ein Viertel der Profis fünf Jahre nach Karrierenende als Sozialfall auf, in der englischen Premier League, in der mit Geld nur so um sich geworfen wird, haben zwei von fünf Spielern keine gesicherte Zukunft. Es kann jeden treffen, auch Weltmeister wie Gerd Müller oder Andi Brehme. Aus verquerem Eigensinn, schierer Dummheit, Gewohnheit der Verschwendung; wegen windigen Ratgebern und dem schlechtesten aller Berater, dem Alkohol. Wie konnte Becker alle Chancen verspielen, etwa die todsichere Mercedes-Vertretung? Hilfsangebote in den Wind schicken, letzte Warnungen von Freunden verträdeln? Glaubt er, immer noch ans Netz stürmen zu können, aus jeder Schiefelage heraus? Er fand dann fast schlagartig wieder die Achtung der Tenniswelt, als er die Nummer eins, Novak Djokovic, coachte, doch nach der Trennung war er wieder der Schulden-Boris. Sein Anwalt glaubt noch an den befreienden Schmetterball. Aber auch er wartet auf sein Honorar. *Peter Hartmann*

## Der kleine Muskelprotz

Von *Claudia Schumacher* — Irène Kälin wird zur Wintersession anstelle ihres grünen Parteikollegen Jonas Fricker die Bühne des Nationalrats betreten. Wer ist diese Frau?

Gratuliert man Irène Kälin, 30, zu ihrem Karriereschritt, geht sie erst einmal in Deckung. Sie weicht leicht mit dem Oberkörper zurück, presst die Lippen aufeinander und stellt ihr rechtes Auge scharf. Dann atmet sie aus – und bringt doch noch ein verhaltenes Lächeln hervor. «Na ja, die Umstände hätte ich mir schon anders gewünscht.»

Die Umstände, sie sind bekannt: Der grüne Aargauer Nationalrat Jonas Fricker, 40, stolperte jüngst über seinen kopflosen Vergleich von Massentierhaltung und Holocaust. Er trat zurück. Grossrätin Kälin wird ihn zur Wintersession im Nationalrat ersetzen. Sie wird dann noch Studentin sein, Masterstudentin der Religionswissenschaft, und dieser Bildungshintergrund liess sie bereits eine Kampfansage machen: «Ich werde mich beim Thema Islam mit der SVP anlegen», sagte sie gegenüber der Gratiszeitung *20 Minuten*.

### Öffnung für den Islam

An einem Montagmorgen trifft man die designierte Nationalrätin, die in ein Buch vertieft ist, in einem neuen, stilvollen Café in Lenzburg, das sie als Treffpunkt vorgeschlagen hat: «Ein bisschen Grossstadt-Chic tut unserer Kleinstadt ganz gut!», sagt sie und lacht. In vielerlei Hinsicht ist Kälin auf den ersten Blick unschwer als Linke erkennbar: schräge, asymmetrische Kurzhaarfrisur, ein geschmäckerlicher, alternativer Kleidungsstil. Hinzu kommt bei ihr aber auch ein sanfter Sinn für Klassik: Ihr roter Mantel ist elegant geschnitten; etwas Wimperntusche und kleine Ohringe runden ihre äussere Erscheinung ab und verleihen ihr etwas Liebliches. Diese Beschreibung ihres Aussehens würde Kälin sicher nicht guthessen, zumal an so früher Stelle in einem Artikel über sie – dafür ist sie zu feministisch, aber: «Ich werde nicht wütend, wenn mir ein Mann die Türe aufhält, im Gegenteil», sagt sie augenzwinkernd über sich selbst. Von Wahlplakaten kennt man Kälin in kraftmeierischer Pose: Da trug sie schon einen aufgeklebten Schnauzer oder zeigte in Anlehnung an das feministische «We can do it!»-Plakat ihre Faust und ihren Bizeps. Im Gespräch begegnet sie einem – nach kurzer Auftauphase – weicher. Mit ihrer teils verspielten Art ist sie eher ein geschmeidiger als ein verbohrtter Gesprächspartner.

Kälin wuchs in einer politisch klar linksgerichteten Familie auf. Ihre Eltern teilen sich ein Architekturbüro und engagierten sich gegen Atomkraft. «Mit meiner politi-

schen Einstellung konnte ich nicht gegen meine Eltern rebellieren», scherzt sie. Den Weckruf zum politischen Engagement erlebte sie während des Irakkriegs, gegen den sie auf die Strasse ging. «Das klare Zugehörigkeitsgefühl zu einer Partei war für mich in jungen Jahren aber schwierig», sagt sie. Heute fühlt sie sich bei den Grünen am besten aufgehoben, weil «wir am stärksten gesamtgesellschaftlich und nachhaltig denken und neben der Überzeugung, dass es ein starkes soziales Engagement braucht, auch nie die Umwelt aus den Augen verlieren».

In ihrer Masterarbeit befasst sich Kälin momentan «mit der Anerkennung von muslimischen Gemeinschaften in der Schweiz». War ihre Studienwahl politisch motiviert? Kälin schüttelt den Kopf. «Wie bei so vielem in meinem Leben hat sich der Zusammenhang hier zufällig ergeben», sagt sie. «Als Jugendliche habe ich ägyptische Folklore getanzt. Eine Art Bauchtanz – etwas, das zu einer Europäerin wie mir mit blondbraunen Haaren wunderbar passt», sagt sie selbstironisch und lacht wieder. Im Studium habe sie sich eigentlich zuerst für französische Literatur und Linguistik entschieden. «Aber mit Proust und Rousseau habe ich mich leider kein bisschen verstanden», so Kälin.

Nebenher lernte sie Arabisch, zunächst aus reiner Faszination für die Sprache. Dann kam der Wechsel zu Islamwissenschaft und Religi-

---

«Ich werde nicht wütend, wenn mir ein Mann die Türe aufhält, im Gegenteil.»

---

onswissenschaft, und heute kann sie sich – «neben oder nach dem Nationalratsmandat» – sehr gut vorstellen, in der Integrationshilfe zu arbeiten.

Von einer Liebe zur muslimischen Kultur will sie aber nicht sprechen. «Für mich persönlich lehne ich den Islam genauso ab wie jede andere Religion», sagt sie. «Besonders die abrahamitischen Religionen weisen patriarchale Strukturen auf, die mir zutiefst missfallen», erklärt sie ihre Ablehnung. Dennoch könne sie Menschen gut verstehen, für welche die Zugehörigkeit zu einer Religion von Bedeutung sei. «Was mich aber eigentlich zu allen Religionen gleichermaßen auf Distanz hält, ist die traurige Tatsache, dass sie nur allzu leicht und allzu oft als Legitimation für die Unterdrückung von



*Gegen patriarchale Strukturen: designierte*

Minderheiten und für Kriege herangezogen werden.» Das liege an den Tradierungen, nicht an den heiligen Schriften selbst: «Jeder grossen Religion ist in gewisser Weise das Gebot zur Nächstenliebe eigen.»

Auch bei der öffentlich-rechtlichen Anerkennung des Islam in der Schweiz gehe es ihr nicht um den Islam an sich. «Er ist lediglich die grösste der nichtanerkannten Religionen hierzulande – und die, welche am kontroversesten diskutiert wird», so Kälin. Von einer Anerkennung verspricht sie sich eine bessere



Nationalrätin Irène Kälin, 30.

Integration der muslimischen Religionsgemeinschaften in der Schweiz. «Mehr Kontrolle für uns, mehr Anerkennung und Rechte für sie», bringt Kälin ihren Wunsch im Zusammenleben mit Muslimen auf den Punkt. «Wir sind ein Land, das sich immer stark um Minderheiten bemüht hat. Zudem haben wir von gelungener Integration profitiert. Ich wüsste nicht, warum das beim Islam anders laufen sollte.»

Kälin denkt, dass der Terrorismus geopolitische statt islamische Wurzeln hat. «Die Ter-

roristen instrumentalisieren den Islam, nicht umgekehrt.» Sie findet es schade, dass sich Muslime in der Schweiz für jeden Terrorakt auf der Welt rechtfertigen müssen. «Ich muss mich als privilegierte Weisse auch nicht rechtfertigen, wenn ein weisser Polizist in den USA einen schwarzen Jungen erschießt.»

Kälin zitiert Studien, laut denen «90 Prozent der Muslime in der Schweiz so säkular wie die meisten Christen leben». Was das Thema Frauenunterdrückung angeht, sieht sie ebenfalls kein spezifisches Islam-Problem:

«Natürlich gibt es muslimische Familien mit heftigen patriarchalen Strukturen. Aber gewisse SVP-Vorstellungen sind da sehr ähnlich, und bei uns gibt es insbesondere auf dem Land nach wie vor auch patriarchale Familienstrukturen.» Die Debatte rund um das Burkaverbot findet sie ein Scheinproblem. Zwar sei die Burka «ein total schreckliches Kleidungsstück, das bei uns nichts zu suchen hat». Aber den Gedanken hege sie auch häufig, wenn sie die Auslagen in Kaufhäusern ansehe. «Wir finden sicher auch zehn blondierte Frauen in der Schweiz, die nur ihren Männern zuliebe blond sind. Wollen wir deshalb das Blondieren verbieten?» In einem freiheitlichen Land dürfe man Menschen nicht vorschreiben, was sie anziehen. «Und die genaue

---

### «Jeder grossen Religion ist in gewisser Weise das Gebot zur Nächstenliebe eigen.»

---

Motivation einer Burkaträgerin können wir genauso wenig ergründen wie die einer Frau im Bikini und mit High Heels.» Dann fügt sie aber doch noch an: «Wobei die Motivation bei den Schweizer Burkaträgerinnen ja noch relativ klar ist: Es handelt sich um eine Handvoll Schweizer Konvertitinnen, die mit Hilfe der Burka versuchen, ein Identitätsproblem zu lösen.» Dass man die Burka so hitzig diskutiert, obwohl sie kaum jemand trägt, will Kälin nicht einleuchten.

### Schmutzige Hände

Ihr hingegen wird gerne vorgeworfen, sie politisiere aus dem Elfenbeinturm heraus und sei mit ihren dreissig Jahren viel zu naiv für die nationale Bühne. «Ja, ich habe Ideale. Und es gibt sicher Menschen im Nationalrat, die mehr Lebenserfahrung haben als ich. Aber für meinen Geschmack müsste der Nationalrat viel stärker die reale Bevölkerung abbilden.» In diesem Sinne brauchte es mehr Frauen, junge wie Seniorinnen.» Ausserdem habe sie sich die Hände schon schmutziger gemacht als manch anderer Politiker: «Ich habe mir mein Studium durch Arbeit im Service weitgehend selbst finanziert», sagt sie.

Liert ist Kälin seit fünf Jahren mit Ringier-Mann Werner De Schepper, 52, Ex-Blick-Chef und heute Co-Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten*. Als der Fall Fricker hochkochte, machte Ringier ordentlich Stimmung gegen ihn: «Grüner Nationalrat vergleicht Juden mit Schweinen», schrieb der *Blick*. De Schepper wurde mehrfach vorgeworfen, er nutze seinen publizistischen Einfluss zugunsten seiner Partnerin. «Da überschätzt man ihn aber. Er arbeitet bei der *Schweizer Illustrierten* journalistisch im Good-News-Bereich», sagt Kälin – mit einem Gesicht, das nun wieder relativ hart wirkt. ○

## Personenkontrolle

**Burkhalter, Regazzoni, Flückiger, Schneider-Ammann, Leu, Matyassy, Baeriswyl, Lauber, Tschaika, Schlegel, Frei, Berset, Caroni, Eling, Häusermann, Joos, Rechsteiner, Marchand, Bieler, Reimann, Amaudruz, Flückiger-Bäni, Graf-Litscher, Aebischer, Rickli, Herzog, Weibel, Pezzati, Kaiser, Affolter, Juncker, Merkel u.a.**

Didier Burkhalter (FDP), *Zauderi*, drückt in seinen letzten Wochen als Aussenminister plötzlich aufs Gas. Der Chef des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA) hat am Mittwoch dem Bundesrat knapp zwei Wochen vor seinem Abgang Ende Oktober über dreissig Nominationen zur Genehmigung vorgelegt. Gemäss dieser Liste soll unter anderem der derzeitige Paris-Botschafter **Bernardino Regazzoni** neu Botschafter in Peking werden, Botschafter **Stefan Flückiger**, gegenwärtig Chef Sektorielle Aussenpolitik im EDA, wechselt ins Departement von FDP-Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP). Er ersetzt die bisherige Delegierte für Handelsverträge, Botschafterin **Livia Leu**, die neu für Regazzoni die Schweizer Vertretung in Paris leiten wird. Weiter geht aus dieser Liste hervor, dass der frühere Argentinien-Botschafter **Johannes Matyassy** im EDA in Bern bleibt. In anderen Departementen steht man vor einem Rätsel: Weshalb will der Noch-EDA-Chef Burkhalter – sonst nicht gerade für rasche Entscheide bekannt – diese Ernennungen noch schnell durchdrücken? Auffallend an der Rochade: Alle Diplomaten, die der von Burkhalter ernannten EDA-Staatssekretärin **Pascale Baeriswyl** gefährlich werden könnten, wurden mit anderen lukrativen Jobs versorgt. (*hmo*)

**Michael Lauber**, Russlandreisender, ist bei einem Arbeitsbesuch in Moskau grosszügig bewirtet und reichlich beschenkt worden. Und zwar vom russischen Generalstaatsanwalt **Juri Tschaika**, mit dem sich der Schweizer Bundesanwalt über Korruptionsbekämpfung austauschte. Während die Schweizer Delegation dem Gastgeber ein Bild des heiligen Nikolaus im Wert von 300 Franken überreichte, erhielt sie ihrerseits neben Kaviar und Wodka eine laut *NZZ am Sonntag* «ebenso auserlesene wie vielteilige Porzellan-Garnitur». Ein Teil der



*30 Nominationen:* Aussenminister Burkhalter.



*Kaviar und Wodka:* Bundesanwalt Lauber.



*Nichts unversucht:* «Club»-Moderatorin Frei.

Geschenke wurde in die Schweiz transportiert und wird hier aufbewahrt, der Rest befindet sich bei der Botschaft in Moskau. Das Ganze ist insofern pikant, als die Bundesanwaltschaft kurz vor der Russlandreise eine Strafanzeige gegen den Sohn von Juri Tschaika wegen krimineller Finanztransaktionen nicht an die Hand genommen hatte. Und pikant auch deshalb, weil Laubers Staatsanwälte bei Bundesangestellten, die sich von Dritten zum Essen einladen lassen, sonst schnell einmal Bestechung wittern. (*fon*)

**Paul Schlegel**, gefallener FDP-Held, zeigt keine Einsicht. Die *Weltwoche* hatte publik gemacht, dass der gestrenge St. Galler Finanzpolitiker, ehemalige Kantonsratspräsident und Nationalratskandidat seine privaten Firmen finanziell und organisatorisch nicht im Griff und Dutzende von Betreibungen am Hals hatte. Unter anderem zahlte er Sozialversicherungsbeiträge seiner Angestellten nicht. Mehr als zwei Jahre nach der Enthüllung, die zum sofortigen Rücktritt Schlegels führte, macht der Ex-Politiker laut dem *St. Galler Tagblatt*,



*Diskussionsstoff:* Nationalrätin Herzog.



*Besonderer Ort:* Ex-Premier Cameron.

das ihn zuvor mit Samthandschuhen angefasst hat, munter weiter mit seiner Misswirtschaft auf Kosten Dritter. (*gut*)

**Karin Frei**, unparteiliche Journalistin, liess nichts unversucht, um in der Diskussionsendung «Club» auf SRF1 das Abstimmungsergebnis vom 24. September ins linke Licht zu rücken. Das Nein von Volk und Ständen zur Altersreform 2020 (AV2020) von Bundesrat **Alain Berset** durfte mit Ständerat **Andrea Caroni** (FDP) ein einziger Gegner der Vorlage besprechen. Ihm gegenüber sass gerade vier unterlegene Befürworter: die beiden Wissenschaftler **Martin Eling** und **Silja Häusermann**, dazu **Heidi Joos** (Präsidentin der radikalen Seniorengruppe «50plus out in work») und Gewerkschaftsboss **Paul Rechsteiner** (SP). Die Auswertung der Redezeit zeigt, dass Rechsteiner fast neunzehn Minuten sprach, während Ständerat Caroni kaum acht Minuten lang reden durfte. Am Nein zur AV2020 vermochte der nachträgliche «Club» trotz aller Bemühungen aber auch nichts mehr zu ändern. (*fsc*)



**Gilles Marchand**, Propagandachef, beschäftigt ein ganzes Heer von Trommlern in eigener Sache. Der neue SRG-Generaldirektor lässt es zu, dass sein Kanal Swissinfo.ch die Auseinandersetzung um die «No Billag»-Initiative im Parlament durch eine lupenreine SRG-Brille betrachtet. Ein halbes Regiment von SRG-Schreibern, angeführt von Chefredaktorin **Larissa M. Bieler**, unterzog die «Debatte um die SRG» einem angeblichen Faktencheck. Die SRG-Kritiker und SVP-Politiker **Lukas Reimann**, **Céline Amaudruz** (je 30 Prozent) und **Sylvia Flückiger-Bäni** (20 Prozent) liegen aus Sicht der SRG weit neben der Wahrheit, während die SRG-Anhängerin **Edith Graf-Litscher** (SP) zu 100 Prozent und der ehemalige SRG-Mann **Matthias Aebischer** (ebenfalls SP) zu 90 Prozent richtiglägen. Ebenfalls 100 Prozent wahr sei die Aussage von **Natalie Rickli** (SVP), die Schweiz habe schon vor der SRG existiert und würde auch ohne Gebührengelder weiter existieren. Wahr ist zweifellos auch: Es braucht definitiv keine mit Gebührengeldern finanzierte Journalisten, die allen Ernstes solchen Quark verbreiten. (gut)

**Verena Herzog**, Volksvertreterin, kümmert sich um einen von der *Weltwoche* aufgedeckten Missstand: Die Kinder von Grenzgängern und anderen EU-Einwanderern erhalten bisher die vollen Familienzulagen, selbst wenn diese im preisgünstigen EU-Ausland leben. Die Thurgauer SVP-Nationalrätin hat nun eine parlamentarische Initiative eingereicht, welche zur Folge hätte, dass Kinder- und Ausbildungszulagen für im Ausland lebende Kinder halbiert würden. In der Begründung schreibt Herzog, bei den Familienzulagen handle es sich um eines der «umfangreichsten Schweizer Sozialwerke», in dem «die mit Abstand grössten Sozialkosten im Zusammenhang mit der Personenfreizügigkeit» anfallen. Das Einsparpotenzial betrage über hundert Millionen. Der Vorstoss wird sicher für Diskussionsstoff sorgen, denn eigentlich verbietet die EU-Personenfreizügigkeit eine Schlechterstellung aufgrund des Wohnorts. Eine solche Schlechterstellung sei aber gar nicht beabsichtigt, schreibt Herzog. Vielmehr «würde nur eine deutliche Bevorteilung korrigiert». Die 44 Erstunterzeichner der parlamentarischen Initiative stammen grösstenteils aus der SVP. Zudem hat Herzog ihre Ratskollegen **Thomas Weibel** (GLP) und **Bruno Pezzati** (FDP) an Bord geholt. (fsc)

**Dominik Kaiser**, Entertainer, will zurück zu den Wurzeln. Parallel zu den jüngsten Bundesratswahlen, in denen feministische Reflexe wachgeküsst wurden, hat der Chef des privaten TV-Senders 3+ angekündigt, er wolle die Miss-Schweiz-Wahlen zu neuem Leben erwecken. Bereits 1500 adrette Kandidatinnen hätten sich für das Casting beworben, erklärte Kaiser unlängst am Schweizer TV-Tag Screen-

## Nachruf



*Reise in den Kosmos: Tüftler Schmitt (r.).*

**Joseph W. Schmitt (1916–2017)** — Jeder englische Herrenschneider wird bestätigen, dass ein Gentleman nur so gut ist wie sein Anzug. Um wie viel mehr gilt dies für Astronauten, von deren Kleidung nicht so sehr das Aussehen, sondern das schiere Überleben abhängt – im Raumschiff, bei Raumspaziergängen oder auf dem Mond.

Mehr als zwanzig Jahre lang lag diese Aufgabe bei der amerikanischen Raumfahrtbehörde Nasa in den Händen von Joseph Schmitt. Er kleidete Generationen von amerikanischen Astronauten ein – von Alan Shepard und John Glenn, den ersten Amerikanern im All Anfang der sechziger,

bis zum Beginn des Space-Shuttle-Programms in den achtziger Jahren.

Schmitt war meist der letzte Mensch, den die Astronauten sahen, bevor sich die Luke hinter ihnen schloss und der Countdown für die Reise in den Kosmos begann. Denn er war verantwortlich, dass alle Kabel, Schläuche und Drähte ordentlich angeschlossen waren, die sie mit der Kapsel verbanden. Zuvor hatte er ihnen beim Anziehen geholfen, angefangen bei den langen Unterhosen bis hin zum drei Kilogramm schweren Helm.

Eine besondere Herausforderung für den Tüftler, der seine Laufbahn als Flugzeugmechaniker begann, war die Mondlandung von 1969. Die Anzüge von Neil Armstrong und Buzz Aldrin mussten Temperaturen von minus 170 bis plus 150 Grad, UV-Strahlung und dem Einschlag von Mikrometeoriten standhalten. Nach dem Ende der Mission oblag ihm die Reinigung der Schutzbekleidung: «Wir saugten den ganzen Mondstaub heraus», erinnerte er sich. Dabei zweigten einige Personen kleine Mengen ab, um sie Freunden zu schenken – bis die Nasa die Praxis unterband.

Schmitt war so lange mit dem amerikanischen Raumfahrtprogramm verbunden, dass Freunde ihn mit der Bemerkung aufzogen, er habe wahrscheinlich schon die Gebrüder Orville und Wilbur Wright für ihren ersten Flug im Dezember 1903 eingekleidet. Das freilich konnte er mühelos widerlegen. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht mal er auf der Welt gewesen. Joseph Schmitt starb im biblischen Alter von 101 Jahren. *Wolfgang Koydl*

up. Argumentative Schützenhilfe leistete ihm **Silvia Affolter**. «Die Sendung wird sicher alle Klischees erfüllen, die man sich von so einer Show auf 3+ erwartet», prognostizierte die ehemalige Miss Schweiz gegenüber dem Online-Portal *Kleinreport*. Was hat man sich darunter vorzustellen? Werden neben Laufsteg und nackter Haut allenfalls auch feministische Argumente feilgeboten? Dazu Dominik Kaiser: «Natürlich! Wir suchen engagierte Frauen mit starker Persönlichkeit, die durchaus auch eine Meinung haben dürfen.» (tz)

**Jean-Claude Juncker**, Europa-Opa, liess **Angela Merkel** alt aussehen. Einer seiner Sprecher lobte die von der Kanzlerin und CSU-Chef **Horst Seehofer** ausgehandelte Obergrenze für die Zuwanderung – als leuchtendes Vorbild für offene Türen. Man freue sich, dass ein Land, das bereits über eine Million Menschen aufgenommen habe, auch künftig Jahr für

Jahr weitere 200 000 akzeptieren würde, hiess es in Brüssel. Begrenzung sieht anders aus, etwa so, wie sie **Emmanuel Macron** am selben Tag umriss. Frankreichs Staatschef kündigte an, dass sein Land 10 000 Migranten hereinlassen wolle. Einmalig. Verteilt über zwei Jahre. Kritik aus Brüssel? Fehlanzeige. (ky)

**David Cameron**, Frührentner, hat sich einen besonderen Ort für seinen 51. Geburtstag ausgesucht: Der britische Ex-Premier wird den Tag in einem Gemeindezentrum in Rapid City verbringen, einer Provinzstadt im US-Bundesstaat South Dakota. Die Eintrittskarten für die «Conversation with David Cameron» waren rasch verkauft. Mit 7 Dollar waren sie auch günstig im Vergleich zu den 750 000 Dollar, die **Bill Clinton** gemeinhin für einen Auftritt einstreicht. Auch die nächste Veranstaltung im Rushmore Plaza Civic Center ist schon gut nachgefragt: eine Show für Reinigungsgeräte. (ky)

# Stürmt Washington!

Von Urs Gehriger — Am Tag, als Stephen Bannon aus dem Weissen Haus auszog, erklärte er der politischen Elite Amerikas den Krieg. Seither mobilisiert er Gegenkräfte im ganzen Land. Trumps ehemaliger Chefstrategie hat Epochales vor. Die *Weltwoche* verbrachte zwei Tage an Bannons Seite in der Schaltzentrale der Revolte.

«Ich habe ihn gewarnt», sagt Stephen Bannon. «Ich habe dem Präsidenten klipp und klar gesagt, dass sein Kandidat in Alabama nicht gewinnen könne.» Die Hände hinter seiner Löwenmähne gefaltet, formt er den Mund zu einem gequälten Lächeln. «Ich habe dem Präsidenten gesagt: «Schau, du hast zwar auf den Falschen gesetzt, aber noch ist es nicht zu spät. Halte dich von jetzt an einfach zurück. Tu so, als sei nichts geschehen – und mach es nie wieder.»»

Der Präsident hat nicht auf Bannon gehört. Unfähig, einen Fehler einzugestehen, raste Donald Trump in Alabama in den Abgrund.

Die Vorwahl der Republikaner vom 26. September in Alabama mag, von Europa aus gesehen, eine Fussnote gewesen sein. Für die amerikanische Innenpolitik war es ein Beben, das das ganze Land zu erfassen drohte und die Hauptstadt Washington in ihren Grundfesten zu erschütterte.

Anlass des Ereignisses ist die Wahl eines Nachfolgers für den freigewordenen Senatsitz von Justizminister Jeff Sessions. Trump hatte sich auf die Seite von Luther Strange geschlagen, den das Washingtoner Establishment mit 32 Millionen finanziert hatte. Bannon dagegen ergriff Partei für den Richter Roy Moore, «den Mann der kleinen Leute». Bannons Kandidat schlug Trumps Schützling um 9,4 Punkte. Ein Erdrutschsieg. Einmal mehr hatte sich Bannons Riecher als goldrichtig erwiesen.

Stephen K. Bannon, 63, ist die kontroverseste und spannendste Figur in Amerikas Polit-Arena. Die Presse hat den ehemaligen Chefstrategen Donald Trumps mit unzähligen Übernahmen bedacht, allen haftet hinterhältig Düsteres an. Den «Grossen Manipulator» nannte ihn das *Time Magazine*. Der *Spiegel* beehrte ihn mit dem Titel «Mephisto». Andere sehen in Bannon einen modernen «Svengali», jenen dämonisch-genialen Musikus, der ein total talentloses Mädchen mittels Hypnose in eine Gesangsdiva verwandelt.

Die Alabama-Wahl scheint den Mythos des unheimlich talentierten Stephen Bannon zu bestätigen. Wer auf seinen Rat hört, dem wird Glück zuteil. Wer diesen ausschlägt, stürzt ins Verderben.

Für Trump, den sein damaliger Wahlkampfchef Bannon vor einem Jahr zielsicher ins Weisse Haus navigiert hatte, war Alabama ein harter Schlag. So hart, dass er über Nacht sämtliche Tweets löschte, in welchen er den Kandi-

daten Strange unterstützt hatte. «Er will um keinen Preis mit einem Verlierer assoziiert werden», sagt Bannon amüsiert.

## Treffen am Cheyenne Mountain

Seit einem guten Jahr bin ich Stephen Bannon auf den Fersen. Nachdem er im August 2016 die Wahlkampfleitung übernommen hatte, versuchte ich ihn bei Trump-Veranstaltungen hinter der Bühne aufzuspüren. Ich war nie weit weg, aber doch nicht nah genug. Nach der turbulenten Wahlnacht am 8. November war ich bei Trumps Siegesfeier in Manhattan um eine Armeslänge von ihm entfernt. Wieder entwischte er mir, zuerst in den Trump Tower, dann ins Weisse Haus.

Als er im August unter Getöse die Trump-Regierung verliess, kam endlich ein Kontakt zustande. Für den Tag nach der Alabama-Wahl war ein Termin in Washington, D.C. vereinbart. Doch wieder wurde nichts daraus. «Bannon ist direkt nach Colorado Springs geflogen», liess mich sein Büro wissen, «er empfängt Sie dort.» Nach sechs Stunden Reise quer über Amerika setzten wir zum Sinkflug an – und stiessen auf dichten Bodennebel. Durchstarten. Umkehr. Es war wie verhext. Der Mann, den sie den Teufel schimpfen, schien unerreichbar.

Nach einer Zwischenlandung in Denver setzte der Flieger im zweiten Anlauf sicher am Zielort auf. Eine halbe Stunde später erreichte ich das mondäne Luxusresort «Broadmoor» am Fuss des Cheyenne Mountain und sass nun dem «Leibhaftigen» in einer prunkvoll ausgestatteten Suite gegenüber.

«Ich habe einfach ein Gespür für diese Dinge», sagt Bannon über seinen Triumph in Al-

## Der Mann, den sie den Teufel schimpfen, schien unerreichbar.

abama. «Es war gleich wie bei Trump, von dem ich instinktiv wusste, dass er hundertprozentig die Präsidentenwahl gewinnen werde.»

Trump. Das Weisse Haus. Washington. Das alles ist jetzt weit weg. Auf dem Bett liegt Bannons Kampfjacke, der grüne Anorak, den er im Wahlkampf immer getragen hat. Er hat ihn wieder aus dem Schrank geholt. Am Tag, als Bannon das Weisse Haus verliess, verkündete er: «Ich ziehe in den Krieg.» Zwar beteu-

erte er, sein Krieg gelte Trumps Gegnern, dem Polit-Establishment und den Parteibonzen in Washington. Gleichzeitig jedoch hielt er fest: «Die Trump-Präsidentschaft, für die wir gekämpft und die wir gewonnen haben, ist vorbei.»

## «Hätte viel früher gehen sollen»

Über die Gründe von Bannons Ausscheiden aus der Regierung wurde alsbald wild spekuliert. Er habe gehen müssen, weil er seinen Chef «unterminiert» habe, mutmassten die einen. Andere unkten, Berater hätten den Präsidenten überzeugt, dass Bannons isolationistische Agenda des «wirtschaftlichen Nationalismus» zu schädlich sei für den globalen Hegemonen USA. Andere wiederum wollten wissen, Bannon sei Trump zu mächtig geworden, deshalb habe der Präsident seinen alten Spiessgesellen aus dem Machtzentrum geworfen.

Bannon schüttelt amüsiert den Kopf. «Es war kein Rauswurf.» Er selbst habe den Entscheid gefällt. Und zwar bereits «am ersten Tag» im Amt. «Ich hätte schon viel früher gehen sollen», sagt er. Kein Tag sei im Weissen Haus vergangen, an dem er sich nicht nach seinem alten Job als Chef der Online-Plattform *Breitbart News* gesehnt habe.

Bannon sitzt in einem Rokoko-Fauteuil und trägt seine bekannte dreischichtige «Uniform», bestehend aus einem T-Shirt, einem Polohemd und einem Nadelstreifenhemd, das er über braunen Cargo-Jeans trägt. Seine bleiche Gesichtshaut, die seine irische Abstammung verrät, ist übersät mit Rötungen und auffällig grossen Poren. Die Medien lieben diese Visage, sie drucken sie gern in scharfem Korn, um Bannons Image als verschlagene Kreatur zu akzentuieren.

Bannons Sprache ist einfach und verständlich. Er verwendet viele Kraфтаusdrücke und hat einen Hang zu militärischen Kurzformulierungen, in die er seltene Fachausdrücke einstreut, die erahnen lassen, dass er sich ausgiebig mit intellektueller Literatur befasst hat. Es sind Fachausdrücke wie *valedictorian* (Abschiedsredner) oder *syncretic* (zusammengesetzt, unrein).

Letzteren Ausdruck verwendet er, um die Methode von Trumps Entscheidungsprozessen zu beschreiben. Der Präsident stelle viele Fragen, die er nicht bloss an sein direktes Umfeld richte, sondern auch an Leute, die wenig mit Politik zu tun hätten. «Ich denke, die Art,



«Wenn wir zurückschlagen, gewinnen wir»: Stratege Bannon am 25. September in Fairhope, Alabama.

wie er Entscheide fällt, ist sehr geschickt», sagt Bannon. Allerdings würde ihn ein schlechter Einfluss vom Kurs abbringen.

Bannon zeichnet ein wenig schmeichelhaftes Sittenbild vom Weissen Haus. «Einige Leute im Dunstkreis des Präsidenten haben keinen Hauch von Gefühl. Sie lassen sich sehr leicht von Statistiken und Entscheiden, die keinen Sinn machen, in die Irre führen.» Insbesondere Trumps Schwiegersohn Jared Kushner und dessen Frau Ivanka sieht er als Hauptverantwortliche dafür, dass Trump von seinem Kurs abgekommen ist. Jared und Ivanka seien ein Team, sie gäben immer schlechten Rat. Beiläufig erwähnt er, dass es Kushner gewesen sei, der General Mike Flynn als Sicherheitsberater vorgeschlagen habe. Flynn wurde wegen seiner verheimlichten Kontakte zu russischen Exponenten von Trump nach einer Rekordzeit von bloss 24 Tagen aus dem Amt des Nationalen Sicherheitsberaters entlassen, wodurch die Präsidentschaft in ihre erste Krise stürzte.

#### «Den Schwung verloren»

«Haben Sie es tatsächlich ernst gemeint, als Sie sagten, Trumps Präsidentschaft sei aus und vorbei?», frage ich. «Die Präsidentschaft ist nicht am Ende, aber sie hat den Schwung für die erklärten Ziele verloren, die so grossartig waren», wiegelt Bannon ab. «Erinnern Sie sich noch: «Baut diese Mauer» war alles. Ich glaube noch immer daran. Aber wir sind heute in einer anderen Phase der Präsidentschaft.» Was nicht heisse, dass Trump nicht mehr erfolgreich sein könne.

Bannon gibt sich Mühe, diplomatisch durch das Thema Trump zu navigieren, was bei seinem temperamentvollen Charakter etwas komisch wirkt. Als ob er meinem skeptischen Blick etwas entgegensetzen wollte, legt er nach: «Schauen Sie, die Basis liebt den Präsidenten immer noch. Sie will bloss, dass er wieder zum ursprünglichen Programm zurückkehrt.»

Genau darin sieht Bannon seine Mission. Kaum beginnt er davon zu reden, fängt er Feuer. Wie habe er direkt nach seinem Austritt aus dem Weissen Haus gesagt? «Nun habe ich meine Hände wieder an meinen Waffen.» Damit meinte er *Breitbart*, die rechtsnationale Website, die er seine «killing machine» nennt. «Jetzt bin ich wieder zurück, und mit dem Wissen, das ich getankt habe, werde ich diese Maschine auf Hochtouren bringen.»

Das waren keine leeren Worte. Das war eine Fortsetzung seiner Kriegserklärung. In den letzten Wochen hat er sein Redaktionsteam bei *Breitbart* gestählt und den Output aufgedreht. Er suche keine Pulitzer-Journalisten, sagt er, keine Schönschreiber, sondern Leute wie Pulitzer selbst. Journalisten also wie der legendäre Publizist, der mit seinem Blatt in St. Louis verstanden habe, dass Zeitungen, dass gute



«Ich liebe den Kampf»: Bannon Mitte der 70er.

Journalisten eine politische, kulturelle Agenda verfolgen müssten.

#### Unter falschem Namen

Bannons Kritiker hatten womöglich recht, als sie warnten: «Bannon ist draussen gefährlicher als drinnen.» Seit er dem Weissen Haus den Rücken gekehrt hat, verfolgen Amerikas Medien jeden seiner Schritte mit nervöser Aufmerksamkeit. «Nach der Vorwahl in Alabama flog Mr Bannon nach Colorado Springs, um dort an einer Konferenz von Konservativen Geldgeber und Kandidaten zu rekrutieren», berichtete die *New York Times*, ohne weitere Details zu liefern. Zum Hotel «Broadmoor» hat die Weltpresse keinen Zutritt. Viele der Hotelgäste haben keine Ahnung, welcher schillernder Gast unter ihnen weilt. Bannon ist inkognito hier, unter falschem Namen und mit Bodyguards in lässiger Zivilkleidung.

Hinter verschlossenen Türen wird ein grosser Schlachtplan ausgeheckt. Die Stimmung ist aufgeladen. Der Enthusiasmus ist mit Händen zu greifen. Bannon sagt mir: «Alabama war ein Tsunami.» Die Leute würden nun in einem Staat nach dem anderen dem Vorbild von Richter Moore folgen: «Sieg erzeugt Sieg.» Man brauche kein Geld der Eliten und Bonzen aus Washington, D. C., New York City und dem Silicon Valley. «Die Leute draussen im Land wissen jetzt, dass sie dieses Ding aus eigener Kraft gewinnen können.»

#### «Ich kenne alle Elemente»

Es heisst, Bannon habe einen sechsten Sinn fürs Volk. Er selbst kommt aus dessen Mitte. «Meine

Familie stammt aus Irland und Liverpool. Meine Grossmutter ging nie zur Schule. Sie arbeitete von Kindesbeinen an in einer Textilfabrik. Meine Schwester war die Erste unserer Familie, die ein College besuchte.» Misst man Bannon an seiner bescheidenen Herkunft, ist seine Karriere umso erstaunlicher: Offizier in der Navy. Stratege im Pentagon. Investmentbanker bei Goldman Sachs. Filmproduzent, Chefpublizist bei *Breitbart*, Chefstrategie im Weissen Haus.

Trotz seines Aufstiegs habe er seine Arbeiterherkunft nie vergessen, sagt er. Nach einem einschneidenden Ereignis sei seine Nähe zum Volk in den letzten Jahren sogar gewachsen. Das Schlüsselerlebnis war der Finanzkollaps 2008/09. Damals habe sein Vater, ein gläubiger Katholik, der nach der dritten Klasse von der Schule in die Arbeitswelt eintrat, seine ersparte Altersvorsorge verloren. «Ich habe realisiert, dass die meisten revolutionären Perioden – die Französische Revolution, die Revolution in Europa in den 1930er Jahren – mit einem Finanzkollaps begonnen hatten.»

Entsprechend neugierig verfolgte er 2009 das Auftreten der Tea Party im ganzen Land. «Ich war dabei, als die populistische, nationalistische, konservative Bewegung begann.» Bannon drehte rund zehn Filme über die Revolte der kleinen Leute. «Ich habe ein sehr gutes Gespür für diese Bewegung. Ich kenne alle ihre Elemente.» Er hat die Anführer der Tea Party getroffen, unter ihnen bemerkenswert viele Frauen, von Phyllis Schlafly über Sarah Palin, Dana Loesch, Ann Coulter bis Michele Bachmann. Bannon widmete ihnen seinen wohl bekanntesten Dok-Film, «Fire from the Heartland», Feuer aus dem Herzland.

Umso grösser war Bannons Begeisterung, als Donald Trump 2015 die Rolltreppe seines Towers herunterfuhr und seine Kandidatur verkündete. «Es gab in Trumps Programm keine Position, die ich nicht schon lange vertreten hätte. Wir haben uns sofort verstanden.»

Bannon sieht in Trump eine Art Geschoss des Himmels. «Er ist eine Panzergranate. Kein



«Neue Einheit»: als Schüler, 1972.



«Das Instrument, das wir brauchten»: Trump und Bannon am 31. Januar in Washington.

anderer Kandidat hätte Hillary Clinton schlagen können. Er war das Instrument, das wir brauchten. Gott gab uns dieses Instrument, damit wir an die Macht kommen.»

Doch im Unterschied zu ihm fehle Trump das Feinsensorium für die Basisbewegung. «Der Präsident kam wirklich erst spät mit der populistischen Revolte in Berührung.» Obwohl gesegnet mit einem ausgeprägten Bauchgefühl, sei er doch kein Mann aus dem Volk, der mit Volkes Stimme vertraut sei wie er selbst. Dies sei ihm sofort aufgefallen, als er im August 2016 auf Trumps Geheiss die Leitung von dessen Präsidentschaftswahlkampf übernommen habe.

### Die vergessenen Männer und Frauen

«Als ich die Leitung übernahm, lag er sechzehn Punkte [hinter Clinton, Anm. d. Red.] zurück; es war nicht wirklich eine Kampagne, sie war ziemlich am Ende.» Dass Trump aufholte und die Wahl gewann, sieht Bannon als sein persönliches Verdienst an. «Ich schaffte es, Ordnung und Disziplin zu etablieren. Ich fokussierte auf die populistische, nationalistische Kernbotschaft und formulierte überzeugende Argumente.» Die «schweigende Mehrheit» fühlte sich ernst genommen und trug Trump ins Weisse Haus.

Entsprechend würdigte Trump seine Königsmacher am Tag seiner Amtseinführung: «Der 20. Januar 2017 wird als der Tag in Erinnerung bleiben, an dem das Volk wieder zu den Herrschern dieser Nation wurde. Die vergessenen Männer und Frauen unseres Landes werden nicht mehr vergessen sein. Alle hören jetzt auf euch. Ihr seid in Millionenzahl ge-

kommen, um Teil einer historischen Bewegung zu werden, wie sie die Welt noch nie zuvor gesehen hat.»

Als Trump die Rede hielt, sass Bannon unweit des Präsidenten, ausnahmsweise perfekt gekleidet in Anzug und Krawatte. Ich stand damals direkt unter der Szene vor dem Kapitol und beobachtete Bannon. Es war mir sofort klar: Diese Worte hatte er formuliert. Als ich ihn nun darauf anspreche, meint er ausweichend: «Der Präsident schreibt seine Reden selbst.» Sein verschmitztes Lächeln indessen gibt mir recht.

«Die vergessenen Männer und Frauen» ist Bannons zentrale Formel. «Sie sind wirklich das Rückgrat dieses Landes», sagt er. «Es sind die kleinen Leute, die still ihren Geschäften nachgehen, die Steuern zahlen, sich an Gesetz

### Im Unterschied zu ihm fehle Trump das Feinsensorium für die Basisbewegung, sagt Bannon.

und Ordnung halten, Familien aufziehen. Es sind die arbeitenden Latinos, Schwarzen, Weissen der Mittelklasse, deren Jobs durch illegale Immigration von billigen Arbeitskräften gefährdet werden und deren Arbeitsplätze ins Ausland abwandern. Es ist die schweigende Mehrheit, die von den Eliten dieses Landes total verraten wurde, von der «Partei von Davos», wie ich diese Abgehobenen nenne.»

Entgegen seinen Versprechen seien diese Leute bald aus Trumps Fokus geraten. «Sie wurden wieder vergessen», erklärt Bannon. Wie konnte das geschehen? «Ich denke, der

Präsident wurde ziemlich schlecht beraten.» Stand nicht er, Bannon, als Chefstrategie direkt an des Präsidenten Seite? «Das Schwierigste im Weissen Haus war, dass du einfach keine Kontrolle hast», erklärt er.

Die Wahrheit ist: Bannon hatte im Oval Office nie den Einfluss, den ihm die Presse zugeschrieben hatte. Er war weder Manipulator noch Mephisto. Im Gegensatz zur Wahlkampagne, als er das Ohr von Kandidat Trump praktisch exklusiv hatte, verkehrte im Weissen Haus eine Kamarilla von Einflüsterern. Generäle denken an Kriege. Aussenpolitiker an Kim Jong Un, Assad und Putin. Jared Kushner an den Nahostfrieden, den er nach hundert Jahren miraculös herbeiführen will. Und das Establishment der Republikaner im Kongress ist erst recht nicht bereit, die Agenda der kleinen Leute zu unterstützen. Der einfache Mann sei ihnen schlichtweg scheissegal, sagt Bannon. «Deshalb habe ich das Weisse Haus verlassen. Deshalb habe ich dem republikanischen Establishment den Krieg erklärt. Deshalb ging ich hinunter nach Alabama.» Und deshalb sitzt er jetzt im «Broadmoor»-Resort, wo er den Plan für seinen grossen Kampf schmiedet.

### Der Don und seine Capos

Das «Broadmoor» ist eine wuchtige, rund um einen künstlichen See gruppierte Komposition italienischer Baustile, die mitten in den Rocky Mountains ein wenig Florenz-Flair versprüht, mit Bowlingbahn, Bars, Restaurants und rund um die Uhr flackernden, gasbetriebenen Feuerstellen. Von Barbra Streisand über Clinton bis Bob Hope steigt hier seit Jahrzehnten Amerikas

Elite aus Politik und Showbiz ab. Heute frequentiert die Kundschaft das Anwesen kunterbunt in Roben und Trainingsanzügen.

Davon bekommt Bannon nichts mit. Von frühmorgens bis spätabends hält er in seiner Suite Audienz. Er verlässt das Zimmer nie, meistens nimmt er auch das Essen dort ein. Auf dem Flur herrscht eine geheimbündlerische Atmosphäre. Im Halbstundentakt fahren Männer und Frauen in gepflegter Kleidung und mit dicken Mappen im Lift in die oberste Etage hinauf. Zwei Sessel vor dem Lift dienen als provisorisches Wartezimmer.

Die lokale Presse bekommt Wind von dem geheimnisvollen Treiben. «Bannon trifft Tancredo wegen möglicher Kandidatur als Gouverneur von Colorado», schreibt die *Denver Post*. Tom Tancredo, ein vehementer Gegner illegaler Einwanderung, bestätigt dem Lokalblatt: «Okay. Was zum Teufel. Er ist hier, und, jawohl, wir haben uns getroffen. Faszinierender Typ. Keine Ahnung, was seine Pläne sind hier oder was ihn hierhergeführt hat.»

Nach unserem ersten Gespräch gewährt mir Bannon freien Zugang zu einigen Treffen. In den folgenden zwei Tagen werde ich Zeuge seiner Planspiele für den Marsch auf Washington.

Bannons Klientel lässt sich in drei Gruppen einteilen. Erstens potenzielle Kandidaten, die in den Wahlkampf eingreifen sollen, um das populistische Feuer nach Washington zu tragen. Zweitens Gruppen und Organisationen, bei denen Bannon Unterstützung sucht. Drittens Parteisenioren, mehrheitlich Traditionalisten ohne das bannonsche Feuer, deren Support jedoch wertvoll und deren Geld eine willkommene Verstärkung der Kriegskasse wäre.

Bannon geriert sich in seinem Audienzzimmer wie ein Don, der seine Capos und Soldaten anwirbt. Sie sind aus allen Himmelsrichtungen angereist, um seinen Ring zu küssen. Bannon bewegt sich nicht. Sie kommen zu ihm wie Aspiranten zum Chef. Bannon misst diesem Ritual grosse psychologische Wichtigkeit bei. Damit ist die Hierarchie symbolisch glasklar. In Washington halte er es gleich, sagt er. Er gehe nie in den Senat oder ins Repräsentantenhaus. Die Leute kämen in seine «Breitbart Embassy», wie sein neues Hauptquartier genannt wird.

#### «Bereit, zu töten»

Im Zwiesgespräch ist er auf Augenhöhe mit seinen Gästen, aber dominant. Er gibt ein hohes Tempo an. Bum, bum, bum!, so stellt er seine Fragen. Freundlich, aber bestimmt und stets zielorientiert. «Wen musst du unbedingt im Team haben? Wie holen wir ihn? Was hältst du vom Sowieso?» Dabei fällt auf, dass er fast nie Notizen macht und Unterlagen konsultiert. Namen, Daten, Ereignisse, die teilweise weit zurückliegen, ruft er spontan aus dem Gedächtnis ab. Wenn er etwas festhalten will, beauftragt er Assistenten, Buch darüber zu führen.



**Schlechter Rat:** Bannon (r.) mit Ivanka Trump und ihrem Mann Jared Kushner (l.).

Der Bannon in der Hotelsuite ist nicht derselbe Bannon in seinen öffentlichen Auftritten, die er seit seiner Rückkehr aus dem Weissen Haus öfter hält. Das Feuer, das in ihm brennt, ist dasselbe, aber sein Ton ist ein anderer. Wenn er zum Publikum spricht, ist er der Knecht des Volkes. Er benutzt nie das Wort «ich». Er mache dies ganz bewusst, sagt er mir. Er halte es mit einem Philosophen des chinesischen Altertums, dessen

---

#### Wenn er zum Publikum spricht, ist er der Knecht des Volkes. Er benutzt nie das Wort «ich».

---

Weisheit besage: «Grosse Dinge werden erreicht, wenn die Menschen sagen: <Wir selbst haben dies erreicht.>» Der gute Anführer nehme sich zurück. Seine Aufgabe bestehe darin, das Volk derart zu mobilisieren, dass jeder Einzelne das Höchste aus sich heraushole. «Der Mensch hat den Anspruch, etwas Bleibendes zu hinterlassen. Wenn du in ihm die Zuversicht weckst, über sich hinauswachsen zu können, ist er bereit, für dich zu töten.»

#### Coiffeuse und «trash man»

Bannons Kernprogramm ist dasselbe wie bereits in Trumps Präsidentschaftswahlkampf: Stopp der illegalen Massimmigration. Rückführung der Arbeitsplätze in die USA. Raus aus den sinnlosen und ruinösen Kriegen auf der Welt. Sein Schlachtplan indessen ist ein neuer. 2016 stand alles im Zeichen Donald Trumps. Nun wirft Bannon eine ganze Armee von Soldaten in die Schlacht. Bannon nennt sie «insurgents» – Aufständische. Bereits in fünfzehn Bundesstaaten

ist er mit Sprengkandidaten im Gespräch, die bei den Zwischenwahlen 2018 dem Establishment der Republikaner den Kongresssitz streitig machen sollen. Und das ist erst der Anfang von Bannons Feldzug. «Wir marschieren durchs ganze Land.» Von Küste zu Küste und von den grossen Seen im Norden bis zum Rio Grande.

Nach welchen Kriterien sucht Bannon seine Kandidaten aus? «Sie müssen den Ideen des Populismus verpflichtet sein, konservative Überzeugungen haben und für traditionelle Familienwerte einstehen», erklärt er. Karrierejuristen und dergleichen seien unerwünscht. Authentizität sei der Schlüssel. «Wir wollen Frauen und Männer, die aus dem kommunen Alltag kommen, nach Washington schicken.» Leute von unten, Handwerker, Kriegsveteranen oder Coiffeusen, die das gewöhnliche Volk verstehen, weil sie Teil von ihm sind. Oder Leute, die sich aus eigener Kraft nach oben gearbeitet haben wie Erik Prince, ehemals CEO des Söldnerunternehmens Blackwater, der als Kandidat in Wyoming im Gespräch ist, oder «trash man» Scott Wagner aus Pennsylvania. Wagner, der mit dem Slogan «Take Out the Trash» (Trag' den Müll raus) politisiert, hat mit einem Kehrrichtabfuhr-Unternehmen ein Vermögen gemacht und sitzt bereits als Senator für Pennsylvania in D. C. Jetzt will er mit Bannon das Feuer der populistischen Revolte in einen Flächenbrand ausweiten.

Als Kampagnenmanager wird David Bossie fungieren, der bereits im Trump-Wahlkampf als zweiter Mann im Hintergrund die Fäden zog. Wie in Trumps Wahlkampf wird das Führungsteam klein sein. Eine Handvoll Leute bloss, sagt Bannon, geführt «wie eine deutsche Armee». Als Hauptfinancier steht die Familie

von Bob Mercer bereit, der als Hedge-Fund-Manager ein Milliardenvermögen angehäuft hat. Die Mercers hatten bereits die Trump-Kampagne unterstützt und stehen als Sponsoren hinter *Breitbart*.

### Nazis? «Ich verachte sie»

Kaum waren die ersten Namen von Bannons Kandidaten publik geworden, wurden sie von den Medien auf zweifelhafte Eigenschaften hin durchleuchtet. Bei Michael Grimm, den Bannon im New Yorker Distrikt Staten Island unterstützt, erinnert man sich daran, dass er 2015 wegen Steuerhinterziehung für sieben Monate ins Zuchthaus musste. Richter Moore, dem Sieger von Alabama, wird «völkischer Extremismus» und Homophobie vorgeworfen. Als Beispiel wurde ein Zitat aus dem Jahr 2005 angeführt, indem er Homosexuelle der Sodomie bezichtigte und forderte, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen verboten werden sollten. Und Scott «trash man» Wagner beschuldigt man des Antisemitismus. Er hatte George Soros, den Grossfinancier der Demokratischen Partei, einen «ungarischen Juden» genannt, der «Amerika hasst».

Damit flammten die alten Vorwürfe wieder auf, Bannon suche die Nähe von Extremisten, Antisemiten und Rassisten. Darauf angesprochen, distanziert sich Bannon in unserem Gespräch in aller Form von homophobem und rechtsradikalem Gedankengut. «Die Mainstream-Medien machen sie viel grösser, als sie sind», sagt er über amerikanische Neonazis. In Wirklichkeit handle es sich um eine sehr kleine Randgruppe. «Sie machen 0,00001 Prozent der Bevölkerung aus. Ich verachte sie. Für Neonazis, Neo-Konföderierte, den Ku-Klux-Klan und diese antisemitischen Typen gibt keinen Platz im amerikanischen Leben.»

### Anruf von Kissinger

Bannon beschränkt sich nicht auf die nationale Kampfzone. Er baut eine Art Schattenregierung auf mit Beraterstäben für Wirtschaft, Sicherheit und Aussenpolitik, um seine Bewegung des ökonomischen Nationalismus ins Ausland zu tragen. Der klingendste Name unter Bannons Gesprächspartnern ist der von Henry Kissinger, dessen Buch «On China» er überallhin mitträgt.

Zwei Mal hat er den eminenten Doyen der US-Aussenpolitik bereits in dessen Haus in Connecticut besucht. Die Initiative habe nicht er, sondern Kissinger selbst ergriffen, sagt Bannon. Nachdem er das Weisse Haus verlassen hatte, habe ihn Kissinger angerufen und zum Gespräch eingeladen. Insgesamt fast zehn Stunden hätten sich die beiden bereits ausgetauscht. Die Chinesen hätten Kissinger gebeten, das Gespräch mit Bannon zu suchen.

In der Analyse seien sich die beiden vollständig einig. Keine Macht sei für die USA wichtiger als China. Dessen historische Haltung gegenüber Handelspartnern sei ausbeuterisch und potenziell ruinös. Durch unfaire Handelspraktiken

wie erzwungenen Transfer von US-Technologie und Innovationen sei Peking für Washington zur grössten wirtschaftlichen Bedrohung erwachsen. Kissinger glaube, seine (Bannons) Analyse Chinas sei zu hundert Prozent korrekt, nicht jedoch seine Lösung des Problems. Kissinger denke, der Kampf mit China müsse sich über eine lange Frist erstrecken. Über 20, 25, 30 Jahre. Man müsse ihnen mit Diplomatie entgegenen. «Aber ich sage, wir haben diese Diplomaten nicht, wir haben die Intellektuellen nicht und die geopolitischen Strategen», die es dafür brauche. Man müsse China jetzt gegenübertreten, ist Bannon überzeugt. Schliesslich stünden die Chinesen bereits im Handelskrieg mit Amerika. «Aber wir schlagen nicht zurück. Wenn wir zurückschlagen, gewinnen wir.»

### «Los, los, los!»

Nach vier Tagen bricht Bannon sein Lager in Colorado Springs ab. Hastig schreitet er durch die Hotelgänge und verschwindet in einem schwarzen SUV, der ihn zu einem Privatjet bringt. Unter sternenklaarem Himmel fliegt er über Bundesstaaten, die er schon bald in ein

### «Menschen streben nach Ordnung, sie wollen aus dem Chaos Ordnung schaffen.»

Schlachtfeld verwandeln will. Während Bannon, zufrieden über das in den letzten Tagen Erreichte, eine Wolldecke über die Knie zieht, twittert Trump aus dem Weissen Haus: «In der Analyse der Alabama-Primaries vergessen FAKE NEWS immer zu erwähnen, dass mein Kandidat um VIELE Punkte zugelegt hat, nachdem ich ihm meine Unterstützung zugesprochen hatte.»

Der Tweet sorgt für Heiterkeit in der Bordkabine. Warum Trump das mache?, frage ich. «Narzissmus», sagt Bannon. «Er kriegt ihn nicht unter Kontrolle.» Bannon, der selbst nicht twittert, bearbeitet die Tastatur seines Blackberrys. Wenig später schießt sein Sturmgeschütz *Breitbart* zurück: «TRAURIG! Präsident Trump behauptet fälschlicherweise, seine Unterstützung habe Luther Strange in den Alabama-Wahlen geholfen.» Geschrieben von Bannons «bestem Mann», Michael Patrick Leahy, der Trumps rechthaberische Rechenispiele widerlegt und den Präsidenten als schlechten Verlierer blossstellt.

Seit Bannon wieder das Kommando über *Breitbart* übernommen hat, hat die Newsplattform an Schlagkraft und Lesern zugelegt. Auf Facebook sei sie die Nummer eins von allen Newswebsites weltweit, so Bannon stolz. Trotz pausenlosem Einsatz an der Spitze der populistischen Revolte sitzt er seinem Nachrichtenteam im Nacken. Zweimal täglich leite er die Sitzungen, setze er die Agenda, halte er seine Redaktoren – «Los, los, los!» – auf Trab. Dabei stürme er immer voran,

drücke, dränge, demonstriere Energie und Motivation, heisst es aus der Redaktion.

### «Stürmt Wien!»

«Ich führe das Ganze wie eine Militärorganisation», sagt Bannon. Dabei profitiere er sehr von seiner Erfahrung bei der Navy. Dass die meisten seiner Mitarbeiter nie in der Armee gewesen seien, spiele keine Rolle. «Menschen streben nach Ordnung, sie wollen aus dem Chaos Ordnung schaffen.» Anders als Trump im Weissen Haus, wo der Präsident seine Entschiede erst nach langer Beratung fälle, erteile er seine Befehle rasch. Häufig verwende er einen Spruch Napoleons. Als der französische Kaiser vor Wien gestanden sei, habe er seinen Marschällen den schlichten Befehl gegeben: «Wenn ihr Wien stürmen wollt, stürmt Wien!» Mehr Anweisungen brauche es nicht. Ein guter Soldat wisse genau, was er zu tun habe.

Auf Bannons gegenwärtigen Schlachtplan bezogen, müsste der Befehl lauten: «Stürmt Washington!»

Ich erinnere mich an Bannons anfängliche Beateuerung, er kämpfe nicht gegen, sondern für Trump. Nach zwei Tagen als stiller Beobachter seines Regiments verdichtet sich mein Eindruck, der ehemalige Strategiechef im Weissen Haus trachte nach mehr. Er scheint nicht mehr daran zu glauben, dass Trump wieder auf Kurs zu bringen ist. Ich erinnere ihn an die Tea Party, die ohne klare Leitfigur zerfranst, und sage: «Eine Bewegung braucht einen Anführer.» «Das bin ich», antwortet er, ohne zu zögern. «Wir sind daran, die Kontrolle zu übernehmen.»

### Die neue Arbeiterpartei

Es scheine, dass seine Kritiker recht hätten, fahre ich fort. Er, Bannon, sei daran, die Republikanische Partei zu spalten. Dadurch verhindere er, dass Trump für seine Politik im Kongress Mehrheiten finde, so dass er schliesslich als erfolgloser Präsident in die Geschichte eingehe.

Bannon widerspricht vehement: «Ich bin kein Spaltpilz. In Wirklichkeit vereine ich die Partei. Wir formen eine neue Einheit. Und diese Einheit ist eine Partei, die sich auf die hart arbeitenden Amerikaner stützt. Wir werden die Elite aus der Partei drängen. Wir brauchen sie nicht, denn sie ist inkompetent und korrupt. Wir werden die Grand Old Party in eine Arbeiterpartei umformen. Das zentrale Organisationsprinzip wird die Arbeitsethik sein.»

Ist es Bannon wirklich ernst damit – und daran lässt er keinen Zweifel aufkommen –, steht er vor einer epochalen Herausforderung. Von wo er die Energie dafür nehme, will ich wissen. «Er ist übernatürlich!», heisst es spontan aus seiner Entourage. Bannon winkt ab. «Bloss natürlich. Und gesegnet mit guten Genen.» Ob er bereit sei, die nächsten paar Jahre zu kämpfen? «Absolut. Ich widme die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre meines Lebens dafür. Ich liebe den Kampf. Er hat eben erst begonnen.» ○

## Heute und vor hundert Jahren

Von Christoph Mörgeli

Der Aargauer Nationalrat Jonas Fricker sah nach seiner verbalen Entgleisung im Parlamentssaal nur noch den Rücktritt. Ein einziger Satz kostete ihn Kopf und Kragen. *Blick* und *Sonntagsblick* urteilten, dieser Entscheid sei der einzig mögliche für den Grünen gewesen. Der *Tages-Anzeiger* und die *Neue Zürcher Zeitung* befanden, der harmlose Volksvertreter aus Baden habe mit seinem Rücktritt doch etwas gar übertrieben. Es gab Zeiten, da haben Nationalräte weit Schwerwiegenderes verbrochen. Und zwar nicht mit Worten, sondern mit Taten. Erstaunlicherweise ohne die eigentlich zwingende Konsequenz ihres Rücktritts. Es ist jetzt genau hundert Jahre her, seit der begabteste Schweizer Linke seiner Zeit sich Folgendes geleistet hat: SP-Mann Robert Grimm, der für den Kanton Zürich im Nationalrat sass, die *Berner Tagwacht* betreute und auch in der Stadtberner Exekutive sowie im kantonalen Grossen Rat politisierte, verursachte einen Skandal von ungeheurer Tragweite.

1917 unternahm Robert Grimm mitten im Ersten Weltkrieg einen Schritt, der unseren neutralen Kleinstaat in den Grundfesten erschütterte. Er versuchte nämlich, zusammen mit Bundesrat Arthur Hoffmann (FDP) einen Separatfrieden zwischen Deutschland und dem revolutionären Russland zu vermitteln. Die Sache flog auf. Frankreich und England tobten und verurteilten diese Begünstigung Deutschlands aufs Schärfste. Bundesrat Hoffmann musste umgehend zurücktreten. Und Nationalrat Robert Grimm?

Er wurde in Russland als deutscher Spion verdächtigt. Er log, dass sich die Balken bogen. Die SP-Fraktion lehnte «einstimmig jede Verantwortung über die Handlungen Grimms» ab. Es kam zu Untersuchungen im Parlament und in der SP Schweiz. Grimm wollte als Retter der Revolution und Vermittler des Friedens in die Geschichtsbücher eingehen. Ihm geschah nichts. 1918 war «Grimm Röbu» bereits wieder Präsident des Oltener Aktionskomitees. Er plante den unbefristeten Generalstreik, «der zum offenen Bürgerkrieg überleitet und den Sturz der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zum Ziele hat». Obwohl zu einer halbjährigen Haftstrafe verurteilt, sass Grimm 45 Jahre lang im Nationalrat. Und wurde erst noch Regierungsrat und vielfacher Verwaltungsrat. Darum lautet das Fazit zu Robert Grimm und Jonas Fricker: Die Sozis sind einfach die robusteren Linken als die Grünen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Das SVP-Dream-Team

Von Peter Bodenmann — Ueli Maurer liefert Wladimir Putin endlich die Steuerdaten der Oligarchen.



*Qui s'excuse s'accuse:* Parmelin (l.), Maurer.

Die SVP wollte immer zwei Bundesräte. Jetzt hat sie zwei. Bewegen Maurer und Parmelin die Schweiz?

Ueli Maurer hat die Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform verloren. Er wird im zweiten Anlauf kleinere, etwas sozialere Brötchen backen müssen. Sonst sagt das Volk noch einmal nein. Natürlich – wie immer – nicht das ganze Volk, sondern nur die etwas grössere und vernünftigeren Hälfte.

Das Steuerhinterzieher-Geheimnis war jahrzehntelang die heilige Kuh der bürgerlichen Parteien. Die Amerikaner haben es geknackt. Neu müssen die Schweizer Steuerbehörden sogar die Kontostände der Oligarchen, die Russland geplündert haben, nach Moskau senden.

Die Banken sehen keine andere Möglichkeit, als in diesen für sie sauren Apfel zu beissen. Eindringlich bat Maurer seine SVP-Männer und -Frauen seiner Kapitulation zuzustimmen.

Machten sie – im Gegensatz zum restlichen Parlament – nicht. Sie stimmten gegen die Interessen des Bankenplatzes Schweiz, wissend, dass sie keine Chance hatten. Motto: Schweizer Fahnen schwenken ohne Konsequenzen.

Wenn es zu einer neuen Finanzkrise kommt, wird die Schweiz, wird Ueli Maurer die nach wie vor unterkapitalisierte UBS ein zweites Mal retten müssen. Denn die Bank profitiert weiterhin, ohne einen Franken zu bezahlen, von einer faktischen Staatsgarantie.

Jetzt droht Sergio Ermotti mit dem Abbau von 30 000 Stellen und der Verlegung des Sitzes der UBS ins Ausland. Gefordert wäre Ueli Maurer. Er schweigt in allen vier Landessprachen.

Personenwechsel: Neu ist Guy Parmelin zuständig für die Armee und die Geheimdienste. Er produziert einen Flop nach dem andern. So schoss der Waadtländer die Erneuerung der Flugabwehr ab, ohne das Dossier auch nur studiert zu haben.

Typisch Parmelin: Der Korporal und Weinbauer erstattete gegen den Divisionär Andreas Stettbacher Strafanzeige und suspendierte ihn gleichentags. Das kommt für jeden Angestellten menschlich und beruflich einer standesrechtlichen Erschiessung gleich. Vor seinem Entscheid hat Parmelin den nachweislich unschuldigen Stettbacher nicht einmal mit den Vorwürfen konfrontiert. Schuld sei nicht er, sondern seine Juristen. *Qui s'excuse s'accuse*. Die NZZ spottet bereits über diesen «Monsieur Fehlschuss».

Nehmen wir an, Terroristen sprengen eines der uralten Schweizer Atomkraftwerke in die Luft. Und der bereits mit einem einfachen Personaldossier überforderte Parmelin müsste die Weichen stellen. Niemand stellt sich das vor, deshalb regt sich niemand auf. Die Schweiz vertraut darauf, dass andere für unsere Sicherheit sorgen. Und nicht die SVP. Vermutlich zu Recht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Hurra, hurra, hurra

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt auf dieser Welt nur ein Thema, bei dem sich die Wissenschaft völlig einig ist. Das ist die SRG.

Ich habe wirklich tagelang gesucht. Ich habe intensiv gesucht. Aber ich habe nichts gefunden.

Ich habe gesucht, ob es einen Medienwissenschaftler in der Deutschschweiz gibt, der je eine kritische Bemerkung zur SRG formulierte.

Nein, gibt es nicht. Es gibt von Publizistikprofessoren nicht eine einzige kritische Bemerkung zur SRG. Es gibt auch keine halbwegs kritische Bemerkung. Die Medienwissenschaft pendelt bei ihrer Einschätzung der SRG nur zwischen höchster Begeisterung und glühender Euphorie.

Für Otfried Jarren zum Beispiel, den bekanntesten Medienprofessor der Universität Zürich, ist die Existenz der SRG eine «demokratische Bewährungsprobe». Vinzenz Wyss, der bekannteste Medienprofessor der Fachhochschule Winterthur, ist «mit Haut und Haaren für die SRG», wie es die *Aargauer Zeitung* beschrieb. Manuel Puppis, der bekannteste Medienprofessor der Universität Freiburg, weibelt durchs ganze Land, um die «hohe Zufriedenheit und das Vertrauen» in die SRG zu propagieren.

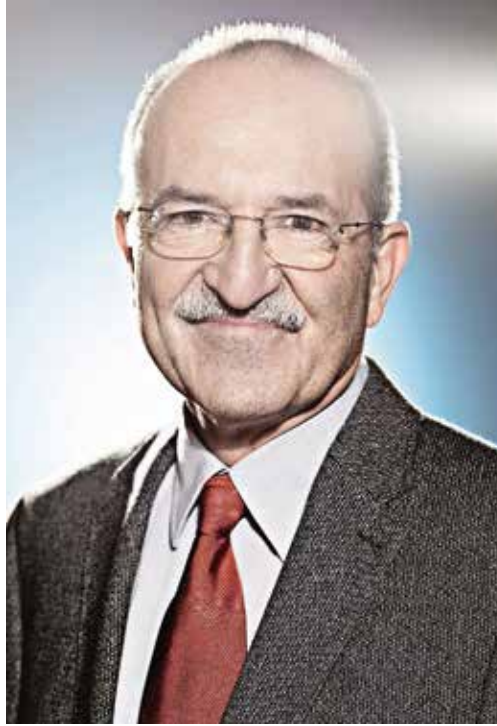
Wir könnten auch die weiteren dreissig Publizistik- und Kommunikationsprofessoren der Hochschulen Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Freiburg, Bern, Chur und Luzern zitieren. Von keinem gibt es auch nur den Hauch einer Kritik an der SRG. Alle sind vom Staatsfunk euphorisiert.

Das ist hochinteressant. Wir erleben eine szientifische Ausnahmesituation. Bei allen anderen wissenschaftlichen Themen, von Klima über Zinskurve bis Urknall, gibt es intellektuelle Kontroversen. Nur bei der SRG ist die wissenschaftliche Debatte ausgeschaltet.

Die Anomalie hat auch mit Geld zu tun. Die Publizistikwissenschaft wird vom Staat gut gefüttert.

Das Bundesamt für Kommunikation (Bakom), das Vorzimmer der SRG, schüttet einiges für die Medienforschung aus. Im Jahr 2016 waren es 2,03 Millionen Franken, in den Jahren zuvor jeweils ähnlich viel. Ein schöner Teil davon geht an die Publizistikinstitute der Hochschulen.

Otfried Jarren und seine Kollegen von der Universität Zürich bekamen 2016 beispielsweise 270 000 Franken. Seit 2010 waren es mehr als zwei Millionen. Im Auftrag des Bakom führt Medienprofessor Vinzenz Wyss mit seiner privaten Firma MQA die Qualitätskontrolle der Privatradios durch, ein Auftrag, der auch in die Hunderttausende geht. Manuel



Grosse Ausnahme: Professor Russ-Mohl.

Puppis von der Universität Freiburg wiederum lieferte eine teure Studie zum «Service public im internationalen Vergleich», bei dem die SRG natürlich bestens abschnitt.

Die Geldverteilung aus dem Medien-Bundesamt ist fein nach Empfängern austariert. 2016 etwa gingen 140 000 Franken ans Seminar für Medienwissenschaft der Universität Basel, das in den Jahren zuvor eher zu kurz gekommen war. Im Gegenzug organisierte der leitende Publizistikprofessor Markus Krajewski für die SRG in Basel eine öffentliche Vortragsreihe, die er sich wiederum von der SRG sponsern liess.

Und nun komme ich zur grossen Ausnahme. Ich bin doch noch auf eine SRG-kritische Aussage eines Publizistikprofessors gestossen, allerdings nicht in der Deutschschweiz, sondern im Tessin.

Dank ihren Gebühreneinnahmen, habe ich gelesen, würden von der SRG «andere Anbieter konkurrenziert und verdrängt». Wenn die SRG so weitermache, würden in Zukunft «womöglich nicht einmal eine Handvoll kommerzieller Medien überleben».

Die kritische Analyse stammt von Professor Stephan Russ-Mohl von der Universität Lugano. Ich brauche es kaum zu betonen: Der unabhängige Medienwissenschaftler Stephan Russ-Mohl hat von der SRG und vom Bakom noch nie Geld für eine Studie bekommen.

# Preis-Leistung

Von Henryk M. Broder — Kaum Nobelpreise für Muslime.

Lamyia Kaddor, 1978 in der westfälischen Kleinstadt Ahlen geboren, ist eine deutsche Vorzeigemuslima, ein Beispiel für perfekte Integration. Frau Kaddor hat den Liberal-Islamischen Bund gegründet, mehrere Bücher zum besseren Verständnis des Islams geschrieben («Der Koran für Kinder und Erwachsene») und sich als «Theologin» und «Islamwissenschaftlerin» etabliert.



Ihr Renommee als «Deutschlands bekannteste Vertreterin eines sanften Islam» (*Der Spiegel*) bekam allerdings einen Riss, als bekannt wurde, das gleich fünf ihrer Schüler Deutschland verlassen und sich dem Islamischen Staat angeschlossen haben. Auf diesen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis angesprochen, erklärte sie in einem Zeitungsinterview, «allein die Vorstellung, dass ehemalige Schüler von einem in ein Land gehen, zu dem sie überhaupt keinen Bezug haben, und dort kämpfen, war auch für mich unvorstellbar».

Ebenso schwer vorstellbar ist für sie, «warum der Nobelpreis fast nie an Muslime» geht. Dies könne, schreibt sie in einem aktuellen Beitrag für ein Internet-Portal, keinesfalls «mit fehlender Bildung» in den vom Islam dominierten Ländern zu tun haben und stellt eine kühne Behauptung auf. «Vor einigen hundert Jahren» hätten Muslime «die meisten Nobelpreise» bekommen. Zum Beispiel «der berühmte Mediziner Ibn Sina», Ibn al-Haytham, «der Erfinder der Lupe» und der osmanische Erfinder Taqi ad-Din, der bereits im 16. Jahrhundert eine Dampfmaschine entworfen hatte, «lange bevor sie in Europa entdeckt und zum Motor der Industrialisierung wurde». Da ist was dran. Die Nobelpreise für Physik, Chemie, Medizin, Literatur und Frieden werden erst seit 1901 verliehen. Unter den bis jetzt 837 Preisträgern waren auffallend wenige Muslime, sofern die Religionszugehörigkeit überhaupt bekannt wurde, darunter die pakistanische Kinderrechtlerin Malala Yousafzai und der palästinensische Friedensaktivist Jassir Arafat. Um die Diskriminierung der Muslime zu beenden, sollte eine neue Kategorie eingeführt werden: Der Nobelpreis für weit zurückliegende Leistungen. Obwohl dann vermutlich die Chinesen abräumen würden, die das Papier, das Schwarzpulver, das Porzellan und den Kompass erfunden haben. Der Preis für die Erfindung des «sanften Islam» würde freilich an Frau Kaddor gehen.

# Zuckersüsse Millionendeals

Die Swisscom verhilft der SRG zu einem Freundschaftspreis für die Fussball-Übertragungsrechte. Ein Staatsbetrieb hilft dem anderen, möglicherweise zum Schaden ihrer nichtstaatlichen Aktionäre. Das zeigen Recherchen der *Weltwoche*. Die Verantwortlichen geben sich wortkarg. Von Florian Schwab

Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) macht munter Eigenwerbung mit der Botschaft, wie gross und günstig das Sportangebot auf ihren Kanälen sei: «Trotz den beschränkten finanziellen Möglichkeiten bieten die SRG-Sender so viel Sport wie kein anderer Free-TV-Sender in ganz Europa», jubelte die öffentlich-rechtliche Sendeanstalt letzte Woche auf «SRG Insider», ihrer Internetseite für Informationen in eigener Sache, die sich vor allem an junge Leute richtet. Mit «beschränkten» Möglichkeiten sind die 51 Millionen Franken gemeint, welche die SRG jährlich im Durchschnitt für Sportrechte ausgibt. «Als Vergleich» heisst es weiter im Online-Artikel: «UPC/My Sports bezahlt ausschliesslich für die Rechte an der nationalen Eishockeymeisterschaft 35,4 Millionen Franken pro Saison», und «Teleclub lässt sich die nationale Fussballmeisterschaft ebenfalls rund 35 Millionen Franken pro Saison kosten».

Aus der Sicht des Gebührenzahlers sind die 51 Millionen tatsächlich ein Schnäppchen. Für lediglich 4,2 Prozent der jährlichen Billag-Einnahmen erhält er ein relativ umfassendes Sportpaket, das von den Spielen der Schweizer Fussballnationalmannschaft über die Swiss Football League bis hin zu Formel 1, Tennis, Schwingen und Steinstossen reicht. Selbst internationale Top-Events wie die Olympischen Spiele oder die Fifa-Weltmeisterschaft sind in dem Betrag enthalten.

Was die SRG-Eigenwerber allerdings gezielt ausblenden, ist das Entscheidende: Die SRG profitiert in sportlichen Zentralbereichen von zuckersüssen Deals mit ihrem staatlichen Schwesterunternehmen Swisscom. Dies zeigt sich konkret bei den Übertragungsrechten an der Schweizer Fussballmeisterschaft, der Swiss Football League (SFL). Denn obschon sich der Wert der TV-Übertragungsrechte seit zehn Jahren etwa verdreifacht hat, zahlt die SRG für ihren Teil konstant zwischen 4,5 und 6 Millionen Franken.

## Von 22 auf 35 Millionen Franken

Wie ist das möglich? Bis 2011 vergab die SFL getrennt die Rechte für die Ausstrahlung im Free TV an die SRG und im Pay-TV an Teleclub. Für die Ausstrahlung von zehn Spielen pro Saison bezahlte die SRG 5 Millionen Franken jährlich. 2011 sicherte sich dann die Swisscom die exklusiven Rechte sowohl für das Bezahlfernsehen als auch für das frei empfangbare Fernsehen.

Der zu 51 Prozent im Besitz des Bundes befindliche Telekom-Gigant blätterte dafür einen Gesamtbetrag von rund 22 Millionen Franken pro Saison hin. Letztes Jahr, als es um die Vergabe für den Zeitraum von 2017/18 bis und mit 2020/21 ging, nahm auch das private Unternehmen UPC mit seinem neuen Sportsender My Sports am Bieterwettbewerb teil. Was den Preis explodieren liess. Den Zuschlag erhielt wiederum Swisscom/Teleclub zum Rekordpreis von rund 35 Millionen Franken.

Entsprechend erfreut war die SFL: «Der gesamte Erlös» aus dem Verkauf der Marketing-

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* ist die SRG auch von der neuen Preissteigerung um rund 70 Prozent nicht betroffen. Im Gegenteil: Wie aus sicherer Quelle zu erfahren ist, zahlt sie mittlerweile sogar weniger als fünf Millionen Franken für dieselben 36 Spiele.

Die Wurzel dieser Abschirmung der SRG von der Preisentwicklung ist wohl auch in der hohen Politik zu suchen. Am 16. Juli 2011 stand die Swisscom kurz davor, die Free-TV-Rechte an einen ausländischen Anbieter zu vergeben. Verhindert wurde dies in einem konspirativen Treffen, an dem neben Spit-



**Monopolistische Machtverklumpung:** Medienministerin Leuthard (l.), ehemaliger SRG-Sportchef

und Übertragungsrechte werde sich netto (also abzüglich von zirka 5 Millionen Franken Produktionskosten für die Übertragungstechnik) auf «rund 40 Millionen Franken pro Saison» belaufen, gab die SFL letztes Jahr bekannt. Dies entspreche «einer markanten Steigerung von fast 70 Prozent gegenüber heute».

Zwischen 2012 und 2016 hatte die SRG keinen direkten Vertrag mehr mit der Swiss Football League, sondern kaufte von Swisscom/Teleclub die Rechte für die Ausstrahlung eines Teils der Spiele im Free TV. Anstatt zehn Spiele pro Saison (wie früher) strahlt die SRG seit 2012 jede Woche ein Spiel aus (total 36 Spiele). Der Aufpreis für die SRG war allerdings äusserst bescheiden. Branchenkenner sprachen 2012 von einem Betrag zwischen 6 und 7 Millionen Franken pro Saison (statt zuvor 5 Millionen für deutlich weniger Spiele).

zenvertretern der Swisscom und der SRG auch hochrangige Exekutivpolitiker zugegen waren und regelrecht Druck auf die Swisscom ausübten, die SRG zu berücksichtigen. Dies ist aus vertrauenswürdiger Quelle innerhalb des damals unterlegenen Unternehmens zu erfahren. Tatsache ist: Plötzlich war die SRG wieder im Geschäft. Sechs Millionen Franken für 36 Spiele. Mit andern Worten: Der Staatsbetrieb Swisscom, zu 51 Prozent im Besitz des Bundes, verhilft der staatlich konzessionierten SRG zu einem zuckersüssen Freundschaftsdeal.

Warum willigte die Swisscom in die Subventionierung der SRG ein? Für die Beteiligten ist das Thema offenbar heikel. Die SRG verweist zuerst auf die «Vertraulichkeit» der vertraglichen Abmachungen mit der Swisscom-Tochter Cinetrade, erklärt dann aber immerhin, das

durchschnittliche jährliche Budget für sämtliche Sportrechte sei auf 51,2 Millionen Franken begrenzt. «Aus diesem Grund ist es der SRG nicht möglich, Preissteigerungen mitzumachen.» Gar keine Stellung nimmt die Swisscom: Sie möchte entsprechende Fragen «nicht kommentieren». Ginge es statt um Sportrechte um das neue iPhone, so müsste die Swisscom die Steigerung beim Einkaufspreis zumindest teilweise an ihre Abnehmer weitergeben. Dass sie dies im Fall der Sportrechte nicht getan hat, sollte sie zumindest ihren Eigentümern nachvollziehbar begründen können. Vor allem bei den 49 Prozent nichtstaatlichen Aktionären könnte sonst der Eindruck entstehen, sie würden um viel Geld geprellt. Die Intransparenz jedenfalls ist bemerkenswert.

Die Geschichte der Fussballrechte in den letzten Jahren ist die Geschichte konstanter Drohungen durch die SRG. Vor fünf Jahren fühlte sie sich bis aufs Blut provoziert, als eine Firma ausserhalb der SRG erstmals den Auf-

vertraglich gegenüber der SFL dazu verpflichtet war, 36 Spiele pro Saison in einem landesweit frei empfanglichen TV-Sender ausstrahlen zu lassen. Kurzzeitig geprüft wurde die Variante Sat 1, sie aber nach dem erwähnten Treffen wieder verworfen. Am Schluss blieb die SRG und diktierte weitgehend die Bedingungen. «Es gibt im Schweizer TV-Sportmarkt keine Konkurrenz. Nur Kooperationen», fasste damals der SRG-Sportchef Urs Leutert die Einigung triumphierend zusammen.

Die Lehre, welche Swisscom aus dem monatelangen Gerangel zog, brachte der Sportjournalist Klaus Zaugg auf den Punkt: «Ich komme im SF, also bin ich»: An der SRG führe kein Weg vorbei. Es sei ein «teurer Wahn» gewesen, die SRG ausbremsen zu wollen. Erschrocken waren dem Vernehmen nach auch die Entscheidungsträger der SFL. Dementsprechend vermag es kaum noch zu überraschen, wie lautlos die SRG letztes Jahr wieder den Zuschlag erhielt. Wiederum machte

Anzahl Abonnemente in ihrem Pay-TV auswirkt. Die Swisscom kann damit ihre Kräfte auf die Abwehr der UPC konzentrieren und weiss dabei erst noch die SRG auf ihrer Seite.

Dass die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen auch die redaktionelle Unabhängigkeit der SRG in Mitleidenschaft ziehen, konnte man kürzlich im Tessin erleben. Letztes Jahr ist es UPC gelungen, dem zur Swisscom gehörenden Teleclub die Rechte in den fünf obersten Eishockey-Ligen zu entwenden, darunter jene der Tessiner Derbys. Wie im Fussball muss auch hier der Pay-TV-Anbieter (UPC) einen Teil der Spiele an einen frei empfangbaren Sender untervermitteln. Jede Regung in den entsprechenden Verhandlungen zwischen UPC und der zur SRG gehörenden Radiotelevisione Svizzera (RSI) und alternativ dem privaten Sender Teleticino wurde von den RSI-Journalisten akribisch verfolgt und im eigenen Sinne ausgelegt.

Als am Schluss die Wahl auf die private Konkurrenz fiel, vermeldete dies Nachrichtensprecherin Valeria Bruni in der RSI-Nachrichtensendung «Il Quotidiano» mit Leichenbittermiene. In einem Interview durfte RSI-Sportdirektor Enrico Carpani unwidersprochen seine Version verbreiten, UPC betreibe «exzessive» Preistreiberei. UPC stellt dies gegenüber der *Weltwoche* in Abrede. Man habe lediglich 100 000 Franken pro Spiel verlangt, also den «Marktpreis», den man selbst auch bezahle, sagt Roland Bischofberger von UPC. Warum tut die Swisscom im Fussball nicht dasselbe gegenüber der SRG?

### Auslaufmodell

Über die monopolistische Machtverklumpung bei den beiden Staatskonzernen schweigen sich Swisscom und SRG aus, so gut es geht. Auch das Bundesamt für Kommunikation, eigentlich für die Aufsicht über beide Unternehmen zuständig, scheint nicht gewillt, Grenzen festzulegen, innerhalb deren sich das Gespann Swisscom/SRG im Markt um Sportrechte bewegen darf. Die «konkrete Mittelverwendung für die Übertragungsrechte von Sportveranstaltungen» liege «in der unternehmerischen Kompetenz der SRG», schreibt die Behörde. Nach Einschätzung des Sportrechte-Fachmanns Martin Wagner ist die «Schweizer Besonderheit, dass man zuerst bietet und dann fast zwangsweise die SRG noch dazunehmen muss», allerdings ein «Auslaufmodell». Die Marktentwicklungen und die neuen Verbreitungstechnologien würden dazu führen, dass sich langfristig immer mehr der Markt durchsetzt.

Tatsache bleibt bis dahin: Die SRG profitiert massiv von den freundlichen Vorzugspreisen ihrer staatlichen Schwester Swisscom, die partout nicht herausrücken will, warum sie der SRG so billig verkaufte, wofür sie selber immer mehr bezahlen muss und will. Hat da jemand Kungelei gesagt? ○



Leutert (r.).



trag für die technische Produktion der Übertragungen erhielt. Als 2011 die Swisscom durch ihre Angebotspolitik die Preise für die Übertragungsrechte in Sphären ausserhalb der SRG-Reichweite trieb, folgte eine monatelange Kampagne in den Nachrichtengefässen der SRG. Sie kulminierte in der Drohung mit einer «Nullbild-Strategie», also der Verbannung der SFL aus dem Schweizer Fernsehen.

Dass dieses Druckmittel grundsätzlich wirksam ist, bestätigt unter anderen der auf Sportrechte spezialisierte Anwalt Martin Wagner: «Man muss immer einen Mix finden zwischen dem Pay-TV, wo das Geld sitzt, und dem Free TV, wo die Masse sitzt.» Denn am Zuschauer-rating hängen beispielsweise auch die Sponsoring-Einnahmen für die Klubs.

Die Boykottdrohung seitens der SRG brachte also die Swisscom in Bedrängnis, weil sie

die Swisscom gute Miene zum bösen Spiel, indem sie im fortgeschrittenen Stadium des Bieterverfahrens plötzlich die Herauslösung der Free-TV-Rechte zuließ. Den neuen Vertrag unterschrieb die SRG dann wieder direkt mit der SFL. Ein neuer Verteilungskampf um die Rechte hätte nur die lästige Diskussion darüber befeuert, was der Service public genau umfassen soll.

### Journalisten als Flankenschutz

Für die beiden Staatsbetriebe ist die jetzige Lösung komfortabel. Die SRG bekommt am Rockzipfel der Swisscom die TV-Rechte zu Vorzugskonditionen und bleibt somit vom harten Bieterkampf verschont. Swisscom/Teleclub haben erleichtert festgestellt, dass sich die Übertragung von 36 statt 10 Spielen durch die SRG offenbar nicht negativ auf die



Bundesrat als Rieseninsekt: Schneider-Ammann.



Mit Handörgeli: Leon Schlumpf, 1970er Jahre.



Symbolik in Bild und Ton: Calmy-Rey, Korea, 2003.

# Hochglanzpolierte Bundesräte

Immer öfter präsentieren sich die Mitglieder unserer Landesregierung in Posen, Kampagnen und PR-Aktionen, die nichts oder wenig mit ihrem Amt zu tun haben. Wem nützt diese neue Art von Schönheitswettbewerb? *Von Christoph Mörgele*

Die Bilder verzückten die gesamte Boulevard-Schweiz: Bundespräsidentin Doris Leuthard stöckelte bei ihrem Besuch des diesjährigen Zürcher Filmfestivals kamerawirksam auf dem Teppich, der im zeitgeistigen Grün ihrer Energiewende gehalten war. Dabei suchte Leuthard – einmal mehr in edlen Textilien des Damenausstatters Akris – im Blitzlichtgewitter zielsicher die Nähe des zur Eröffnung erschienenen Superstars Roger Federer. Auf eine Reporterfrage, wer wichtiger sei für die Schweiz, meinte Federer bescheiden: «Sie ist viel wichtiger.» Doris Leuthard sah das genauso: «Politisch habe ich schon das Gefühl, ich sei noch etwas wichtiger.» Auf die Frage, was sie besser könne als das Tennis-As, meinte die Bundespräsidentin selbstbewusst: «Skifahren kann ich noch gut. Da sollten wir uns einmal messen.» Sogar Bernhard Russi gab sich in Schneesportfragen vergleichsweise zurückhaltend: «Wenn Roger Federer die Skis anziehen würde, würde er wohl schneller fahren, als wir gefahren sind.»

## Schönste, Schnellste und Beste

Die Schnellste, die Schönste, die Beste. Dieses Wettbewerbsdenken ist offensichtlich längst im Bundesrat angekommen und vernebelt die Köpfe der Amtsinhaber bis ins Irreale. Um die Kolleginnen und Kollegen in der öffentlichen Aufmerksamkeit auszustechen, drängen sich manche Mitglieder der Landesregierung immer ungenierter ins öffentliche Rampenlicht. Immer öfter geht es dabei um reine Selbstinszenierung, die mit den eigentlichen Aufgaben nichts oder nur am Rande zu tun hat. Im Falle von Doris Leuthard könnte man durch-

aus auch die Frage aufwerfen, warum es die Chefin des bundeseigenen Rohrleitungsinspektorats, des nationalen Standseilbahnnetzes und der eidgenössischen Jagdbanngebiete mit allen Fasern an die Uno-Generalversammlung nach New York gezogen hat. Die dort von ihr vorgebrachte Kritik an den Ausführungen ihres Vorredners Donald Trump interessierte nicht einmal das inländische Publikum. Doch

## Sprichwörtliche Masstäbe hat der charismatische Kandersteger Weltbürger Adolf Ogi gesetzt.

die Bundespräsidentin durfte sich auf respektvolle Reportagen des von ihr ebenfalls beaufsichtigten Schweizer Radios und Fernsehens verlassen.

Ihre Amtskolleginnen und Amtskollegen sind bei der Werbung in eigener Sache allerdings auch nicht auf den Kopf gefallen. Nur leider kommt das mediale Ergebnis bei weitem nicht immer so heraus, wie es die Absender und deren Entourage erwartet haben. Johann Schneider-Ammann gab sich beim SRF-«Donnschtig-Jass» in Berner Tracht so authentisch wie am letztjährigen Tag der Kranken, an dem er ganz unbeabsichtigt für Heiterkeit gesorgt hatte. Vergeblich bemühte sich Moderator Roman Kilchsperger, der Aura des Amtes von Schneider-Ammann nicht zu nahe zu treten. Den Tabubruch erledigte der Bundesrat ganz alleine. Nämlich bei einem skurrilen Wettrennen gegen die Uhr in einer Art Superrollstuhl mit Kettenlaufwerk, gewissermassen als Rieseninsekt mit Sturz-

helm und Rennfahrerbrille. Sogar der Hardcore-Boulevard hatte für einmal Erbarmen, und der Blick kommentierte verstört: «Sonst so verklemmt, lässt der FDP-Magistrat am Fernsehen fast alles mit sich machen.»

Auch der frischgewählte Ignazio Cassis hätte sich wohl kaum gedacht, wie sehr ein vermeintlich untergeordnetes Detail zum Zentrum der wahlkämpferischen Roadshow quer durch die Schweiz aufgeblasen werden könnte: Nach der mittlerweile selbst für Bundesratskandidaten obligatorischen Homestory in den Ringier-Medien sprach man landesweit mehr über das in freisinnigen Blautönen gehaltene Blüemli-Muster von Cassis' Polstermöbeln als über seine politischen Fähigkeiten.

Wenn sich Simonetta Sommaruga mit Alain Berset am 125. Jubiläum der SP zu einem gemeinsamen Konzert ans Klavier setzte, blieb die Pianistin wenigstens im Schlüsselgelände ihrer beruflichen Kernkompetenz. Dies war eindeutig nicht der Fall, als sie sich im Gefolge ihres persönlichen Mitarbeiters Vincenzo Mascioli 2014 nach Lille begab, um den Schweizer Sieg im Tennis-Doppel zu verfolgen. Unvergessen bleibt, wie sich Sommaruga beim Staatsakt nach dem *Charlie-Hebdo*-Attentat von der zweiten in die erste Reihe der internationalen Politprominenz vordrängte, um als Vorderste zu posieren. Sie nahm mit diesem Kraftakt eines «Switzerland first» das Beispiel des aktuellen amerikanischen Präsidenten vorweg, der beim G-20-Gipfel in Hamburg seine Vorderleute ebenfalls unsanft auf die Seite schob.

Dass Innenminister Alain Berset kaum einen öffentlichkeitswirksamen Kulturanlass



*Zeitgeistiges Grün:* Leuthard, Federer, 2017.

auslöst, ist inzwischen kein Staatsgeheimnis mehr. Solche Cüpli-Anlässe im gleichgesinnten linksliberalen Milieu, das existenziell an Berset's Fördertropf hängt, gefallen ihm weit besser als mühsame Erklärungsversuche seiner gescheiterten Rentenreform. Wegen der unsinnigen helvetischen Existenz eines Sportministeriums (wie es ein solches eigentlich nur in totalitären Staaten geben dürfte) finden und fanden die SVP-Bundesräte Guy Parmelin, Ueli Maurer und Samuel Schmid jederzeit einen Grund, sich in allen Stadien der Welt zu zeigen – wenn immer möglich neben Schweizer Weltmeistern und Goldmedaillengewinnern. Parmelin posierte für das *Migros-Magazin* mit einem überdimensionierten Sackmesser und nahm so seinem Einsatz für «eine Schweizer Armee, die ernst genommen wird» jeden Ernst. Sprichwörtliche Masstäbe hat der charismatische Kandersteger Weltbürger Adolf Ogi gesetzt, vor dessen Kristallverteilung kaum ein Prominenter sicher war. Der weniger charismatische Samuel Schmid tapezierte sein Büro mit Fotografien seiner Begegnungen mit globalen Meinungsführern, Papst und Dalai Lama inbegriffen. Ein überdimensioniertes Porträt anderer Art zierte noch heute das Sitzungszimmer der Schweizer Nato-Delegation in Brüssel, nämlich dasjenige von Adolf Ogi, puzzleartig angeordnet und in bizarres Rosa verklärt.

Eveline Widmer-Schlumpf bildete bezüglich Öffentlichkeitsarbeit eine löbliche Ausnahme



*Sportliche Flanke:* Hans Peter Tschudi, 1970.

und verzichtete in der Regel auf amtsfremde Auftritte. Wenn sie es dennoch tat, ging der Versuch schief: Als sie einmal für die *Coopzeitung* Hausfrau spielte und «kochenderweise eine kurze Mittagspause» für die Zubereitung «magistraler Triner Capuns» einlegte, konnte sie ausgerechnet bei den kochenden Hausfrauen nicht punkten. Denn erstens hatte sie bloss Zeit für den «Finish» und zweitens nahm man der asketischen Finanzministerin zwar kompetente Verwaltungsarbeit ab, nicht aber die Rolle des sorgenden Hausmütterchens.

### Küsschen für die Kaiserin

Aussenministerin Micheline Calmy-Rey setzte gerne auf Symbolik in Bild und Ton – allerdings mit begrenzter Wirkung. Obwohl sie 2003 die Demarkationslinie zwischen Nord- und Südkorea demonstrativ in roten Ballyschuhen samt Schweizerkreuz überschritt, hält Kim Jong Un heute die Welt mehr denn je in Atem. Als Bundespräsidentin trällerte Calmy-Rey mit dünner Stimme ein Liedchen fürs Westschweizer Fernsehen. Noch schlechter begleitete ihr Nachfolger Didier Burkhalter Bastian Baker in der Sendung «Jeder

### 2001 spielte Moritz Leuenberger in der TV-Serie «Lüthi & Blanc» sich selber als Bundespräsident.

Rappen zählt». Was das Steuergeld betrifft, zählte für Burkhalter allerdings nicht jeder Rappen: Er engagierte seinen Liebessänger zwecks Unterhaltung der EDA-Beamten zum Preis von 20 500 Franken.

Hans-Rudolf Merz schrieb während seiner Amtszeit den Text für ein multimediales Musikwerk über den Rotkreuz-Gründer Henri Dunant. 2001 spielte Moritz Leuenberger («In mir steckt auch ein Kabarettist») in der TV-Serie «Lüthi und Blanc» die Nebenrolle eines «Gaststars», nämlich gleich sich selber als Bundespräsident. Während Joseph Deiss showmässig eher abfiel, eignete sich seine



*Berufliche Kernkompetenz:* Sommaruga, Berset, 2013.

Frau Babette besser als Entertainerin: Sie präsentierte ein keckes Schulter-Tattoo und schmatzte die verdutzte Kaiserin von Japan auf beiden Wangen ab.

In noch älteren Zeiten gab's abseits der Regierungsgeschäfte vom Bundesratskollegium deutlich weniger zu berichten. Da fiel ein Kaspar Villiger als Jazztrompeter noch ebenso aus dem Rahmen wie Leon Schlumpf mit seinem Handörgeli. Flavio Cotti zeigte sich für die *Schweizer Illustrierte* immerhin als fröhlicher Wandersmann, der sein bundesrätliches Haupt mit einem vierfach verknoteten Taschentuch vor der Sonne schützte. Noch in Schwarz-Weiss schaffte es die Soziallegende Hans Peter Tschudi durch eine sportliche Flanke über ein Kuhgatter anlässlich des *Bundesratsreisli* von 1970 in alle Spalten.

Wo liegen die tieferen Gründe für die zunehmende Selbstprofilierung unserer Landesväter und Landesmütter? Es dürfte ihnen kaum darum gehen, die Vereinigte Bundesversammlung als ihren Wahlkörper zu beeindrucken. Denn die National- und Ständeräte verfolgen ihren eigenen Egotrip und ziehen tendenziell das unauffällige kollegiale Regieren vor. Auch geht schlechterdings nicht zusammen, wenn die Bundesräte immer öfter amtsfremden Aktivitäten nachrennen und gleichzeitig über ihre unerträgliche Belastung klagen. Vieles spricht für die These, dass sie sich von ihren immer zahlreicheren Beratern, Mediensprechern, Kommunikationsspezialisten, kurz, dem wachsenden Heer von professionellen Fassadenreinigern entsprechende PR-Aktionen in eigener Sache einflüster lassen. Dieses PR-Personal will, dass die jeweiligen Chefs gegen aussen gut dastehen, beim Publikum positiv auffallen und möglichst menschlich und volksnah erscheinen. In einer Aura der Bewunderung bei Medien und Öffentlichkeit sollen die Bundesräte dann ihre politischen Geschäfte besser durchbringen. Oder – auch dies soll schon vorgekommen sein – ihre politisch krummen Touren besser verschleiern. ○

# Pompöse Feiern, verschollene Kunst

Kulturdirektorin Isabelle Chassot umschmeichelt mit Geldspritzen in alle Himmelsrichtungen die Elite des Landes. In ihrem Amt herrscht derweil Chaos.

Von Hubert Mooser



Mit übergrosser Kelle: Spitzenbeamtin Chassot.

Gut, gibt es Anlässe wie das Zurich Film Festival, das Locarno-Festival oder den Schweizer Grand Prix Musik, sonst wüsste man vermutlich noch immer nicht, dass es eine Direktorin des Bundesamtes für Kultur (BAK) mit dem Namen Isabelle Chassot gibt. Die frühere Freiburger CVP-Staatsrätin ist vor knapp vier Jahren mit grossen Vorschusslorbeeren gestartet. Sie soll die von Kulturminister Alain Berset staatlich gelenkte Kulturpolitik vollziehen. Der Ruf ihres Landsmannes erreichte sie gerade rechtzeitig: Wegen der Amtszeitbeschränkung hätte sie als Staatsrätin kein weiteres Mal kandidieren dürfen. Und Berset hatte für seine langjährige Bekannte, die zwar gänzlich un-musikalisch ist und in der Schule nie mitsingen durfte, weil sie so falsch sang (Chassot über Chassot), einen neuen Job: die Leitung des BAK. Eines muss man der 52-jährigen Isabelle Chassot lassen: Sie nimmt den von Bundesrat

Berset erteilten Auftrag, die Zusammenarbeit mit den Kulturschaffenden wiederzubeleben, ernst. Im Jahre 2016 war sie bei genau 57 Anlässen im Inland anzutreffen und fünfmal auf Dienstreise im Ausland unterwegs. 2017 wird sie, so ihre Medienstelle, voraussichtlich 63 kulturelle Anlässe abspulen, sechsmal sei sie 2017 bisher ausser Landes gewesen. Eine Reise führte mit Bundesrat Berset nach Mexiko zur Unterzeichnung von Kooperationsabkommen im Kulturbereich. Genau genommen war Chassot bereits vor Ort, als Berset aus der Schweiz anreiste. Die BAK-Chefin hatte zuvor zusammen mit ihrer Busenfreundin, der früheren Bundeskanzlerin Corina Casanova, in Mexiko Ferien verbracht – ein glücklicher Zufall, der aber ein paar kleine Vorteile mit sich bringt. Die vom Bund hochbesoldete Chassot kann so einen Teil ihrer Ferien-Flugspesen der Eidgenossenschaft verrechnen.

Gutes hört man über die Freiburgerin hauptsächlich in jenen Kreisen, die von ihrer Politik profitieren. Zum Beispiel von der Filmbranche. Der Berner Nationalrat Matthias Aebischer (SP), Präsident des Dachverbandes der Schweizer Filmbranche Cinésuisse, zieht einen Vergleich zu Chassots Vorgänger Jean-Frédéric Jauslin. «Sie hat im Gegensatz zu ihrem Vorgänger einen Plan», sagt Aebischer. Sie will die Kultur breit fördern, und das sei auch richtig so. Unter Chassot habe das BAK klare Ziele und die nötigen Mittel dazu definiert.

Chassot gibt sich charmant, hört aufmerksam zu und zieht dann ihr Ding ab. Was dieses Ding am Ende tatsächlich beinhaltet, weiss man aber nicht so genau. Der kreativste Wurf ihrer bisherigen Amtszeit sei eine breit angelegte Studie zur Genderfrage in der Filmbranche, sagen ihre Kritiker. Sie ist aber überzeugt, «dass Kultur einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt leisten kann, vor allem in einem mehrsprachigen Land», wie sie dies gegenüber dem *Tages-Anzeiger* in den letzten Tagen offenbarte.

## «Sie verteilt unbekümmert»

Oberstes Ziel des BAK unter Chassot scheint aber die grosszügige Verteilung von Subventionen. Die Kulturausgaben für die Jahre 2016 bis 2020 stiegen so von 900 Millionen auf 1,1 Milliarden Franken. «Man merkt, dass Chassot früher Staatsrätin gewesen ist», kritisiert der Präsident der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur, SVP-Nationalrat Felix Müri. «Sie verteilt unbekümmert Steuergelder nach allen Seiten.» Es gebe keine klaren Richtlinien, nach denen die Mittel ge-

## Chassot gibt sich charmant, hört aufmerksam zu und zieht dann ihr Ding ab.

streut würden, es werde alles und jedes subventioniert und finanziert. Zum Beispiel die Vergabe von lukrativen Geldpreisen in der Sparte Tanzen – die Preisverleihung findet am Donnerstag, wie könnte es anders sein, in Chassots alter Wirkungsstätte Freiburg statt. Allein die aufwendig gestalteten Einladungen verdeutlichen, wie Isabelle Chassot mit der übergrossen Kelle anrichtet.

Dabei musste sich die oberste Kulturfunktionärin des Bundes genau deswegen in den

letzten Wochen viel Kritik gefallen lassen. Fast schon inflationär würden Kunstpreise vergeben, hiess es. Chassot steht auch unter Beschuss, weil für die Vergabe der Kunstpreise pompöse Events organisiert und wirkungslose Promotionsmassnahmen zugunsten der Preisträger finanziert würden. Das gab auch im Parlament zu reden. FDP-Nationalrat Albert Vitali warf die Frage auf, welche Massnahmen der Bundesrat vorsehe, damit die Kulturgelder vermehrt direkt den Künstlerinnen und Künstlern zugutekommen, statt in die Administration zu fliessen. Dabei gibt nur schon die genaue Anzahl der vom BAK verliehenen Preise und Auszeichnungen Rätsel auf.

### Weit auseinandergehende Angaben

Während die Finanzverwaltung in ihrem jüngsten Subventionsbericht von insgesamt 115 Preisen ausgeht und den damit verbundenen «hohen administrativen Aufwand» kritisiert, spricht das BAK von 88 Preisen und Auszeichnungen in den Bereichen Design, Kunst, Musik, Literatur, Tanz, Theater und Film. Für die Preisgelder allein werden 29 Millionen Franken vom Bund ausgegeben. Die Organisation der Feiern und die Promotionsmassnahmen für Künstler verschlingen weitere 2,8 Millionen Franken. Kaum irgendwo sonst zeigt sich der amtsinterne

Trend zu Schlendrian und Geldverschleuderung deutlicher als beim Umgang mit den Kunstsammlungen des Bundes. Die Eidgenossenschaft sammelt seit 1888 Werke einheimischer Künstler. Das BAK stellt für den Ankauf von Kunstobjekten jedes Jahr mehrere hunderttausend Franken zur Verfügung. Aber es scheint, als habe man die Übersicht über die Kunstsammlung verloren. Es gibt Lücken in den Inventarlisten, obschon die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) seit Jahren den Finger auf diese Missstände legt. Viel hat sich trotz wiederholter Kritik der EFK nicht verändert. Und wieder einmal verspricht das BAK, man werde bis Ende Jahr in diesem Bereich Ordnung schaffen – obwohl dies seit Jahren der Fall sein sollte. Es geht um Kunstobjekte im Gesamtwert von mehreren hundert Millionen Franken.

Wie viele Objekt es sind, darüber herrscht weiterhin Unklarheit. Das BAK kommt auf insgesamt 28 000 Werke, wovon 12 500 als Dauerleihgabe in 142 Museen in der Schweiz oder anderen öffentlichen Institutionen hängen, liegen oder stehen. 4700 davon befinden sich laut BAK in 400 Gebäuden der Eidgenossenschaft.

Die Finanzkontrolle, welche die Kunstsammlung in den Jahren 2015 und 2016 zum wiederholten Mal unter die Lupe nahm, kommt inklusive Werke der Gottfried-Kel-

ler-Stiftung auf 27 000 Kunstwerke. Gemäss EFK befinden sich 7000 Werke als Dauerleihgabe in Museen. 4000 Kunstwerke schmückten die repräsentativen Räume des Parlaments, der Bundesverwaltung sowie der Schweizer Vertretungen im Ausland. Es gibt also weit auseinandergehende Angaben, was die Zahl der Kunstwerke betrifft.

### Alarm der Finanzkontrolle

Ob die Kunstwerke tatsächlich dort hängen, wo sie hängen sollten, konnte die Finanzkontrolle aufgrund der vorliegenden schludrigen Inventarlisten nicht feststellen. Dabei hatte die Finanzkontrolle diesen Punkt bereits in ihrem letzten Bericht 2011 moniert. Auch bei der Zahl der vermissten Kunstobjekte gibt es Differenzen zwischen BAK und EFK. Gegen 459 Kunstobjekte gelten laut EFK als verschwunden. Das BAK spricht von 450. Vor zehn Jahren betrug die Zahl der vermissten Objekte noch 411.

Kurzum: Es herrscht Chaos. Fairerweise muss man sagen, dass dafür nicht Chassot allein die Verantwortung trägt. Schon vor sechzehn Jahren schlug der damalige Chef der Finanzkontrolle Kurt Grüter Alarm. Es gab ein wenig Aufregung, ein paar böse Artikel in den Medien, dann ging alles weiter wie bisher. Auch unter Chassot, wie der letzte EFK-Bericht zeigt. ○

# HUBLOT



**BIG BANG FERRARI  
KING GOLD**



OFFICIAL WATCH  
SCUDERIA FERRARI



**HUBLOT**

BOUTIQUES  
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

# Politiker Ermotti

Der UBS-Konzernchef kritisiert die Finanzregulierung. Seine Schweizer Kollegen trauen sich das weniger. Irgendwie ist Sergio Ermotti doch auf dem Weg zum Politiker.

Von Beat Gygi

UBS-Chef Sergio Ermotti hat vergangene Woche dank einem Interview mit der Finanznachrichtenagentur Bloomberg einen vielbeachteten Auftritt gehabt, der für einen europäischen Bankmanager ziemlich angriffig war. Er hat zwar vor Monaten jegliche Art von Andeutungen, er könnte irgendwann Bundesratsambitionen haben, als reine Spekulation abgetan, aber mit Blick auf seine Branche hat er doch eine gewisse politische Führung übernommen. Die Tatsache, dass er CEO einer Grossbank ist, die seit einiger Zeit vergleichsweise gut läuft, ermöglicht es ihm, nicht nur als Konzernchef, sondern auch als eine Art Branchensprecher aufzutreten. Beim Konkurrenten Credit Suisse ist man immer noch Tag und Nacht mit dem Umbau beschäftigt, da hält man sich zurück. Zudem hat Ermotti als Schweizer in dieser Disziplin von vornherein einen Vorsprung auf den Credit-Suisse-CEO Tidjane Thiam.

Bereits im Frühling 2015 hatte Ermotti mit einem Aufruf zur Liberalisierung der Wirtschaftspolitik in der Schweiz erhebliche Aufmerksamkeit erlangt, diesmal nun sucht er über die internationale Kommunikationsplattform Bloomberg die ganze Finanzregulierung zum Thema zu machen. Im Interview springt jedenfalls seine Kritik an hoheitlichen Stellen gleich ins Auge. Politiker und Regulatoren, so Ermotti zunächst, hätten mit ihren Massnahmen in der Finanzkrise einen guten Job gemacht. «Sie machten vieles richtig, aber auch einige Fehler. Das ist nichts als menschlich. Aber jetzt, wo sie derart besorgt sind, dass man ihnen Fehler ankreiden könnte, besteht die Gefahr, dass sie diese Probleme ausblenden und Gefangene ihrer selbst werden.» Mit Fehlern müsse man umgehen können und daraus lernen, nicht dickköpfig bleiben. Für Leute fern vom Geschehen könne das schwierig sein. Jedenfalls komme in Hinsicht auf den Basler Ausschuss etwa der Gedanke auf: «Die leben auf einem anderen Planeten, verglichen mit dem, was abläuft.» Die US-Banken erhielten mehr Spielraum, das sei ein Problem für Europas Institute.

## Schutz vor Blitzen und Stürmen

Ermotti wird im Interview darauf angesprochen, dass die grösste skandinavische Bank, Nordea, kürzlich die Verlegung ihres Hauptsitzes von Stockholm nach Helsinki beschlossen habe. Ein solcher Wechsel ergebe sich nicht einfach aus Opportunismus, sagt er, das sei sicher sorgfältig überlegt worden. Irgendwann müsse man halt sagen: «Zu viel ist zu



«Zu viel ist zu viel»: UBS-Chef Ermotti.

viel», etwa wenn Regulierung so einengend werde, dass man den Wert des Unternehmens nicht mehr wirklich bewahren könne. So etwas zeige, dass man heutzutage nichts mehr für hundertprozentig garantiert ansehen könne.

«Nicht einmal, dass die UBS in der Schweiz ist?», fragte Bloomberg. «Nichts, nicht einmal das», sagte Ermotti. Wie brisant ist diese

## Die gründliche Analyse könnte zeigen, dass die Etikette «Swiss» einiges wert ist.

Antwort? Immerhin hat die seinerzeit vom Bund gerettete UBS mit grossem Aufwand nun ihre inländische Einheit UBS Schweiz von den andern Gesellschaften des Konzerns so weit isoliert, dass sie im Notfall als hiesige Bank grossenteils geschützt wäre vor Blitzen und Stürmen an den internationalen Finanzmärkten. Und wie viel wäre die Qualität des Standortes Schweiz besonders für das Vermögensverwaltungsgeschäft wert – trotz Aufhebung des Bankkundengeheimnisses? Die gründliche Analyse könnte zeigen, dass die Etikette «Swiss» einiges wert ist. Und Ermotti würde sofort, wie schon oft, anfügen, die UBS sei

nicht mehr eine Investmentbank, sondern ein Vermögensverwalter, und die Aktionäre sollten das doch mit einem Kursaufschlag honorieren.

Aber klar, der technische Fortschritt treibt die Unternehmen vor sich her. Auf die Frage, wie viele Leute in der UBS in zehn Jahren wegen technologischer Veränderungen etwas anderes täten als heute, sagte Ermotti:

«In unserer Branche sehen wir einen starken Rückgang der Mitarbeiterzahl. Ich glaube, die Stellen, die es dann noch geben wird, werden weiterhin von Bedeutung sein. Spricht man mit Leuten aus prozessorientierten Firmen, sagen die, dass sich die Stellenzahl etwa halbieren wird. Der Rückgang wird bei uns also nicht 5 oder 10 Prozent sein, sondern wohl ein Wert in der Mitte: 25 Prozent, 30 Prozent. Schaut man die UBS an, beschäftigen wir eine bedeutende Anzahl Leute – fast 95 000, wenn man die externen Auftragnehmer dazu zählt. Es kann zu einer Reduktion um 30 Prozent kommen, aber die künftigen Stellen werden viel interessantere Jobs sein, bei denen der menschliche Beitrag zentral ist für das Erbringen der Leistungen.»

Moment – wie viele Leute arbeiten heute bei der UBS? Im Jahresbericht wird doch eine Belegschaft von knapp 60 000 Mitarbeitern angegeben. Selbst Kenner der Bankenbranche



haben diese Zahl im Kopf, vielen war gar nicht richtig bewusst, wie gross der externe Teil der Personalaufwands ist. Welch ein Kostenblock! Auf den ersten Blick mag es für Ermotti gewagt erscheinen, einen so grossen Stellenabbau zum Thema zu machen, aber mit seinen Ausführungen zum Ersatz von menschlicher Arbeit durch Computerarbeit kann er sozusagen zwei Scheinwerfer anschalten, die ein positives Licht auf die UBS werfen.

Zum einen berichtet die Bank immer wieder über Projekte zur Digitalisierung von internen Abläufen und vereinfachtem Kundenkontakt. Die UBS zeigt ihre Digitalisierungsinitiativen viel mehr in der Öffentlichkeit als die Credit Suisse. Zum andern sucht Ermotti vor allem an die Adresse der Investoren und Finanzanalysten potenzielle Kostensenkungen möglichst ein-

## Bisher war der Druck noch nicht gross genug, aber jetzt gilt es ernst.

drücklich darzustellen. Seit langem sprechen Manager von Grossbanken von Kostensenkungen, und seit langem will der Anteil der Kosten an den Erträgen nicht richtig sinken. Ermotti, der 2016 bestbezahlter Konzernchef der Schweiz war, liegt mit der UBS ebenfalls etwas hinter den Kosten- und Ertragszielen, die nach seinem Antritt vor knapp sechs Jahren formuliert wurden.

### Kampfzone Backoffice

Kosten senken, auch durch Kooperation in der Branche, das wäre sein Ziel, wie er im Interview sagt: «Die eine Sache, die ich als sehr bedeutsam einschätze, ist die Konsolidierung der Backoffice-Prozesse.» Ein Zusammenlegen der Hintergrundprozesse mehrerer Banken in einer Art grosser Fabrik könnte seiner Ansicht nach Grössenvorteile bei den Kosten bringen, ohne dass es mit Blick auf die Kundenseite oder die Aktionäre zu Komplikationen käme.

Diese Idee hat Ermotti schon früher ins Spiel gebracht, aber konkrete Schritte zur Umsetzung fehlen. Ermotti legt im Interview einen Zacken zu und sagt: «Ich bin voll überzeugt davon, dass das Kampfgebiet im Banking nicht die Kundenseite, das Frontoffice, ist, die Kampfzone ist das Backoffice. Eigentlich ist es unverständlich, dass es die Finanzbranche nicht geschafft hat, einen umfassenderen Teil der Wertschöpfungskette gemeinsam zu betreiben. Das ist teilweise so, weil wir stärker reguliert sind als andere Branchen, aber es ist auch wegen der Ertragskraft. Und dieses Mal ist es das erste Mal, dass die Finanzindustrie durch eine lange Phase der Schuldenreduktion und des Schrumpfens gegangen ist.» Anders gesagt: Bisher war der Druck noch nicht gross genug, aber jetzt gilt es ernst.

Das Interview mit der Finanznachrichtenagentur Bloomberg wurde auf Englisch geführt und übersetzt von der *Weltwoche*.

## Parteien

# Generation Klassenkampf

Die Sozialdemokratie taumelt europaweit von einer Wahniederlage zur nächsten. In der Schweiz zwingen die Juso die Mutterpartei nach links. Wann eskaliert der Konflikt?

**S**oll man Tamara Funicello ernst nehmen? Die Präsidentin der Schweizer Jungsozialisten streitet fürs Leben gern. Sie provoziert am laufenden Band. Und mit aller Kraft stemmt sie sich gegen den Vormarsch der Superreichen und Ungerechten.

Ob es einem passt oder nicht: Tamara Funicello ist ein einflussreicher Faktor in der schweizerischen Politik. Soeben hat sie mit 99 Getreuen auf dem Bundesplatz eine Volksinitiative lanciert. Mit der 99-Prozent-Initiative wollen die Juso das Steuersystem radikal umkrempeln. Einkommen seien steuerlich zu entlasten, dafür müsse der Fiskus das Kapital mit dem Faktor 1,5 schröpfen. Das ist purer Klassenkampf. Funicello will umverteilen,



Öl ins Feuer: Juso-Präsidentin Funicello.

die Besitzverhältnisse kollektivieren, die Privatwirtschaft abwracken. Karl Marx hätte seine helle Freude an der neuen Generation, die da heranwächst.

Die 99-Prozent-Initiative ist keine Eintagsfliege. Die Juso haben sich in den letzten Jahren zu einer geölten Kampfmaschine entwickelt. Die 1:12-Initiative, die unter der Regie des damaligen Juso-Bannerträgers Cédric Wermuth lanciert wurde, war ein antikapitalistisches Vehikel zur Förderung der Neidkultur. An der Urne wurde die 1:12-Initiative ebenso versenkt wie die Spekulationsstopp-Initiative, ein anderes Juso-Projekt. Wirkungslos blieben sie dennoch nicht. Mit ihrem marktwirtschaftsfeindlichen Trommelwirbel zwingen die Juso die bürgerlichen Parteien und die Wirtschaftsverbände in

einen permanenten Abwehrkampf. Die epischen Diskussionen um Regulierungen, Boni und Umverteilungen haben Patrons und Manager politikscheu gemacht. Ein einvernehmliches Nebeneinander von Wirtschaft und Politik – das war einmal. Die Juso werden weiter Öl ins Feuer giessen.

Ein Problem mit Tamara Funicello und Co. haben auch die Sozialdemokraten selber. In der Kontroverse um die Rentenreform schluckte die SP Kröten (Frauenrentenalter 65, Senkung des BVG-Umwandlungssatzes). Die Juso setzen aber nicht auf Kompromisse, sondern auf Konfrontation. Also fielen sie dem eigenen Bundesrat Alain Berset in den Rücken.

### Ihre ärgsten Gegner

Dass jetzt der SP-Sozialminister angezählt ist, dass das Volk die SP ins Jammertal geschickt hat, kümmert die Jungsozialisten nicht. Wenn Funicello darauf angesprochen wird, so pflegt sie zu sagen: «Wir sind eigenständig und haben eine Basis, die unabhängig über unsere Politik entscheidet.» Tatsächlich sind die Jungsozialisten drauf und dran, die Mutterpartei programmatisch zu bevormunden. Das im November 2010 verabschiedete Parteiprogramm wurde gleichsam mit jungsozialistischer Tinte umgeschrieben: ja zum EU-Beitritt, ja zur Abschaffung der Armee, ja zur Überwindung des Kapitalismus.

Parteipräsident Christian Levrat wird nicht gerne an diese Maximalforderungen erinnert, weil sie seine machtpolitischen Strickereien stören. Doch es gehört zum Selbstverständnis der Jungsozialisten, gegen den konkordanten Strom zu schwimmen, keinesfalls in die Mitte zu rücken wie die Genossen in Deutschland, Österreich oder anderswo in Europa. Die Generation Klassenkampf lehnt das bestehende Wirtschaftssystem fundamental ab. Ihr sozialistisches Weltbild ist damit unvereinbar. Also sind auch Kompromisse undenkbar.

Die innerparteilichen Konflikte wuchern. Die Zürcher Genossin Jacqueline Badran ärgert sich masslos über die Opposition der Juso gegen die Rentenreform. Die Aargauer Reformsozialdemokratin Pascale Bruderer ist für die Juso ein rotes Tuch. Der Zürcher SP-Regierungsrat Mario Fehr ist aus jungsozialistischer Sicht längst untragbar geworden. Man kommt um den Eindruck nicht herum, dass Tamara Funicellos ärgste Gegnerin in der Mutterpartei hocken.

Quo vadis, SP? Bei Gelegenheit wäre eine Klärung fällig.

# Druck zur Selbständigkeit

Wie lange soll eine Mutter vom früheren Partner finanziell unterstützt werden, wann soll sie wieder arbeiten müssen? Die bisherige Regelung könnte bald kippen – zu Lasten der Frauen.  
Von Katharina Fontana

Es ist eine mittlere familienrechtliche Revolution, die jüngst stattgefunden hat, ohne grosse Wellen zu werfen oder Widerstand zu provozieren. Die Rede ist vom neuen Kinderunterhaltsrecht, das Anfang Jahr in Kraft getreten ist und die Betreuung und finanzielle Sicherheit eines Kindes regelt, wenn Mutter und Vater kein Paar sind. Das Spezielle an den neuen Regeln ist: Der Zivilstand der Eltern spielt keine Rolle mehr, alle Kinder haben denselben Anspruch auf Unterhalt, egal, ob Mutter und Vater miteinander verheiratet waren oder nicht. Das tönt vernünftig, zumal die Zahl der unehelichen Geburten seit Jahren stetig steigt und von den heute geborenen Kindern bereits knapp 25 Prozent von unverheirateten Eltern stammen.

Umgekehrt heisst dies aber auch, dass die Verpflichtungen, die bisher einzig für geschiedene Väter galten, jetzt grundsätzlich auch ledigen Vätern obliegen. Sie müssen nicht mehr nur Alimente für das Kind zahlen, sondern können neu verpflichtet werden, die Ex-Partnerin finanziell zu unterstützen, damit sich diese um das gemeinsame Kind kümmern kann. Sie werden damit zum Familienversorger, auch ohne Trauschein. Dies selbst dann, wenn es sich bloss um eine kurze Beziehung gehandelt hat oder das Kind gar aus einer einmaligen Begegnung entstanden ist. «Viele ledige Männer realisieren erst jetzt, was das heisst und wie teuer sie die Versorgerrolle zu stehen kommt», sagt Oliver Hunziker vom Verein für elterliche Verantwortung.

## Was ist zumutbar?

Wie hoch die finanzielle Belastung für die ledigen Väter ist, lässt sich noch nicht abschätzen. Erstens macht das Gesetz keine Vorgaben zur Höhe der Beträge, und eine gefestigte Praxis gibt es noch keine. Zur Diskussion steht etwa, die Obergrenze für den monatlichen Betreuungsunterhalt bei rund 3000 Franken zu ziehen. Nun sind 3000 Franken nicht wenig und mögen beispielsweise für eine Coiffeuse oder eine Verkäuferin, die ihren Beruf wegen der Kinderbetreuung ganz oder teilweise aufgibt, angemessen erscheinen. Bei einer gutverdienenden Juristin oder Ärztin dagegen kann der Lohnausfall, der durch die Kinderbetreuung entsteht, erheblich höher sein. Zweitens ist unklar, wie lange eine Mutter zu Hause bleiben und sich um das gemeinsame Kind kümmern sollen und wann sie wieder berufstätig werden muss. Das Bundesgericht hat in seiner



Der Zivilstand der Eltern spielt keine Rolle mehr.

Rechtsprechung zu Scheidungsparen eine recht frauenfreundliche Praxis entwickelt, die sogenannte 10/16-Regel: So wird Müttern von kleinen Kindern prinzipiell keine Berufstätigkeit zugemutet und eine 50-Prozent-Stelle erst dann, wenn das jüngste Kind zehn Jahre alt ist – dies aus der Überzeugung heraus, dass namentlich kleine Kinder am besten zu Hause aufgehoben sind und nicht auswärts betreut werden sollen. Erst wenn das jüngste Kind sechzehn Jahre alt ist, wird von einer Mutter erwartet, dass sie eine Vollzeitstelle annimmt. Die zentrale Frage ist nun, ob das Bundesgericht

unter dem neuen Unterhaltsrecht an dieser Regel festhalten will oder nicht.

Einiges deutet darauf hin, dass es hier zu einem Umdenken kommen könnte. So wird von Männerseite, aber auch in der Rechtslehre schon seit längerem moniert, dass es für eine Frau durchaus möglich sei, bereits ab Schuleintritt des Kindes mindestens ein paar Stunden pro Tag zu arbeiten und sich einen Teil des Lebensunterhalts selber zu verdienen. Vorgeschlagen wird etwa eine Abstufung nach Schulstufe: Demnach soll eine Frau wieder zu rund 40 Prozent in den Beruf einsteigen, wenn

das jüngste Kind etwa sechs Jahre alt ist und in die Schule kommt. Besucht es mit zwölf Jahren die Oberstufe, wird ein Job im Umfang von 70 bis 80 Prozent als zumutbar erachtet. Und bei Kindern ab sechzehn Jahren soll eine Mutter vollzeitlich erwerbstätig sein können.

Die 10/16-Regel des Bundesgerichts steht auch in auffälligem Widerspruch zu dem, was für die Sozialhilfe gilt: Laut den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe wird von einer alleinerziehenden Mutter erwartet, dass sie bereits nach dem ersten Lebensjahr des Kindes wieder arbeiten geht. Auch ein Blick ins Ausland zeigt, dass hiesige Mütter heute recht komfortabel behandelt werden: In Deutschland etwa geht das Gesetz davon aus,

## Das Bundesgericht hat eine recht frauenfreundliche Praxis entwickelt.

dass eine Frau spätestens ab dem dritten Geburtstag des Kindes wieder Vollzeit berufstätig sein kann. Dass Änderungen an der 10/16-Regel angezeigt sind, wird im Übrigen selbst vom Verein alleinerziehender Mütter und Väter anerkannt. So hält es Geschäftsleiterin Danielle Estermann für vertretbar, die bisherige Regelung anzupassen und damit dem Umstand Rechnung zu tragen, dass immer mehr Väter Teilzeit arbeiten und sich auch immer mehr Eltern in die Obhut des Kindes teilen.

### Bedeutung der Ehe

Aus den Kantonen kommen derweil unterschiedliche Signale. Das Zürcher Obergericht hat in einem Leitfaden zum neuen Unterhaltsrecht festgehalten, dass die 10/16-Regel weiterhin gelte, während andernorts, etwa in St. Gallen oder in Bern, von den Müttern erwartet wird, bereits früher wieder in die Arbeitswelt einzusteigen. Aller Augen sind deshalb auf das Bundesgericht gerichtet, das möglicherweise noch dieses Jahr erste Leiturteile fällen und damit schrittweise für Klarheit sorgen wird.

Von besonderer Brisanz wird dabei sein, ob die Lausanner Richter unverheiratete Eltern in allen Punkten gleich behandeln werden wie geschiedene Eltern oder ob sie die Auffassung vertreten, dass die unterschiedliche Beziehung auch unterschiedliche Auswirkungen haben muss. Diese Frage stösst mitten in eine laufende gesellschaftspolitische Debatte hinein, wird doch die herausgehobene rechtliche Stellung der Ehe seit geraumer Zeit in der Wissenschaft, aber auch in der Politik zunehmend in Frage gestellt. Letztlich gilt es also für das Bundesgericht, zu entscheiden, inwieweit dem Institut der Ehe bei Unterhaltsfragen heute noch eine spezielle Bedeutung zukommt und ob eine Ehefrau und Mutter weiterhin einen besonderen Vertrauensschutz genießt, den unverheiratete Frauen nicht haben. ○

## Justiz

# «Ein Mann ist keine Lebensversicherung»

## Das neue Unterhaltsrecht hat für unverheiratete Väter einschneidende Folgen. In der Praxis bestehen laut dem Berner Rechtsanwalt Remo Gilomen aber noch grosse Unsicherheiten.

**Ist das neue Unterhaltsrecht, das seit Anfang Jahr gilt, für die Männer nachteilig?**

Für geschiedene Väter, die gegenüber der Ex-Frau unterhaltspflichtig sind, ändert sich praktisch nichts; sie werden nicht stärker belastet. Anders sieht es dagegen aus für die ledigen Väter: Für sie bringt die neue Regelung eine deutliche Verschlechterung, sie können sich der Verantwortung nicht mehr so einfach entziehen wie früher. So muss ein unverheirateter Vater nicht mehr nur für den Barunterhalt des Kindes, das heisst für die konkreten Kosten, aufkommen. Neu kann er auch verpflichtet werden, der Mutter den Ausfall der Erwerbstätigkeit zu finanzieren.

**Gilt diese Pflicht unabhängig davon, wie lange das Paar liiert war?**

Ja. Das neue Unterhaltsrecht geht vom Recht jedes Kindes auf Betreuung aus, die Beziehung der Eltern spielt dabei keine Rolle. Das heisst also, dass ein Vater, der mit der Kindsmutter nur eine ganz kurze Affäre hatte – vielleicht nur für eine Nacht –, ebenso unterstützungspflichtig werden kann wie jener, der mit der Mutter des gemeinsamen Kindes jahrelang im Konkubinat lebte.

**Kann eine unverheiratete Mutter die Trennung vom Kindsvater zum Anlass nehmen, um ihren Job aufzugeben? So dass sie künftig auf seine Kosten leben kann?**

Das kommt darauf an. Die Gerichte orientieren sich am Modell, wie es vor der Trennung gelebt wurde. Waren beide Elternteile während der Beziehung berufstätig, dann wird es das Gericht wohl nicht akzeptieren, dass die Mutter – oder auch der Vater – den Job aufgibt. Es kann allerdings sein, dass durch die Trennung grosse Änderungen nötig werden und der eine Elternteil deutlich mehr Zeit für die Betreuung des Kindes aufwenden muss. Das wird dem andern dann in Rechnung gestellt.

**Für eine Frau, die nach flüchtiger Bekanntschaft schwanger wird, kann es**

**aber durchaus interessant sein, sich ausschliesslich um das Kind zu kümmern? Vor allem, wenn der Kindsvater gut verdient?**

In solchen Fällen kann das für eine Frau tatsächlich wirtschaftlich interessant sein. Hat der Vater dagegen wenig Geld und reicht sein Einkommen nicht für beide, dann wird die Frau auch weiterhin einer Arbeit nachgehen müssen.

**Wie hoch ist der Betreuungsunterhalt? Um welche Beträge handelt es sich?**

Der Gesetzgeber hat dazu keine Vorgaben gemacht. Das führt dazu, dass die einzelnen Gerichte das neue Recht sehr unterschiedlich handhaben. So

werden derzeit verschiedene Methoden angewandt, um den Betreuungsunterhalt zu bemessen. Das gilt auch für den Maximalbetrag, den ein Elternteil vom anderen einfordern kann: Gewisse Juristen plädieren für eine Obergrenze von 3000 Franken monatlich. Das kann aber im Einzelfall zu tief sein.

**Wie lange kann eine Mutter Betreuungsunterhalt beanspruchen? Auf welche Zeitspanne müssen sich die ledigen Väter einstellen?**

Auch diese Frage ist derzeit offen. Das Bundesgericht ist bisher davon ausgegangen, dass eine geschiedene Mutter erst dann wieder zu 50 Prozent arbeiten muss, wenn das jüngste Kind zehn Jahre alt ist. Ob diese Regel noch lange Bestand haben wird, ist fraglich. In Bern etwa erwarten die Gerichte von den Frauen schon jetzt, dass sie bereits bei Schuleintritt des Kindes eine 30-Prozent-Stelle annehmen. Auch andere Kantone gehen in diese Richtung. Das soll die Frauen motivieren, ihr Leben nach der Trennung möglichst bald wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Ein Mann ist heute keine Lebensversicherung mehr.



Anwalt Gilomen.

Interview: Katharina Fontana

# Amerika in Altstetten

Demnächst geht der neue TV-Kanal CNN Money Switzerland auf Sendung. Mit der Aargauerin Martina Fuchs wurde die international erfolgreichste Schweizer Fernsehjournalistin als Frontfrau engagiert. Doch es gibt Fragezeichen. Kann das Geschäftsmodell aufgehen? Von Florian Schwab

Sie ist die Schweizer Fernsehjournalistin mit dem grössten Publikum: Martina Fuchs, 34 Jahre alt, Aargauerin, erreichte bis vor kurzem rund hundert Millionen Zuschauer. Dies als Businessreporterin und Moderatorin beim englischsprachigen Programm des chinesischen Staatssenders CCTV in Peking. Im Januar widmete ihr die Sendung «Reporter» des Schweizer Fernsehens ein ausführliches Porträt: «Martinas langer Marsch». Dieses schloss mit einem Blick in die Zukunft: Der chinesische Sender habe noch Grosses vor mit Martina Fuchs. Schon bald werde die junge Schweizerin in London ein Büro für CCTV aufbauen und dort als Korrespondentin wirken.

Doch es kommt anders. Im Juni wird bekannt, dass Martina Fuchs in Zukunft aus Zürich Altstetten senden wird statt aus London – und zwar als eine von vier Moderatorinnen des neuen Schweizer TV-Kanals CNN Money Switzerland. Die Rückkehr der Fernsehfrau in ihre Heimat lässt aufhorchen. Schliesslich gibt es nur wenige Schweizer Journalisten, denen die Türen der grossen weiten Welt offenstehen. Martina Fuchs spricht neun Sprachen fließend (darunter Kiswaheli und Mandarin). Sie sieht hervorragend aus, gewissermassen wie ein Abbild des in Asien gepflegten westlichen Schönheitsideals: weiche Züge, glattes Haar, das Gesicht immer sehr hell geschminkt, mit roten Wangen und einem markanten Lippenstift. Und ihr Lebenslauf ist durch eine unbändige Neugier gekennzeichnet. Nach dem Studium in Genf wollte die im beschaulichen Aargau aufgewachsene Martina Fuchs eigentlich beim Geheimdienst anheuern. Doch dafür sei sie «zu extrovertiert», erzählte sie vor eineinhalb Jahren der *Aargauer Zeitung*. «Etwas für mich zu behalten, ist nicht unbedingt mein Ding.» Also schlug sie eine journalistische Laufbahn ein, welche sie zunächst zu Reuters nach London und Dubai führte und im Jahr 2012 zu CCTV nach Peking.

## Schreiben, schneiden, Regie führen

Im «Reporter»-Beitrag bewegt sich Martina Fuchs mit raschem, bestimmtem Schritt und resoluten Gesten. «Die Fernsehfrau fällt nie aus ihrer Rolle», so der Kommentar, als Martina Fuchs im heimischen Aarau ihre Eltern kameragerecht durch das Städtchen lotst. Ihr Arbeitsort in China ist das gigantische Sendezentrum von CCTV. Die Frage nach der Balance zwischen staatlicher Propaganda und redaktioneller Freiheit habe sich bei ihr kaum gestellt, beteuert Fuchs: «Ich bin Journalistin bei einem



**Kühnes Unternehmen:** Journalistin Fuchs vor dem Hauptsitz von CCTV in Peking.

Businessprogramm und habe mit der Regierung kaum etwas zu tun.» Charles Chang, ein chinesischer Moderatorenkollege, ist des Lobes voll für die Schweizerin: «Sie kann alles, sie schreibt selber, schneidet und führt Regie.»

Die Verpflichtung von Martina Fuchs durch CNN Money Switzerland ist ein starkes Signal, genauso wie die Abwerbung Urs Gredigs vom Schweizer Fernsehen und dessen Ernennung zum Chefredaktor. Offenbar meint es der Wirtschaftssender ernst. Aus der Branche erhält das Projekt zahlreiche Vorschusslorbeeren. «Es ist grossartig, dass es in der Schweiz einen neuen Wirtschaftssender gibt», sagt Jürg Wildberger, der 1988 den European Business Channel (EBC) mitbegründet hat. Auch der frühere SRF-Moderator Reto Brennwald ist überzeugt, dass es in der Schweiz «eine Lücke für eine wirtschaftsfreundliche, kritische Berichterstattung mit einem sportlich-unterhaltsamen Zugang» gibt.

Betrachtet man die Erfahrungen der Vergangenheit, dann zeigt sich allerdings auch, dass das Unterfangen betriebswirtschaftlich eher kühn ist. Der European Business Channel, erinnert sich Jürg Wildberger, musste nach zwei Jahren den Betrieb einstellen. Dies, obwohl er sein Programm international ausstrahlte. «Wir hatten eine hervorragende Redaktion, aber die Verbreitung gestaltete sich schwierig.» Er gehe davon aus, dass CNN Money Switzerland den Fehler nicht wiederhole, sondern von Anfang an mit einem betriebswirtschaftlich durchdachten Konzept ans Werk gehe. Zehn Jahre nach dem EBC bewarb sich die *Finanz und Wirtschaft* dann erfolglos beim damaligen Medienminister Moritz Leuenberger (SP) um eine Konzession für den Radiosender Radio Business im Kanton Zürich.

### Turner geht kein finanzielles Risiko ein

Wie sieht nun das Geschäftsmodell bei CNN Money Switzerland aus? Grundsätzlich will der Sender täglich zwischen 18 und 21 Uhr ein Live-Programm senden. Zusätzlich sollen tagsüber während vier Stunden vorproduzierte Schweizer Beiträge ausgestrahlt werden. In der übrigen Zeit wird das Programm von CNN Money aus den USA übernommen. Der Begriff «Money» soll dabei nicht zu eng auf das Wirtschafts- und Börsengeschehen gemünzt werden, sondern auch Lifestyle- und Luxusthemen beinhalten.

Der Personalbedarf für dieses Vorhaben ist erheblich: CNN Money Switzerland will mit rund dreissig Mitarbeitern in der Deutschschweiz und derselben Anzahl in der Romandie starten. Allein der Personalaufwand dürfte damit leicht die Marke von zehn Millionen Franken im Jahr erreichen. Dazu kommen die Kosten für den Betrieb, die Technik sowie die beiden Studios in Zürich Altstetten und in Gland VD.

Auf der Einnahmeseite hingegen gibt es Fragezeichen. Schon heute kann CNN International über die meisten Kabelnetze sowie bei Swisscom TV und via Satellit eigentlich fast flächendeckend empfangen werden. Doch der

Marktanteil von CNN am Schweizer Markt beträgt gemäss der Schweizer Marketing-Datenbank Mediapulse lediglich 0,02 Prozent. Laut der Stiftung Werbestatistik Schweiz belief sich der Gesamtmarkt der Fernsehwerbung im Jahr 2016 auf 775 Millionen Franken. Dies bedeutet, dass sich mit einem Marktanteil in der Grössenordnung von CNN International lediglich 150 000 Franken an Werbeeinnahmen erzielen lassen. Der neue Kanal müsste rund hundertmal so viele Zuschauer erreichen, um zweistellige Millionenbeträge umzusetzen und sich damit dem grünen Bereich anzunähern. Und es braucht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass ein rein englischsprachiges Programm mit Schweizer Wirtschaftsthemen einen exponentiell höheren Marktanteil erzielen kann als der amerikanische News-Sender von CNN, der sich an ein allgemeines Publikum richtet. Ein CNN-Sprecher will die Schweizer Zahlen nicht kommentieren und verweist darauf, dass der internationale Kanal europaweit 27,7 Prozent des wohlhabenden Publikums erreiche.

Für grössere Schweizer Unternehmen, so tönt es im Werbemarkt, sei das absehbare Schweizer Publikum zu klein, um Werbung bei dem neuen Sender zu schalten. Was hingegen für die international tätigen Unternehmen durchaus interessant wäre: wenn die in der Schweiz produzierten Inhalte von CNN Money Switzerland auch über den amerikanischen CNN Money oder gar den CNN-Hauptsender verbreitet würden. Zwar betont CNN, mit dem Schweizer Projekt auch seinen «redaktionellen Fussabdruck» in der Schweiz zu verbessern. Formell gibt es aber keine gemeinsamen Sendeflächen. Ob allenfalls gelegentlich Schweizer Inhalte übernommen werden, wird nach Angaben von CNN in Amerika «von Fall zu Fall entschieden». Es sei aber schon geplant, dass die Übernahme von Inhalten «gegenseitig» erfolge.

Aufhorchen lässt, dass der amerikanische Medienkonzern Turner, zu dem CNN gehört, kein finanzielles Risiko in der Schweiz eingeht. Die Frage der *Bilanz*, ob man eigenes Geld investiere, beantwortete ein CNN-Manager Ende Juli so: «Wir investieren etwas viel Wertvolleres: unsere Marke.» Die Schweizer Rechtseinheit, eine Aktiengesellschaft unter dem Namen CNN Money Switzerland, befindet sich im Besitz einer Investorengruppe rund um den Schweizer Firmenchef Christophe Rasch. Bei dem neuen Kanal handelt es sich um eine Art Franchise-System: Die Investorengruppe hat sich für zehn Jahre die Rechte gesichert, die Marke CNN Money in der Schweiz zu kommerzialisieren. Dabei muss sich die selbständige Schweizer Zelle an den redaktionellen Standards von CNN orientieren. Gemäss der Facebook-Seite von CNN Money Switzerland war das Schweizer Journalistenteam zu einem mehrtägigen Workshop in New York, um hier in die wichtigsten Gepflogenheiten eingewiesen zu werden. In Zürich Altstetten erhielten die Schweizer Besuch von CNN-Starmoderator

Richard Quest. Bei näherer Betrachtung ist CNN Money Switzerland auch nicht ganz so neu und frisch, wie es auf den ersten Blick aussieht. Die Vermarktung übernimmt mit Admeira dieselbe Firma, welche auch die Fernsehwerbung für die SRG verkauft. Und Christophe Rasch, der Mastermind hinter CNN Money Switzerland, hat 2009 den welschen Lokalsender La Télé aus der Taufe gehoben, welcher nie nennenswert schwarze Zahlen schrieb und fünf Jahre später notfallmässig gerettet werden musste. Mit La Télé hatte Rasch versucht, die engen Grenzen der bundesrätlichen Konzession für regionale Fernsehsender zu sprengen.

Mit CNN Money Switzerland plant er nun ein grosses Comeback. Gerne hätte die *Weltwoche* mit Rasch und seinen Moderatoren gesprochen. Nachdem vor wenigen Monaten der Sendestart für Oktober angekündigt wurde, will der Firmengründer derzeit in eigener Sache aber kaum etwas sagen. «In Kürze» werde man das «definitive Datum» für den Sendestart bekanntgeben. Bis dahin kommuniziere man nicht. Momentan sei man mit der Fertigstellung der Studio-Infrastruktur beschäftigt, dann folgten die «Trockentests».

Wird die Pioniertat gelingen? Wie sagte doch Charles Chang, der Moderator von CCTV in Peking, über die ehemalige Kollegin Martina Fuchs: «Sie ist allmächtig. Sie kann einfach alles.» ○

## Pensionierung:

Wichtiges  
bespricht man mit  
dem Experten.



Vermögens  
Zentrum

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)



*Fatale Vergleiche:* Fricker.



*Feier mit Folgen:* Spiess-Hegglin.



*Blösse im Hotelzimmer:* Müller.

## Skandalfarbe Grün

Von Geri Müller («Nackt-Selfie») über Jolanda Spiess-Hegglin («Zuger Sexskandal») bis zu Jonas Fricker und seinem Vergleich von Schweinen und Juden: Die saftigsten Polit-Affären der letzten Jahre haben grüne Hauptdarsteller. Warum ist das so? *Von Philipp Gut*

Der eine vergleicht Schweine mit Juden. Jonas Fricker, Nationalrat aus Baden AG, sagte in der Herbstsession der eidgenössischen Räte die vieldiskutierten Sätze: «Als ich das letzte Mal so eine Dokumentation von Transporten von Schweinen gesehen habe, sind mir unweigerlich die Bilder der Massendeportation nach Auschwitz aus dem Film «Schindlers Liste» hochgekommen.» Und weiter: «Die Menschen, die dort deportiert wurden, hatten eine kleine Chance, zu überleben. Die Schweine, die fahren in den sicheren Tod.» Wenige Tage später trat Fricker zurück, offenbar vor allem auf Druck seiner eigenen Partei sowie des Boulevards.

Der andere, Geri Müller, Nationalrat, Stadtpräsident und zufällig ebenfalls aus Baden AG stammend, fotografierte seine eigenen Geschlechtsteile und sandte die Bilder aus dem Nationalratssaal, dem Stadtpräsidentenbüro und aus einem Hotelzimmer im Nahen Osten, wo er auf einer offiziellen Mission als Mitglied der Aussenpolitischen Kommission weilte, an seine Geliebte. Das Nationalratsmandat hat Müller kampfflos aufgegeben, vor knapp drei Wochen haben ihn die Badener Stimmberechtigten als Stadtpräsident und Stadtrat abgewählt.

### Politische Lehrlinge

Die Dritte, Jolanda Spiess-Hegglin, Kantonsrätin aus dem Kanton Zug mit Ambitionen auf

Höheres, bandelte an der Feier zu Ehren des neuen Landammanns mit dem SVP-Politiker Markus Hürlimann an, im Lauf des feuchtfröhlichen Abends kam es zu Sexualkontakten. Dann tauchte der schlimme Verdacht auf: Hürlimann habe Spiess-Hegglin mit illegalen Substanzen betäubt und in wehr- und willenlosem Zustand geschändet. Hürlimann trat von allen politischen Ämtern zurück, Spiess-Hegglin's Abschied aus der Politik folgte einige Monate später. Die Zuger Staatsanwaltschaft leitete ein Verfahren gegen Hürlimann ein. Für die angebliche Schändung fanden die Ermittler, gestützt auf Zeugenaussagen und mehrere medizinische und gerichtsmedizinische Gutachten, allerdings nicht das geringste Indiz. Das Verfahren gegen den Beschuldigten wurde eingestellt.

Diese Affären und Skandale, so unterschiedlich sie in der Sache sein mögen, haben etwas gemeinsam: Die Hauptdarsteller haben alle dieselbe politische Farbe. Jonas Fricker ist Mitglied der Grünen. Geri Müller ist Mitglied der Grünen. Spiess-Hegglin war zum Zeitpunkt des Geschehens Mitglied der Grünen.

Beim Fall Müller, beim Fall Spiess-Hegglin und beim Fall Fricker handelt es sich um die saftigsten Polit-Skandale der letzten Jahre. Woran liegt es, dass grüne Politiker dabei eine so prominente Rolle spielen? Sind die Grünen anfälliger für solche Skandale als andere Par-

teien? Ziehen sie vielleicht sogar ein frivoles Völkchen an?

Daran dürfte es kaum liegen. Entgleisungen kommen auch in anderen Parteien vor, und was als Entgleisung gilt, bleibt häufig umstritten. In Zeiten der politischen Korrektheit wird schnell einmal die Moralismuskeule geschwungen. Dennoch wünschen sich die Grünen zweifellos, in der Skandalbilanz der Schweizer Parteien etwas besser abzuschneiden.

Die Ursache der grünen Skandalitis sieht der kampferprobte Kommunikations- und Krisenberater Sacha Wigdorovits in einer gewissen Emotionalität: «Politiker der Grünen Partei kämpfen oft mit mehr Herzblut und Engagement für ihre Sache als die Vertreterinnen und Vertreter anderer Parteien, mit Ausnahme vielleicht der SVP. Was immer man auch inhaltlich von ihrer Politik halten mag, ist dies einerseits positiv. Andererseits birgt es die Gefahr, dass gewisse Exponenten in ihrem missionarischen Eifer auch kommunikativ über die Stränge hauen und Dinge sagen, die inakzeptabel sind und nicht hingenommen werden können.»

Hinzu kommen organisatorische Gründe. «Es gibt bei unseren Grünen wenig politische Sozialisation», sagt *Weltwoche*-Medienkolumnist Kurt Zimmermann. Es gebe kaum ältere Parteimitglieder mit Exekutiverfahrung, die den Jungen sagen könnten, was man tut und was nicht. «In Deutschland sagte ein Joschka

Fischer auch noch «Arschloch» und lernte es dann.» Dort hätten die Grünen inzwischen eine politische Tradition und politische Kultur, im Gegensatz zu den Schweizer Grünen. Diese seien immer noch politische Lehrlinge. Das ändere sich vielleicht, wenn die Grüne Partei einmal einen Bundesrat stelle.

Politologie-Professor Adrian Vatter von der Universität Bern erinnert daran, dass auch die SVP einige Skandale zu verzeichnen hatte, von Bundesratskandidat Bruno Zuppiger (die *Weltwoche* deckte einen Fall von Veruntreuung auf) bis zu Nationalrätin Céline Amaudruz (Trunkenheit am Steuer). Vielleicht sei es kein Zufall, dass Parteien am rechten und linken Rand besonders betroffen seien. Politiker, die es in die Polparteien ziehe, seien unter Um-

---

### «In Deutschland sagte ein Joschka Fischer auch noch «Arschloch» und lernte es dann.»

---

ständen weniger konform und karrierebewusst als die stromlinienförmigeren Vertreter der Mitteparteien und auch der SP.

Für Lukas Golder, Co-Leiter des Instituts gfs.bern und SRF-Polit-Deuter geht es vor allem darum, wie Parteien und Politiker mit Krisensituationen und mit Skandalisierungen in den Medien umgehen. Die Schweizer hielten den Milizgedanken hoch: «Wir wollen keine starken Parteien.» Es mangle diesen oft an professionellen Strukturen, und bei den verhältnismässig kleinen Grünen sei dies noch ausgeprägter der Fall als bei grösseren Parteien. Die Parteisekretariate der Schweizer Parteien seien schnell einmal mit ihrer Infrastruktur am Limit – und diese professionelle Struktur sei nötig, um in Krisenlagen rasch und angemessen reagieren zu können.

### Die Präsidentin ist dann mal weg

Wie eine unfreiwillige Bestätigung dieser These wirkt die automatische Antwort, die man erhält, wenn man der Grünen-Präsidentin Regula Rytz eine E-Mail schreibt. Wir hätten gern von ihr erfahren, wie sie die Häufung von deftigen Skandalgeschichten mit grünen Hauptrollen interpretiert. Sie sei, schreibt Rytz, bis Mitte November «im Ausland auf privater Reise». Eine Mitarbeiterin lese und beantworte die Nachrichten «sporadisch» und «nach Möglichkeit».

«Präsidiums-Stellvertreter» Balthasar Glättli, Fraktionspräsident der Grünen im Bundeshaus, findet, die Grünen seien weder «besonders heilig noch besonders teuflisch». Er stelle fest, «dass viele von Politikerinnen und Politikern eine Vorbildrolle erwarten und darum das Urteil der Öffentlichkeit und gewisser Medienschaffender eher hart» ausfalle – auch dann, wenn nicht die Amtsausübung im engeren Sinn betroffen sei. ○

## Gegenrede

# Dummheit ist überall

Der Intellektuelle Roger Köppel liest Verstandesmenschen diverser Gewichtsklassen die Leviten. Eine Replik auf seine Philippika voller Irrtümer. Von René Zeyer

Intellektuelle sind verführbar, neigen zu Rechthaberei, ballen sich gerne zu Haufen von Gleichgesinnten wie in einer Ameisenmühle und werden unausstehlich, gar gefährlich, wenn sie moralinsauer zwischen Gut und Böse unterscheiden. Eine treffliche Analyse der Aktualität mit seinem den öffentlichen Diskurs beherrschenden neuen Justemilieu. Die Wiedergänger der Grossinquisitoren meinen, im Besitz der absoluten Wahrheit zu sein, und merken nicht, dass sie in einer luftdicht von der Realität abgeschlossenen Käseglocke intellektuelle Bocksprünge aufführen, deren Wichtigkeit nur von ihnen selbst wahrgenommen wird.

«Si tacuisses, philosophus mansisses.» Hätte Roger Köppel es in seinem Artikel «Die Dummheit der Gescheiten» (*Weltwoche* Nr. 40/17) damit bewenden lassen, müsste man ihm nicht diverse Grundlagenirrtümer vorwerfen. Der erste: Er zitiert David Hume, dass Werturteile nicht objektivierbar seien («Man kann von Ist-Sätzen logisch nicht auf Sollenssätze schliessen»). So



Roger Köppel.

---

### Ballen sich die Massen zu einem Mob, gibt es nichts Verführbareres, nichts Gefährlicheres.

---

weit Hume und richtig, aber dann: «Was ist, lässt sich wissenschaftlich beschreiben.» Abgesehen davon, dass sich die Erkenntnistheorie schon ein paar Jahrtausende damit abmüht, das komplizierte Verhältnis zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt zu erklären (von den Interaktionen zwischen Subjekten ganz zu schweigen): Ohnedie Definition des Begriffs «wissenschaftlich» oder der kühnen Setzung «was ist» handelt es sich um eine Nullaussage.

### Nicht mehr als ein rhetorischer Kniff

Noch viel schwieriger ist die Verwendung von Moral und Ethik, die über den grossartigen kategorischen Imperativ von Immanuel Kant hinausgeht. Da jeder, auch und gerade Köppel, ständig Werturteile fällt, Kritik oder Zustimmung anhand von eigenen Massstäben verteilt, ist es nicht mehr als ein rhetorischer Kniff, das anderen vorzuwerfen. Die Kriterien Moral oder «weil ich es richtig sehe» unterscheiden sich nicht grundsätzlich. Dann geht

Köppel in die blutige europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts zurück, um dort ausgewählten Intellektuellen unkritische Begeisterung für den Faschismus in jeder Ausprägung vorzuwerfen. Interessanterweise lässt er einen der schlimmsten unerwähnt: Martin Heidegger. Aber das soll nur die Grundlage dafür schaffen, anderen Intellektuellen Begeisterung für das damals noch existierende kommunistische Lager anzukreiden. Ohne den historischen Zusammenhang zu erwähnen, dass die Sowjetunion die grössten Opfer und den wichtigsten Beitrag beim Niederringen des Hitler-Faschismus erbrachte.

### Dünnes Eis

Ganz dünnes Eis betritt Köppel, wenn er am Ende fordert: «Mehr

Alltagsverstand statt weltfremder Intellektualität.» Um da einen nur wenig unfairen historischen Vergleich zu ziehen: Früher nannte man das «gesundes Volksempfinden». Wie sagte Kurt Tucholsky ganz richtig: «Das Volk ist doof, aber gerissen.» «Die Leute» sind nicht «meistens klüger als die Geistesfürsten», ganz im Gegenteil. Ballen sich die Massen zu einem Mob, gibt es nichts Verführbareres, nichts Dümmeres, nichts Gefährlicheres. Während tatsächlich Intellektuelle – viele andere nicht – dem nationalsozialistischen Verbrecherregime den Kotau erwiesen, brüllten die Massen aus voller Kehle und mit Inbrunst ein Ja, als der Meisterdemagoge Joseph Goebbels sie 1943 fragte: «Wollt ihr den totalen Krieg?» Obwohl der schon längst verloren war und dennoch bis zur totalen Niederlage weitergekämpft wurde.

Der schlimmste Grundlagenirrtum Köppels ist aber: Ohne Verstandesmenschen gäbe es keinen Fortschritt, keine Zivilisation, keine Aufklärung, keine Wissenschaft, keine Verbesserung der Lebensumstände, keinen Erkenntnisgewinn, keinen «Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit» (nochmal Kant). Ausgewählte Exemplare wie von Hayek, Popper oder Lübbe lobt er zwar, aber im Zirkelschluss eines eigenen Werturteils. Dass sich Intellektuelle auch mal irren, häufig verführbare Rechthaber sind und weitere unangenehme Eigenschaften haben können, sollte man ihnen nachsehen. Das gilt natürlich für Roger Köppel genauso wie für den Autor dieser Replik. ○



«Reset-Knopf»: neuer Bundesrat Ignazio Cassis.

## «Benvenuto» im Ausserdepartement

Vor seiner Wahl in den Bundesrat kündigte Ignazio Cassis an, die schweizerische Aussenpolitik neu ausrichten zu wollen. Was seine Ankündigung taugt, wird sich bei den anstehenden Budgetberatungen zur Höhe der Entwicklungshilfe erstmals zeigen. *Von Peter Keller*

Es war der letzte Arbeitstag im Parlament für Didier Burkhalter. Der Aussenminister erschien wie immer gut gebräunt, seine Laune dagegen war weniger strahlend. Einmal mehr hatte ihm die Finanzkommission ein Geschäft aufs Auge gedrückt, das die Höhe der Entwicklungshilfe im Visier hatte. Die Motion forderte, dass die öffentlichen Entwicklungsausgaben künftig nicht mehr an einen Richtwert gebunden sein sollten. Konkret ging es um die Aufhebung der sogenannten APD-Quote («Aide publique au développement»).

Die Debatte geriet zu einem Schauauflauf der Freunde und Verteidiger des Aussenministers. Kaum hatte der Kommissionssprecher und Parteikollege Burkhalters, der Luzerner FDP-Nationalrat Albert Vitali, seine Darlegungen beendet, wurde er von verschiedenen Parlamentariern attackiert. Grundtenor: Die Motion wolle die Höhe der Entwicklungshilfe verantwortungslos senken.

Ein solcher Akt wäre unsolidarisch und schade dem Image der Schweiz in der Welt. Kurios war bloss, dass die Gegner der Motion allesamt aus dem links-grünen Lager und der CVP stammten, während die Vertreter der FDP und SVP sich für die Aufhebung der APD-Quote aussprachen.

### Mitleid für Burkhalter

Damit wurde die Motion zu einer Art letztem Votum über Didier Burkhalter, der auf Ende Oktober definitiv zurücktreten wird. Er hatte regelmässig – und für viele Freisinnige unverständlich – linken Anliegen im Bundesrat zu Mehrheiten verholfen, etwa bei der Einführung einer «Lohnpolizei», die Unternehmen ab fünfzig Mitarbeitern zu Lohnanalysen verpflichtet, um so gleiche Löhne für Männer und Frauen durchzusetzen. Ebenso vehement verteidigte er die Entwicklungshilfe; auch bei seinem letzten Auftritt vor dem Nationalrat

appellierte er an die «Verantwortung» und «Glaubwürdigkeit» der Schweiz.

Treten SVP und FDP geschlossen auf, können sie in der Grossen Kammer mit einer Stimme Unterschied jede Abstimmung gewinnen. Nun ging es also um die symbolische Aufhebung der APD-Quote. Bisher hatte sich die Schweiz verpflichtet, rund 0,5 Prozent des Bruttonationaleinkommens für Hilfsprojekte auszugeben. Von diesem Mechanismus wollte Nationalrat Vitali wegkommen: Die Höhe der Entwicklungshilfe solle sich nicht an einer abstrakten Quote, sondern am konkreten Zustand der Bundesfinanzen orientieren.

Doch der freisinnige Politiker aus der Zentralschweiz scheiterte deutlich: 101 Parlamentarier lehnten die von ihm lancierte Motion ab, 86 unterstützten das Vorhaben, bei sechs Enthaltungen. Während die SVP en bloc zustimmte, teilten sich die FDP-Voten: Nur 21 halfen Vitali, neun stimmten gegen ihn. «Nicht weni-



ge haben aus Mitleid für Burkhalters gestimmt, man wollte ihn am letzten Tag nicht noch zum Verlierer machen.» Ein teures Abschiedsgeschenk. Für nächstes Jahr sind im Bereich «Beziehungen zum Ausland» Ausgaben in der Höhe von 3,91 Milliarden Franken geplant, 2010 waren es noch 2,62 Milliarden gewesen.

Ein Platz blieb leer während der Abstimmung: Gleich nach der Wahl und Vereidigung scheidet das neue Bundesratsmitglied aus dem Parlament aus. Fraktionschef Ignazio Cassis wird auch Burkhalters Nachfolger im Aussendepartement. Dabei werden die Ausrichtung und die Finanzierung der schweizerischen Entwicklungshilfe für den Tessiner mindestens so herausfordernd sein wie die Beziehungen zur Europäischen Union. Bei den Anhörungen hatte er deutlich gemacht, dass er gegen eine automatische Rechtsübernahme, gegen fremde Richter und gegen die Guillotineklause sei. Er sprach vom «Reset-Knopf», die Schweiz müsse neue Verhandlungen mit Brüssel anstreben.

### Förderung von Kindergärten in Ungarn

Eine erste Bewährungsprobe für Cassis ist die sogenannte Ostmilliarde, der freiwillige Beitrag der Schweiz an den EU-Kohäsionsfonds, der jetzt am Auslaufen ist. In einer Klausur will der Gesamtbundesrat klären, wie und unter welchen Bedingungen die nächste Tranche gesprochen wird. Die Fronten sind klar. SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz hatte schon die erste Zahlung als «Erpressung» der EU bezeichnet. «Und nun sollen wir endlos weiterzahlen und dazu noch einen Ankettenvertrag mit der Übernahme von EU-Recht und EU-Richtern unterschreiben.» Das waren seine Äusserungen im Mai, noch vor der Rücktrittsankündigung Burkhalters (*Tages-Anzeiger*, 27.5.2017).

Mit dem Kohäsionsfonds, einer Art nationaler Finanzausgleich (NFA) auf europäischer Ebene, finanzieren die reicheren Staaten Projekte (vor allem im Bereich Umwelt und Verkehr) in den ärmeren Regionen der EU. Auf insgesamt 1,3 Milliarden Franken summiert sich der Schweizer Beitrag, dabei profitieren insbesondere die Ostländer der Union: Allein Polen kommt auf fast 500 Millionen Franken Zuschüsse. Im Abstimmungsbüchlein von 2006 versprach der Bundesrat der Bevölkerung, mit dem Geld die «sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheiten in der erweiterten EU abzubauen». Ein Blick in die seither finanzierten Projekte lässt Zweifel aufkommen. Ist es tatsächlich Aufgabe der Schweiz, die «Prävention von Übergewicht und Adipositas» in Polen zu fördern? Oder die Energieeffizienz in öffentlichen Gebäuden Estlands zu finanzieren?

Da werden Millionen ausgegeben für Projekte wie «Der Euro als Chance für die Region Lublin», «Das Karpfen Tal – eine Chance für die Zukunft» und «Modernisierung der Verwaltung in der Gotania Subregion» (alles in

Polen) oder die Förderung von «Waldschulen und Waldkindergärten», die Finanzierung der «Schmerzforschung» und die Förderung einer «bevölkerungsnahen Polizei» in Ungarn. In Tschechien finanzierte die Schweiz die Beschaffung von «hochwertiger Schutzausrüstung» für Spezialeinheiten der Polizei und die «Verbesserung der Spitem-Dienste in der Grenzregion zur Slowakei».

### Gegenleistungen für Kohäsionsmilliarde

Das Geld ist gesprochen, nun muss es offensichtlich auf Teufel komm raus ausgegeben werden. Ungarn erhielt 130 Millionen Franken, Tschechien 109 Millionen aus dem Schweizer Kohäsionsstopf, selbst die Urlaubsinsel Malta kam noch in den Genuss von 4,9 Millionen. Dabei geht es schon lange nicht mehr nur um Basisarbeit wie den Aufbau von Kläranlagen oder Hochwasserschutz, sondern um die ideologische Umrüstung der neuen EU-Staaten: Dutzende Projekte drehen sich um Prävention und Ökologie.

Nun läge es am neuen Vorsteher des Aussendepartements, erstmals den Reset-Knopf zu drücken: keine Schweizer Kohäsionsmilliarde ohne Gegenleistungen der EU. Sein Vorgänger hatte weder den Willen noch die Kraft, die Aussenpolitik mit konkreten schweizerischen Interessen zu verknüpfen. Neben der Frage nach der institutionellen Anbindung der Schweiz an europäisches Recht gäbe es auch andere Felder. So sind die nötigen Anschlüsse für den Nord-Süd-Transit der Bahn weder in Deutschland noch in Italien fertiggestellt, während unser Land den Jahrhundertbau des Gotthardbasistunnels bereits letztes Jahr und früher als geplant eingeweiht hat. Auch eine Lösung der Grenzgängerproblematik wird in seinem Heimatkanton erwartet.

Während Cassis bei den bilateralen Verhandlungen vom Entgegenkommen der EU oder einzelner Staaten abhängig ist, hat er in der Ausgestaltung der Entwicklungszusammenarbeit weit mehr Spielraum. Als Vorsteher des Aussendepartements (EDA) liegt es an ihm, die Höhe der Ausgaben zurückzufahren. Die Frage ist, ob er als Exekutivpolitiker durchzusetzen gewillt ist, was er noch als Fraktionschef vertreten hat. Als in der Sommersession 2016 die Gelder für die internationale Zusammenarbeit für die Jahre 2017–2020 gesprochen wurden, hatte er eine Kürzung von 430 Millionen Franken – bei einem Gesamtbetrag von 11,1 Milliarden – unterstützt und sich damit gegen den eigenen Bundesrat gestellt. Die Senkung scheiterte schliesslich an drei Abweichlern aus der eigenen Fraktion: Laurent Wehrli (VD), Kurt Fluri (SO) und Doris Fiala (ZH). Wenn es in der nächsten Session um das Budget 2018 für die Entwicklungshilfe geht, wird Ignazio Cassis in der Rolle des Aussenministers auftreten. Man darf gespannt sein, ob er den angekündigten Reset-Knopf finden wird. ○

## Bundesrat

# Tropischer Subventionsregen

## Finanzminister Maurer hat die Ausgaben für die Entwicklungshilfe im Visier.

Der Finanzminister sieht Handlungsbedarf bei der umstrittenen Entwicklungshilfe des Bundes, was die Ausgaben betrifft. Dafür hat er Gründe: Gemäss der von seiner Finanzverwaltung zusammengestellten Auflistung aller Subventionen stellen die Gelder an die Entwicklungshilfe den mit Abstand grössten Brocken dar.

So gibt das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) unter der Bezeichnung «Bestimmte Aktionen der Entwicklungszusammenarbeit» 786 647 300 Franken pro Jahr aus. Laut dem EDA umfasst der Kredit alle Programme und Projekte, welche die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) in ihren 21 Schwerpunktländern und Regionalprogrammen im Süden und in den fünf Globalprogrammen durchführt. Gegen 14 Prozent der Ausgaben fliessen in die Subventionierung von Schweizer NGOs – Hilfswerken – als sogenannte Programm- und Fokusbeiträge. Empfänger sind zum Beispiel Caritas, Helvetas, Fastenopfer, Swissaid und Heks. Diese Subventionen sollen nun im Rahmen der strukturellen Reformen überprüft werden. Die Finanzverwaltung verlangt eine Fokussierung und Priorisierung der Geldmittel. Und: Die Umsetzung soll mit der neuen Botschaft zur internationalen Zusammenarbeit erfolgen.

Überprüft werden sollen auch die Unterstützung für humanitäre Aktionen, für die der Bund gegen 330 Millionen Franken ausgibt, die Nahrungsmittelhilfe mit Milchprodukten (20 Millionen), die Nahrungsmittelhilfe mit Getreide (14 Millionen), die Osthilfe (zirka 135 Millionen) und die Ausgaben im Bereich «Zivile Konfliktbearbeitung und Menschenrechte» (55 Millionen). Betroffen davon sind weiter 228 Millionen für die wirtschaftliche Entwicklungszusammenarbeit, die im Wirtschaftsdepartement (WBF) von Bundesrat Schneider-Ammann verwaltet und verteilt werden.

Wie schwierig es ist, an Entwicklungshilfegeldern zu rütteln, hat sich eben wieder im Nationalrat gezeigt. Die Finanzkommission wollte von der Zielgrösse (0,5 Prozent vom Bruttonationaleinkommen) abrücken und die Entwicklungshilfe vom Zustand der Bundesfinanzen abhängig machen. Sie scheiterte damit im Plenum. *Hubert Mooser*

# Auf die Hörner genommen

Lange hat man ihn in Bern als Spinner verspottet. Nun hat Armin Capaul mit seiner Hornkuh-Initiative einen Nerv getroffen. Heute lacht niemand mehr.

Von Wolfgang Koydl und Raffael Waldner (Bild)

Eines ist schon mal sicher: Sein Aussehen hilft der Sache ganz gewaltig. Es ist schwer vorstellbar, dass Armin Capaul ebenso viel Erfolg hätte, wenn er glattrasiert in Jeans und Polo-hemd aufträte. Doch so, wie er aussieht – zauseliger Alpöhi-Bart, zerdellte Stoffmütze, ausgebeulte Hosen, selbstgestrickter Pullover –, passt er perfekt zu seinem Anliegen: urchig, kauzig und ein bisschen schelmisch. So stellt man sich einen Mann vor, der kein anderes Problem hat, als die Nation über die Frage abstimmen zu lassen, ob Kühe Hörner haben sollen oder nicht. Mein Gott, geht's noch, gibt es nicht grössere Probleme?

Die gibt es vermutlich schon, doch das Enthornen von Kühen, Stieren und Ziegen ist keine Kleinigkeit. Das zeigt sich schnell, wenn man mit Capaul redet und sich mit dem Thema zu beschäftigen beginnt. Für ihn ist die Hornfrage zudem nur ein Symptom für das ganze System der «industrialisierten Landwirtschaft»: «immer grösser, immer schneller, immer mehr – das geht auf Dauer nicht auf. Wir müssen generell umdenken, und die Hörner sind ein Anfang.»

Spätestens jetzt ist der Punkt erreicht, an dem klar wird, dass man sich vom pittoresken Aussehen des Bergbauern aus dem Berner Jura nicht täuschen lassen sollte. Denn unter dem wirren Grauhaar tickt ein messerscharfer Verstand, gepaart mit einem an Starrheit grenzenden Willen. Der Alt-68er, der einst im heimischen Chur politisierte, ist immer noch in ihm wach und aktiv. Und ein Umdenken hat er in der Tat schon bewirkt: «Wenn die Leute heute beim Wandern an einer Kuhweide vorbeikommen, reden sie darüber, wie viele Kühe keine Hörner haben», sagt er zufrieden. Schweizweit sind das 90 Prozent der Rinder, 200 000 Kälber werden jedes Jahr neu enthornet.

## «Keine Organisation hat mich unterstützt»

Das gewachsene Bewusstsein in Teilen der Bevölkerung erklärt, wie es Capaul praktisch im Alleingang schaffte, die Volksinitiative «Für die Würde der landwirtschaftlichen Nutztiere» aufzugleisen. Sie will das Abbrennen der Hörner allerdings nicht verbieten, sondern Landwirte mit einer Prämie von einem Franken pro nicht verstümmeltes Tier und Tag belohnen.

Am ersten Tag kam Capaul mit 15 Unterschriften nach Hause auf seinen Hof, auf 930 Metern oberhalb von Moutier gelegen. Seine Frau habe den Kopf geschüttelt und ihn zum Kopfrechnen aufgefordert: Bei diesem Tempo würde er wohl einiges länger als die erforderlichen achtzehn Monate für 100 000 Unterschriften brauchen. Am Ende kamen dann aber deutlich mehr zusammen: 154 071 Stück, die sechs Signaturen mitgerechnet, die weit verspätet eingetrudelt waren.

«Keine Partei, keine Tierschutzorganisation hat mich beim Sammeln unterstützt, mit Ausnahme von Tierbotschafter.ch», erinnert sich der Kleinbauer. «Sie hätten das Thema nicht in ihren Programmen, haben sie mir gesagt.» Unermüdlich war er unterwegs, es gab kaum einen Anlass, den er nicht mit seinem VW-Bus ansteuerte. In dem konnte er auch gleich übernachten. Doch als es nach zwölf Monaten noch immer nur 50 000 Unterschriften waren, heuerte er Helfer an. Er zahlte einen Franken pro Unterschrift: «Von unserem Sparbüchlein, 55 000 Stutz. Die Frau hat's nicht gewusst», grinst er verlegen.

Soeben hat sich der Ständerat mit der Initiative befasst und die Vorlage deutlich abgelehnt. Auch im Nationalrat, der im kommenden März abstimmen wird, rechnet sich Capaul wenig Chancen aus. Aber das kümmert ihn nicht sonderlich: «Endlich redet man über das Thema, das war mein Ziel», sagt er und dreht sich schon wieder eine neue Zigarette. «Was jetzt kommt, ist Zugabe.»

Die Zugabe wäre die Volksabstimmung, und so wie es aussieht, hätte er gute Chancen, dass die Vorlage angenommen wird.

Denn es stimmt schon, was er Bundesrat Johann Schneider-Ammann vor der Niederlage im Ständerat sagte: «Ich habe die Bevölkerung und die Medien hinter mir.» – «Ja, es scheint so», habe der geantwortet. Später, in einem Zeitungsinterview, wurde der Bundesrat deutlicher: «Ich habe Capaul unterschätzt.»

Dass man die Hörner entfernt, ist kein alter Brauch, sondern eine Praxis, die erst vor rund 35 Jahren begann. Auslöser war die sogenannte tierfreundliche Umstellung auf angeblich artgerechtere Freilaufställe, in denen das Vieh sich frei bewegt. Doch bald zeigte sich, dass

sich die Kühe im freien Stall beengt fühlten, aggressiv wurden und einander attackierten. Hörner dienen in der Herde als Rangabzeichen, sie signalisieren: Abstand halten. Deshalb brauchen behornete Kühe mehr Raum zum Ausweichen, und den hatten sie nicht in ihrem Stall.

««Was jetzt?», fragten sich die Bauern», sagt Capaul und gibt die Antwort: «Entweder grössere Ställe oder weniger Tiere. In beiden Fällen verlieren sie Geld.» Doch es gab ja eine dritte Lösung: Horn ab. So konnten sich die Tiere wenigstens keine Verletzungen mehr zufügen. Capaul schüttelt den Kopf über so viel Unverstand: «Ja, offene Wunden gibt es nicht mehr, dafür aber schlimme innere Verletzungen, wenn eine Kuh der anderen den Kopf in die Flanke stösst.»

## Alle Zeit der Welt

Lange wurde die Entfernung der Hörner verharmlost, als ob es sich um eine Art von Fingernägelschneiden handeln würde. Doch die Hörner einer Kuh unterscheiden sich vom Geweih des Rotwilds insofern, als sie kein totes Material sind, sondern durchblutet, mit Nervenfasern durchzogen und sehr empfindlich sind. «Dem Kalb drei Wochen nach der Geburt mit dem Lötkolben die Hörner wegzubrennen, ist, als ob man einem Säugling die Arme abschneidet», zieht Capaul einen drastischen Vergleich.

Er freut sich über den Zuspruch, und er registriert akribisch jeden Zeitungsartikel, der über die Initiative erschienen ist: Rund 3000 waren es nach letzter Zählung in der Deutschschweiz, und praktisch alle positiv. Dennoch weiss Capaul, dass der Kampf erst begonnen hat. Mit Argwohn hat er registriert, wie manche in Bern argumentieren, Hornkühe seien kein «verfassungswürdiges Thema». Das sei Unfug, meint Capaul: «Laut Bundesverfassung wird der Bund beauftragt, tierfreundliche Produktionsformen zu finden. Die Kühe können sich nicht wehren, also geben wir ihnen eine Stimme – die inzwischen entstandene Interessengemeinschaft Hornkuh.»

Seit er seinen Hof seinem Zweitältesten übergeben hat («schuldensfrei, keine Selbstverständlichkeit») und mit seiner Frau ins Stöckli («Hat mein Ältester gebaut, der ist Schreiner») übergesiedelt ist, hat er alle Zeit der Welt für seine Sache. Als ihn auf der Bergstrasse hinauf zu seinem Hof ein Auto überholt, zieht er nur kurz die Augenbrauen hoch: «Das ist ein Bauer, der im Stress ist.» ○



Die Hörner der Kuh sind mit Nervenfasern durchzogen und sehr empfindlich.



«Geben wir den Kühen eine Stimme»: Armin Capaul.

# Warum so kompliziert?

In den Kantonen Zürich und St. Gallen versucht der Staat, eine umfassende Informatik für die öffentliche Verwaltung aufzubauen. Es wären Private da, die das besser können.

Von Beat Gygi

In den Kantonen St. Gallen und Zürich ist ein staatliches Informatikexperiment im Gang, das in den nächsten Wochen einen ersten härteren Test zu gewärtigen hat. Im Grunde geht es um ein Kräftemessen zwischen staatlichen Stellen, die für sich einen grossen Informatikdienstleister konstruieren wollen, und dem privaten Konkurrenten Abacus, dem es sauer aufstösst, dass auf diese Weise ein ganzer Markt für staatliche Anbieter abgeschottet wird, und der sich den Zutritt zu diesem Gebiet erkämpfen will. Die staatliche Seite preschte im vergangenen Frühsommer vor, da haben die Verwaltungsräte der Abraxas Informatik AG und der Verwaltungsrechenzentrum AG St. Gallen (VRSG) die Fusion ihrer Unternehmen in die Wege geleitet, im Juni das Vorhaben den Aktionären vorgelegt, und Ende August war mit der Zustimmung dieser Aktionäre der Weg frei für den Zusammenschluss. Angekündigt wurde dieser mit der Wendung: «Es entsteht ein Unternehmen mit rund 830 Mitarbeitenden und der führende Anbieter durchgängiger IT-Lösungen für die öffentliche Hand.» Man muss aber ergänzen: Dieser führende Anbieter für die öffentliche Hand gehört vollständig der öffentlichen Hand.

## Streit über die Offenlegung

Die zwei Unternehmen bieten Informatiklösungen für die öffentliche Verwaltung und allenfalls KMU an. Die Abraxas Informatik AG mit Hauptsitz in St. Gallen, etwa 500 Mitarbeitern und einem Jahresumsatz 2016 von 114 Millionen Franken ist je zur Hälfte im Eigentum der Kantone St. Gallen und Zürich. Dieses Gebilde entstand 1998 aus der Zusammenlegung der Informatikämter der Kantone Zürich und St. Gallen. Ein wichtiges Produkt ist etwa Informatik für die Polizei. Die VRSG dagegen mit heute rund 330 Mitarbeitern und einem Jahresumsatz von jüngst 66 Millionen Franken wurde 1973 als eine Art Selbsthilfeorganisation der Gemeinden gegründet, um deren Verwaltungsabläufe zu unterstützen und Lösungen dafür zu entwickeln. Deshalb hat sie neben den Kantonen St. Gallen, Zürich, Thurgau und Appenzell Ausserrhoden alles in allem 130 Städte und Gemeinden aus mehreren Kantonen im Aktionariat, dominierend ist das St. Galler Gebiet.

Mittlerweile ist die VRSG allerdings mehr oder weniger zum Wiederverkäufer fremder Software geworden, die schwergewichtig auf



Reichte Beschwerde beim Verwaltungsgericht ein: Unternehmer Hintermann.

Lösungen für Gemeindeverwaltungen ausgerichtet ist. Wie sieht heute der Markt für diese Informatikprodukte aus? Es wurde in den vergangenen Jahrzehnten zur Norm, dass die Gemeinden als Aktionäre ihre IT sozusagen ohne sich gross umzusehen bei der VRSG beschafften und die Aufträge dafür meist freihändig vergaben, also ohne Ausschreibung, so dass der Markt nicht offen war für Dritte.

Aber solche Angebote könnten doch auch private Firmen erbringen, sagt Claudio Hintermann, Chef des privaten IT-Konkurrenten Abacus – und darauf pocht er schon seit langem und mit Unmut. Abacus, ein grösserer Anbieter betriebswirtschaftlicher Softwarelösungen vor allem für KMU und auch Gemeinden, die nach Hintermanns Worten erheblich günstiger sind als die der VRSG, sieht sich im Nachteil. Hintermann hat deshalb schon 2015 Beschwerde beim Verwaltungsgericht des Kantons St. Gallen eingereicht, unter anderem wegen Verletzung des öffentlichen

Beschaffungsrechts. Als die Abacus-Führung bei den Gemeinden Informationen über IT-Beschaffungen erfragte und unter Verweis auf das Öffentlichkeitsrecht – also das Recht, öffentlich relevante Informationen einzusehen – nähere Angaben über deren Verträge mit IT-Lieferanten verlangte, zeigten sich die Gemeinden alle auf ähnliche Weise verschlossen. Dieser Streit über die Offenlegung soll eben nächstens entschieden werden.

## Die Substanz besteht aus Hoffnung

Hintermann legt im Gespräch dar, dass es für seine Firma schwierig sei, gegen das Verhalten der Gemeinden vorzugehen, wenn man gar nicht wisse, was diese beschafft hätten. Deshalb gehe es in einem ersten Prozess darum, überhaupt erst an die relevanten Informationen zu gelangen. Was die Gemeinden im Kanton St. Gallen seit längerem praktizierten, sei eben nicht nur, dass sie ihre Beschaffungen nicht ausschreiben würden, nein, sie würden die Käufe auch gar nicht publizieren, so dass

man gar keine Einwände dagegen machen könne. Deshalb müsse dem Öffentlichkeitsgesetz Nachachtung verschafft werden, die Gemeinden müssten zeigen, was gekauft worden sei.

Wenn der Streit zugunsten von Abacus entschieden wird, kann die VRSG und damit die Staatslösung Abraxas in ernsthafte Probleme geraten. Denn das könnte den Angriff zur Öffnung des Marktes ermöglichen und der Vorgabe zum Durchbruch verhelfen, dass die Aufträge öffentlich ausgeschrieben werden müssen. Auch diese Forderung kommt von Abacus, und wenn das Gericht diese stützt, bedeutet das wahrscheinlich, dass die Gemeinden, die ihre IT bisher freihändig beschafft haben, eine Ausschreibung durchführen und ein neues Verfahren einleiten müssen. Die VRSG-Pakete kämen dann wohl unter Druck, da Konkurrenten wie Abacus offenbar erheblich günstigere Arrangements anbieten. Stellenweise ist von der Hälfte oder noch weniger des Preises bei VRSG-Konkurrenten die Rede.

Aber die Konsequenzen für das Staatsgebilde Abraxas/VRSG könnten noch einschneidender sein. Die stark mit dem Kanton Zürich verbundene Firma hat mit dem Zukauf der VRSG ein Risiko eingekauft, denn deren Ge-

### Stellenweise ist von der Hälfte des Preises oder noch weniger bei den Konkurrenten die Rede.

schäftsmodell könnte massiv unter Druck kommen. Aus der Sicht von Fachleuten ist umstritten, wie frei eine Gemeinde, die Aktionärin eines IT-Dienstleisters ist, demselben bei öffentlichen Ausschreibungen den Zuschlag geben kann. Problematisch würde es für die Abraxas auch dann, wenn die VRSG im Nachgang zu den Offenlegungen zur Neuausschreibung verpflichtet werden sollte und dann unweigerlich zu massiven Preisnachlässen gezwungen wäre oder wegen zu hoher Preise Aufträge verlieren würde. Hinzu kommt, dass bei einer befohlenen Neuausschreibung die vorherigen Anbieter möglicherweise nicht mitmachen können, dann würde der Markt neu aufgerollt.

Solid erscheint die Grundlage der VRSG auch sonst nicht, wie es der Geschäftsbericht 2016 andeutet: Die Bilanz von 39 Millionen Franken enthält nur 21 Prozent Eigenkapital, nachdem es im Vorjahr noch 28 Prozent waren. Und noch brisanter: Das immaterielle Vermögen, also eigentlich ein weicher Posten, bestehend aus Kosten, die man vorläufig nicht abbucht, sondern als Wertsteigerung in die Bilanz nimmt, hat 2016 von 3,4 auf 12,7 Millionen Franken zugenommen, fast ein Drittel der Substanz besteht also eigentlich aus Hoffnung. ○

## Zahlen

# Abergläubische, aufgepasst!

**Acht Monate nach dem vergangenen 13. Januar fällt in der laufenden Woche der Freitag erneut auf einen Dreizehnten. Zufall oder nicht? Von François Fricker**

**T**röstlich immerhin, dass alle von Abergläubigen Geplagten sich in guter Gesellschaft befinden. So blieb etwa Johann Wolfgang von Goethe, um allfälligen Gefahren aus dem Weg zu gehen, an einem Freitag, dem Dreizehnten, sicherheitshalber zu Hause. Und erst Arnold Schönberg: Der am 13. September 1874 geborene Erfinder der Zwölftontechnik blieb am Freitag, dem 13. Juli 1951, schlotternd in seinem Bett. Eine Stunde vor Mitternacht schaute seine Tochter Gertrud vorbei: Nun sei gleich alles vorüber. Der Komponist hob den Kopf, stammelte das Wort «Harmonie» – und war tot. Die Zeit: dreizehn Minuten vor zwölf. Schönberg war 76 geworden – Quersumme: dreizehn.

Was Wunder, dass die notorische Angst vor der Zahl Dreizehn mit der «Triskaidekaphobie» längst einen wissenschaftlichen Namen erhalten hat – zusammengesetzt aus den griechischen Wörtern *triskaideka* für dreizehn und *phobos* für Furcht. Über den Ursprung dieser Angststörung, die laut einer Umfrage des renommierten deutschen Instituts für Demoskopie Allensbach jeden vierten Westeuropäer heimsucht, sind verschiedene Theorien im Umlauf, von denen sich aber keine als restlos schlüssig erweist. Die hierzulande bekannteste Version bezieht sich auf das letzte Mahl Jesu mit seinen zwölf Jüngern. Daraus soll die Assoziation entstanden sein, dass aus einer Gesellschaft von dreizehn Personen eine sterben müsse. Das ist auch der Grund, weshalb man in Frankreich einen professionellen *quartozième* (also einen «vierzehnten») für den Fall herbeirufen kann, dass sich an einer Party wider Erwarten exakt dreizehn Gäste einfinden.

Ebenso unheimlich wie die Zahl Dreizehn kann der Wochentag Freitag sein. Ein möglicher Grund: Christus wurde gemäss Überlieferung an einem Freitag gekreuzigt. Verbündet sich nun dieser Wochentag mit der Zahl Dreizehn, so ist konsequenterweise ganz besondere Vorsicht geboten. Das bestätigte kürzlich eine im *British Medical Journal* veröffentlichte Studie. Laut dieser erhöht sich das Risiko merkbar, an einem Freitag ins Spital eingeliefert zu werden, wenn dieser auf einen Dreizehnten fällt. Nicht untersucht wurde dagegen, ob es bloss die Triskaidekaphobie ist, die uns an diesem Tag derart zappelig macht, dass wir tatsächlich einen Unfall bauen.

Kaum jemand realisiert, dass es Jahr für Jahr mindestens einen Freitag gibt, der auf einen Dreizehnten fällt. Manchmal sind es zwei, niemals aber mehr als drei solche Freitage. Was



*Niemals mehr als drei im Jahr.*

diesbezüglich in der nächsten Dekade auf uns zukommt, verrät die folgende Tabelle mit den Hinweisen auf die betreffenden Monate:

- 2018: April, Juli
- 2019: September, Dezember
- 2020: März, November
- 2021: August
- 2022: Mai
- 2023: Januar, Oktober
- 2024: September, Dezember
- 2025: Juni
- 2026: Februar, März, November
- 2027: September, Dezember

Die genauere Untersuchung, wie oft der Dreizehnte auf einen Freitag fällt, ist höchst aufschlussreich! Dabei genügt es, sich auf 400 Jahre zu beschränken, da sich nach Ablauf dieser Periode die Zuordnung der Daten zu den Wochentagen exakt wiederholt. In einem solchen Abschnitt gibt es 4800 Dreizehnte, die sich wie folgt auf die Wochentage verteilen:

- je 684-mal auf Donnerstag und Samstag,
- je 685-mal auf Montag und Dienstag,
- je 687-mal auf Mittwoch und Sonntag und
- (Man höre und staune!) 688-mal auf Freitag.

Fazit: Mag der Unterschied noch so geringfügig sein, so fällt der Dreizehnte doch öfter auf einen Freitag als auf jeden anderen Wochentag.

**François Fricker** ist emeritierter Professor für Mathematik und Zauberkünstler.



## Abstimmungen

# Marxistische Ideen

Die Vollgeld-Initiative würde einen Rückschritt, nicht Modernisierung für das Geldsystem bedeuten. Wer nach liberalen Alternativen zu Bargeld und Buchgeld sucht, muss sein Augenmerk auf Kryptowährungen legen.  
Von Hans Geiger

Der Ständerat lehnt die Vollgeld-Initiative ohne Gegenstimme ab. Damit folgt er dem Antrag des Bundesrates, der in der Botschaft davor warnte, die Schweiz zum Experimentierfall für unerprobte Reformen zu machen. Tatsächlich wollen die Initianten ein Problem lösen, das in der Schweiz noch von niemandem erkannt wurde. Sie erklären, dass mit einem neuen Verfassungsartikel verhindert werden soll, dass die Banken in Zukunft weiter «privates Geld» schaffen können. Das sei ein liberales Anliegen. Träger der Initiative ist der Verein Monetäre Modernisierung (MoMo).

Die Initiative hat drei Stossrichtungen: Erstens sollen die Banken zur Verhinderung der privaten Geldschöpfung den Kunden keine Sichtgelder, über die der Zahlungsverkehr abgewickelt wird, auf eigene Rechnung anbieten können. Es geht dabei um rund 500 Milliarden Franken. Die «private Geldschöpfung» der Banken liesse sich durch eine kleine Änderung im Nationalbankgesetz einfacher umsetzen: Banken müssten für Sichtgelder bei der Nationalbank (SNB) 100 Prozent Mindestreserven halten. Das wollen die Initianten aber ausdrücklich nicht. Es geht ihnen um sehr viel mehr.

Das ist ersichtlich aus der zweiten Forderung: Diese Sichtgelder sollen von den Banken nur treuhänderisch betreut und direkt bei der Nationalbank angelegt werden. Was diese mit den zusätzlichen rund 500 Milliarden Franken machen soll, beschreibt der Initiativtext wie folgt: Die Nationalbank «bringt [...] neugeschaffenes Geld schuldfrei in Umlauf, und zwar über den Bund oder über die Kantone oder indem sie es direkt den Bürgerinnen und Bürgern zuteilt». Das tönt unverständlich, heisst jedoch im Klartext: «Die SNB muss neugeschaffenes Geld verschenken.» Wiederum im Klartext ausgedrückt: Bankkunden werden mit ihrem Geld anstelle der Steuerzahler den Staat finanzieren. Wehren könnten sich die Kunden nicht. Nur die SNB dürfte Zahlungsverkehrskonten anbieten. Würde die SNB nur einen Drittel des in den letzten zehn Jahren neugeschaffenen Geldes verschenken, wäre die Nationalbank rechnerisch eine *banca rotta*, hätte mit mehr Schulden als Vermögen ein negatives Eigenkapital: Leergeld statt Vollgeld.

Hinter dem Ganzen steht, und das ist der dritte Aspekt, eine Ideologie, die weder liberal noch modern ist. Die Initiative ist extrem etatistisch, in mancher Beziehung marxistisch. Gemäss den Initianten soll künftig in der Verfassung stehen: «Der Bund gewährleistet die Versorgung der Wirtschaft [...] mit Finanzdienstleistungen. Er kann dabei vom Grundsatz der Wirtschaftsfreiheit abweichen.» Die SNB «gewährleistet [...] die Versorgung der Wirtschaft mit Krediten». Das Gesetz «regelt [...] die Begrenzung des Eigenhandels». All diese und weitere Forderungen



Leergeld statt Vollgeld.

gen haben mit der Geldschöpfung nichts zu tun. Die Grundideen der Initiative finden sich im «Kommunistischen Manifest» von 1848. Dort haben Karl Marx und Friedrich Engels geschrieben: «Das Proletariat wird der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital entreissen.» Und sie haben diese Forderung wie folgt präzisiert: «Zentralisation des Kredits in den Händen des Staats durch eine Nationalbank mit Staatskapital und ausschliesslichem Monopol.»

Dass sich die Initianten mit der 169 Jahre alten Idee als Modernisierer des Geldwesens sehen, ist skurril. Modern sind ganz andere Dinge: Modern ist die bald zehnjährige Flutung

der Märkte mit Hunderten von Milliarden Franken, Euros, Dollars durch die Notenbanken, welchen die Initianten die Herrschaft über das Finanzwesen gänzlich übertragen wollen.

### Die Swisscoin-Lösung

Derzeit angesagt sind Kryptowährungen, insbesondere Bitcoin. Bitcoins sind innert weniger Jahre von einer obskuren Idee zu einem zentralen Thema von Tageszeitungen, Spekulanten und wissenschaftlichen Foren geworden. Findet die monetäre Modernisierung bei Kryptowährungen und der ihnen zugrundeliegenden Blockchain-Technologie statt, abseits der Politik? Die Antwort auf diese Frage ist offen. Ganz sicher ist, dass sich die Zentralbanken mit den Themen rund um Kryptowährungen sehr rasch und sehr intensiv beschäftigen müssen. Dieser Prozess ist im Gange. Den Notenbanken stellt sich insbesondere die Frage, ob sie selbst Kryptogeld herausgeben sollten – und falls ja, mit welchen Eigenschaften. Ein erster Vorschlag für die USA wurde aus der Blogger-Szene unter dem Namen «Fedcoin» lanciert. Die schwedische Notenbank hat unter dem Namen «E-Krona» ein Projekt gestartet, mit dem sie die allfällige Ausgabe von digitalem Notenbankgeld an die Wirtschaft (Firmen und Konsumenten) prüfen will.

Die SNB könnte durch ein Projekt beispielsweise folgenden Vorschlag prüfen: Neben dem Buchgeld für Banken und den Banknoten für die Wirtschaft gibt die SNB als dritte Form von staatlichem Geld «Swisscoins» aus. Sie verwendet hierfür wie Bitcoin die Blockchain-Technologie. Die Swisscoins sind Verbindlichkeiten der SNB, im Gegensatz zur virtuellen Währung Bitcoin. Auch im Gegensatz zu den hochspekulativen Bitcoins sind die Swisscoins im Wert stabil wie Banknoten. Swisscoins teilen einen weiteren Vorteil mit den Banknoten: Sie gehen beim Handel direkt vom Zahlungspflichtigen an den Zahlungsempfänger, ohne Intermediäre. Ihre Verwendung ist anonym, die Privatsphäre wird damit auch im elektronischen Zahlungsverkehr gewahrt. Das wäre liberale monetäre Modernisierung ohne ideologische Scheuklappen.

Hans Geiger ist emeritierter Professor für Finance der Universität Zürich und ehemaliges Mitglied der Credit-Suisse-Führung.

# Der Brückenbauer

Der Schweizer Fussball-Nationaltrainer Vladimir Petkovic, 54, führte seine Mannschaft von Sieg zu Sieg. Doch nach der Niederlage gegen Portugal steht er vor der schwersten Prüfung.

Von Thomas Renggli

Als Dozent für ein Motivationsseminar wäre Vladimir Petkovic kaum die Idealbesetzung. In der Aussenwahrnehmung wirkt der Trainer der Schweizer Nationalmannschaft so mitreissend wie ein torloses Unentschieden an einem kalten Novemberabend. Sein Deutsch ist holprig, sein Tonfall monoton. Zum Lachen scheint er in den Keller zu gehen. Und als er im Anlauf auf die Euro 2016 mit seiner Mannschaft die Testspiele gegen Irland und Bosnien-Herzegowina verlor, waren die medialen Meinungen gemacht. Die *Neue Zürcher Zeitung* titelte: «Ein nicht gehaltenes Versprechen», die *Basler Zeitung* sah ein Problem auf psychischer Ebene: «Petkovic erzeugt kein Wir-Gefühl», der *Blick* ortete grundsätzliche Orientierungsschwierigkeiten: «Ein Team ohne Plan», und die Agentur SDA wählte den Trainer auf dem Irrweg: «Bewegung in die falsche Richtung». Schon zuvor hatte die *Aargauer Zeitung* in der Nationalmannschaft erodierende Kräfte festgestellt und den «Balkangraben» entdeckt.

Schnee von gestern. Die Ausscheidungskampagne für die WM 2018 in Russland wischte fast alle Bedenken vom Tisch: neun Spiele/27 Punkte; bis zum samstäglichen 5:2 gegen Ungarn zwölf Monate ohne Gegentrefen. Dass der Grossteil der Konkurrenten höchstens dem Warteraum zur Weltspitze zuzuordnen ist, darf die Bilanz nicht trüben. In jeder anderen Gruppe hätte diese Siegesserie zur vorzeitigen und souveränen Qualifikation gereicht. Doch Cristiano Ronaldo und Restportugal legten am Dienstag in Lissabon das Veto ein. Nach einem Eigentor von Verteidiger Djourou und der ersten Niederlage seit 15 Monaten müssen die Schweizer auf ihrem Kurs nach Russland den Umweg über die Barrage nehmen. Und dort steht (mit Nordirland, Schweden, Griechenland oder Irland) in jedem Fall ein unbequemer Gegner auf dem Feld.

Trotzdem: Vladimir Petkovic hat in den vergangenen anderthalb Jahren vieles richtig gemacht. Die Euro in Frankreich wurde trotz dem Penalty-Out im Achtelfinal gegen Polen als Erfolgsmeldung gewertet. Und mit dem 2:0 zum Start der WM-Kampagne gegen Europameister Portugal lancierte die Schweizer Mannschaft eine Serie, die in die Rekordbücher eingeht.

Der Verband honorierte diese Konstanz mit der grösstmöglichen Wertschätzung. Unab-



Vieles richtig gemacht: Coach Petkovic.

hängig von der WM-Teilnahme verlängerte er den Vertrag mit Petkovic schon im August 2017 bis 2020. Claudio Sulser, als Nationalmannschaftsdelegierter der Vorgesetzte des Trainers, sagt: «Petkovic kennt die Schweiz, und er hat unsere Eigenschaften: Ordnung, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit.»

## Konstanz und Gradlinigkeit

Sulser stammt aus Lugano. Auch Petkovic hat einen Tessiner Heimatort: Locarno. Geboren aber wurde er in Sarajevo. 1987 kam er als Fussballer in die Schweiz – und wurde über Umwege im Tessin sesshaft. Bevor er sich als Trainer auf höchstem Niveau etablierte, arbeitete er für die Caritas als Sozialarbeiter. Dies mag für die gegenwärtigen Leistungen der Nationalmannschaft nicht von Relevanz sein. Es zeigt aber, dass Petkovic mehr kennt als nur den Fussball – und die Sprache des Fussballs. Neben Kroatisch spricht er Italienisch, Französisch, Spanisch, Englisch, Russisch und Deutsch. Der oft grobschlächtig wirkende Trainer ist ein Mann, der Zwischentöne spürt und die Strömungen in der Garderobe fühlt.

Hört man sich im Umfeld der Nationalmannschaft um, werden vor allem seine Konstanz und Gradlinigkeit hervorgehoben. Kapitän Stephan Lichtsteiner sagt: «Bei Petkovic wusste man vom ersten Tag an, woran man ist. Er ist sich immer treu geblieben – und liess sich auch von Rück-

schlägen nicht aus dem Konzept bringen.» Rückschläge gab es vor allem zu Beginn. Petkovic beklagte den unfreundlichen Kaltstart ohne Testspiel. Im Herbst 2014 blieb er zu Beginn der Qualifikation für die Euro 2016 gegen England und Slowenien ohne Punktgewinn. Zum Problem drohten auch die populären Vorgänger zu werden: Köbi Kuhn, der beliebteste Zürcher der Welt, der mit der Nationalmannschaft den schönsten Fussball der jüngeren Vergangenheit spielte – und Ottmar Hitzfeld. Der zweifache Champions-League-Sieger ist eine der grössten und natürlichsten Autoritäten im europäischen Fussball.

Petkovic aber liess sich nicht irritieren. Falls es je einen Balkangraben gegeben haben sollte, überwand er diesen mit einer soliden Brücke. Zwar bleibt der stimmliche Einsatz vieler Spieler während der Nationalhymne weiterhin ungenügend, doch Kapitän Lichtsteiner sieht darin kein grundsätzliches Problem: «Ich habe auch lange die Nationalhymne nicht

gesungen – aber nicht, weil ich nicht stolz war, Schweizer zu sein. Sondern weil meine Konzentration dem Spiel galt.» Mediale Bedenken bezüglich des teaminternen Zusammenhalts seien haltlos: «Wenn man unsere Mannschaft spielen sieht, weiss man, dass sich alle Spieler mit dem Land identifizieren – da spielt es keine Rolle, ob jemand die Nationalhymne singt oder nicht. Solange man nur darüber spricht, haben wir eigentlich keine grossen Probleme.»

Was Lichtsteiner sagt, wird auf dem Feld ersichtlich. Die Schweizer Auswahl mag nicht immer den schönsten, spektakulärsten und torreichsten Fussball spielen – und ein Goalgetter von Format fehlt ihr weiterhin, doch was Solidarität, Disziplin und Leidenschaft betrifft, befindet sie sich auf einem beeindruckenden Niveau. Und wenn die Resultate stimmen, passen auch plötzlich die unterschiedlichsten Charaktere bestens zueinander. Torhüter Yann Sommer bezeichnete die Mannschaft unlängst als «Wohlfühloase» und «Kraftort», in dem alle Energie tanken können. Mit der Bauchlandung in Lissabon hat sich diese Einschätzung relativiert – und die Anforderung an Petkovic grundsätzlich verändert. Auf dem Weg an die WM sind vom Trainer erstmals Qualitäten als Krisenmanager gefordert. Dampfbad, Saunagang und Gurkenmaske reichen zum sportlichen Wohlbefinden im WM-Playoff nicht. ○



«Ihr seid nicht allein»: König Felipe VI.

## Milchkaffee für alle

Die katalanischen Sezessionisten haben einen Dämpfer bekommen, die Spanier scharen sich um ihren König. Die Konflikte im Land schwelen weiter.

Von Leo Wieland

Der Spuk in Spanien ist noch nicht vorbei. Es zeigt sich aber ein erster Lichtstreifen am Ende des separatistischen Tunnels in Katalonien. Das ist König Felipe VI. und dem scheuen Geld zu verdanken – in dieser Reihenfolge. Nach dem bizarren «Referendum» über eine Unabhängigkeit am 1. Oktober, dessen sich sogar ein Nicolás Maduro im fernen Venezuela geschämt hätte, ging ein Ruck durch das Land und die rebellische Provinz. Während die Zentralregierung des konservativen Ministerpräsidenten Mariano Rajoy noch wortlos in ihrer politischen Siesta schlummerte und den Organisatoren eines kalten Staatsstreichs in Barcelona das Gesetz des Handelns – sowie die Manipulation der eigenen und der internationalen Medien – überliess, ging der Monarch zwei Tage und einen Generalstreik später ins Fernsehen.

Felipe, der ähnlich wie sein Vater Juan Carlos I. bei dem Putsch rechter Militärs im Jahr

1981 seinen Thron wanken sah, ergriff die Initiative. Ohne Umschweife stellte er sich – wie einst der Vater – auf die Seite der spanischen Verfassung. Und er sagte jener schweigenden Mehrheit der Katalanen, die nichts mit einer Abkoppelung und einem eigenen Staat im Sinn haben: «Ihr seid nicht allein.» Das Wörtchen «Dialog» kam ihm dabei nicht über die Lippen, weil es auch fehl am Platz gewesen wäre. Mit aufständischen Delinquenten, die dem Rechtsstaat seit Wochen und Monate eine Nase drehen und auf ihren extremistischen Maximalforderungen als Voraussetzung für einen Dialog beharrten, war schwerlich gütlich zu verhandeln.

### Empfindlicher Verlust von Arbeitsplätzen

Kaum hatte der König zu Ende geredet und seinen Landsleuten über die Grenzen des aufgewählten Kataloniens hinaus – es steht für 7,5 von 46 Millionen Spaniern und einen Fünftel

des Bruttoinlandsprodukts – Mut gemacht, geriet die Bevölkerung in Bewegung. Erst kam es zu einer Demonstration für die Einheit in Madrid. Dann versammelten sich die eher Unschlüssigen in weissen Hemden vor diversen Rathäusern des Königreichs und warben für friedliche Verständigung. Die Krönung war schliesslich eine Grosskundgebung am Sonntag in Barcelona. Angeführt vom peruanischen Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa, der auch einen spanischen Pass hat und Barcelona kennt und liebt, füllten Hunderttausende die Stadt. Sie setzten den Kontrapunkt dort, wo bislang nur die Nationalisten ähnliche Scharen auf die Beine gebracht hatten.

Derweil versetzte zwischen allen Manifestationen der Bürger das Geld den «Katalanisten» einen nicht minder wirkungsvollen Schlag. Als die ersten Kunden der traditionell starken und renommierten Banken der Region



begannen, ihre Konten zu schliessen, war höchste Alarmstufe angesagt. Aus Gründen des Einlegerschutzes und der Rechtssicherheit verlegten die Banco Sabadell und die Caixa-Bank, ohne die Regionalregierung zu fragen, ihre Hauptquartiere nach Alicante und Valencia. Sie wollten im Fall einer einseitigen Unabhängigkeitserklärung doch lieber unter dem Schirm der Europäischen Zentralbank stehen, als sich den Risiken und flatterhaften Versprechungen von Milch und Honig seitens fanatisierter Politiker auszusetzen.

Das war das Signal für andere Grossunternehmen, ihre Sitze ebenfalls nach «Spanien» zu verlegen oder es zumindest zu erwägen. Allmählich sank es sogar bei hartgesottene Katalanisten ein, dass diese unerwartete Variante eines «Katalexit» den empfindlichen Verlust von Steuern, Arbeitsplätzen und allgemeiner Prosperität nach sich ziehen könnte.

Der König, der in Spanien nicht nur als «Garant der nationalen Einheit» eine wichtige Symbolfigur ist, sondern zugleich auch Staatsoberhaupt und Oberkommandierender der Streitkräfte, hatte aus Gründen des Patriotismus und der Selbsterhaltung etwas angestossen. Die zaudernde Regierung Rajoy und auch die regionalnationalistische Regierung des Ministerpräsidenten Carles Puigdemont – was man sinnigerweise «Putschdemont» ausspricht – gerieten zunehmend in Verlegenheit. Rajoy brauchte dennoch mehrere Tage, bis er sich in einem Interview der Zeitung *El País* zu der Warnung hinreissen liess, dass ihn eine einseitige Unabhängigkeitserklärung Barcelonas zum Einsatz aller ihm zu Gebote stehenden Mittel des Rechtsstaates zwingen würde.

### Realitätsverweigerung

Im Klartext hiess das, dass auch die Aussetzung der Autonomie Kataloniens nach Artikel 155 der Verfassung nicht mehr tabu war. Zu diesem Zeitpunkt hatte Felipe González, der grosse alte Mann der spanischen Sozialisten, schon gesagt, dass er das längst getan hätte. Und der konservative ehemalige Regierungschef José Maria Aznar rief dem einst von ihm handverlesenen Nachfolger Rajoy indigniert zu, wenn er denn «unwillig oder unfähig» sei, die Herausforderung anzunehmen, sollte er doch besser Neuwahlen ansetzen.

Puigdemont wiederum sah sich, ähnlich wie der nach dem vorletzten illegalen Referendum im Jahr 2014 unter Druck abgetretene Vorgänger Artur Mas, angeschlagen in den Seilen. Er, der als Held oder Märtyrer in die Geschichte eingehen möchte, blieb, obschon erkennbar groggy, bei seiner Kampfansage. In seiner Koalitionsregierung, die vor allem von der anarchistisch-antikapitalistischen CUP-Partei zum Bruch mit Spanien getrieben wurde, zeigten sich erste Risse.

Ausgerechnet Artur Mas, der vor einigen Jahren das spanisch tönende «o» in Arturo ge-

strichen und sich selbstbewusst als «Artur der Schlaue» bezeichnet hatte, machte den ersten Rückzieher. In einem Interview der *Financial Times* sagte er, dass Katalonien vielleicht doch noch nicht auf die «wahre Unabhängigkeit» vorbereitet sei. Das war in den Augen der Rechtgläubigen eine Art Landesverrat, zu dem sich dann auch noch, wenngleich mit vorsichtigeren Vokabeln, Puigdemonts Wirtschaftsminister gesellte. Beides war eine so wichtige Zäsur, dass sogar Kataloniens einflussreichste Zeitung *La Vanguardia*, die lange die Katalanisten unterstützte und von ihnen grosszügig alimentiert wurde, die fatalen ökonomischen Folgen eines Alleingangs erkannte – und mit Nachdruck davon abriet.

Dass eine neue katalanische «Republik» von keinem einzigen europäischen Land und keinem EU-Spitzenpolitiker in Brüssel den geringsten Zuspruch bekam, hatte eine Rolle gespielt. Auch die Warnung des aufgeschreckten Internationalen Währungsfonds, laut der Spanien im Allgemeinen und Katalonien im

---

### Für zwei «historische Regionen», das Baskenland und Navarra, gab es Extrawürste in Form von Steuerhoheit.

---

Besonderen grosses wirtschaftliches Ungemach droht, verfehlte ihre Wirkung nicht. Nur Puigdemont und die Treuesten seiner Getreuen verharrten in ihrem Labyrinth der Realitätsverweigerung. Sie verwiesen dagegen auf den sporadischen Beifall für ihr Unterfangen aus anderen politischen Kreisen.

Diese lohnt es sich näher zu betrachten. Der Erste, der den Katalanisten rhetorisch beisprang, war der schillernde britische Brexiteer



*Politische Siesta:* Regierungschef Rajoy.

Nigel Farage. Danach kam noch Applaus aus anderen rechten Ecken, vom Niederländer Geert Wilders bis zur deutschen AfD. Nicht zu vergessen sind zugleich die wichtigsten inner-spanischen Verbündeten. So kam zum Beispiel vor dem verbotenen Referendum der wegen Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung verurteilte baskische Eta-Mann Arnaldo Otegi nach Barcelona. Er verliess die Stadt zweckoptimistisch mit der Prognose: «Heute Katalonien und morgen die baskische Republik.» Hier hatten sich rechte und linke Populisten unter nationalistischem Firnis in bemerkenswerter Tateinheit getroffen.

### Stammesfeuer schüren

Ein Schlüssel zum Verständnis der akut schwellenden Konflikte in Spanien findet sich in der Geschichte jener ersten demokratischen Verfassung nach der Franco-Diktatur aus dem Jahr 1978. Unter dem liberalen Motto «Milchkaffee für alle» wurden siebzehn autonome Regionen geschaffen. Sie erhielten beträchtliche Eigenständigkeit und Selbstverwaltungsrechte in Politik, Wirtschaft und Kultur. Sie sollten im Lauf der Jahre sogar noch die Kompetenzen föderalistischer Vettern, wie zum Beispiel der deutschen Bundesländer, übertreffen.

Für zwei «historische Regionen», nämlich das Baskenland und Navarra, gab es sogar opulente Extrawürste in Form von Steuerhoheit. Bald entstanden in diesen beiden Regionen sowie in Katalonien und Galicien immer einflussreichere nationalistische Parteien. Sie leben davon, Stammesfeuer zu schüren und noch mehr Rechte und Geld zu verlangen. Wechselnde Madrider Zentralregierungen, egal, ob rot oder schwarz, waren ihnen zu Willen. Mal zähneknirschend und mal in beschwichtigender Absicht, aber immer, weil sie im Parlament ihre Stimmen brauchten.

Nun wünschen sich auch die katalanischen Nationalisten seit langem die gleichen Steuerprivilegien wie die Basken und Navarresen. Doch das ist für Madrid bislang eine rote Linie, weil dann auch die übrigen Regionen Gleichbehandlung fordern würden und der Zentralstaat fiskalisch nackt dastünde. Um eine Ersatzlösung bemüht, kam der letzte sozialistische Ministerpräsident José Luis Rodríguez Zapatero den Katalanen mit einem reformierten Autonomiestatut weit entgegen – weiter, als es klug und vertretbar war. Eine Klage der damals oppositionellen Volkspartei Rajoy's war erfolgreich. Das Verfassungsgericht erklärte mehrere Teile des Statuts für rechtswidrig.

Jenes Urteil zündete in Barcelona die Lunte, die nun bis zu höchster Explosionsgefahr führte. Aus regionalnationalistischen Schaukelpolitikern wurden Separatisten und schliesslich erbitterte Sezessionisten. Sie stellten sich über die Landesverfassung, wollten fortan nur noch ihre eigenen Gesetze befolgen und verletzten die anderen zugleich serienweise. Zapa-

# Wer ist wer?

**Im Katalonienkonflikt prallen zwei unvereinbare Vorstellungen von Nation sowie der ungebrochene Nationalstolz zweier Völker aufeinander. Von Carlos Collado Seidel**

Die Bilder der Gewalt vor den Wahllokalen in Barcelona, auf denen behelmte spanische Polizisten die Bürger Kataloniens mit Schlagstöcken daran hindern, das Urrecht der Demokratie auszuüben, haben weltweit schockiert und für Empörung gesorgt. Überrascht zeigte sich die Weltöffentlichkeit aber auch über die machtvolle, anscheinend plötzlich aufgetretene Aufwallung eines katalanischen Unabhängigkeitsstrebens.

In der Analyse wird gerne auf das Jahr 2006 verwiesen, als ein überarbeitetes Autonomiestatut für Katalonien verabschiedet wurde, sowie auf das Jahr 2010, als das spanische Verfassungsgericht einige darin enthaltene Artikel als verfassungswidrig verwarf. Eine damals sowohl von Spaniern wie Katalanen besonders emotional debattierte Bestimmung bezog sich auf die in der Präambel enthaltene, rechtlich unverbindliche Bezeichnung Kataloniens als eigene Nation.

Seitdem wiederholen sich alljährlich die Bilder der Menschenmassen, die am 11. September, dem katalanischen Nationalfeiertag, für die Unabhängigkeit eintreten. Der Tonfall zwischen den Regierungen in Madrid und Barcelona verschärfte sich sukzessive bis zur gegenwärtigen Situation, in der, bildhaft gesprochen, zwei Züge mit immer höherer Geschwindigkeit aufeinander zurasen. Wie erklärt sich eine derart tiefsitzende, brutale Kompromisslosigkeit?

### «Wie Irland und England»

Die Wurzeln des Konflikts reichen tief in die Geschichte zurück. Sie liegen im Entstehungsprozess moderner Nationalstaaten im Verlauf des 19. Jahrhunderts: Zeitversetzt zum sich herausbildenden spanischen Zentral- und Verwaltungsstaat kam es in Katalonien zu einer Rückbesinnung auf eigene kulturelle und historische Traditionen. So lebte nicht nur der Gebrauch der katalanischen Sprache wieder auf, sondern auch die Erinnerung an die eigene Machtstellung, als Barcelona die Hauptstadt eines Seereiches war, welches das westliche Mittelmeer beherrschte. Die hispanische Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts wird wiederum als Zusammensetzung unterschiedlicher eigenständig verfasster Reiche auf der Iberischen Halbinsel verstanden, zu denen das Prinzipat Katalonien gehörte.

Das sich herausbildende katalanische Nationalgefühl, das zudem auf dem Selbstbewusstsein des industriell führenden katalanischen Bürgertums fusste (wie es nicht zuletzt im Jugendstil Gaudís und seiner Zeitgenossen wirkungsvoll zum Ausdruck kommt), provozierte wiederum eine repressive Gegenbewegung aus Madrid. So hiess es bereits 1855 in dem Blatt *El Parlamento*: «Politisch gesehen verhält es sich mit Katalonien und Spanien wie mit Irland und England [...]. Aber wenn schon das arme Irland für das reiche Grossbritannien ein Problem darstellt, ist gerade ein wohlhabendes, aber Unruhe stiftendes Katalonien nicht minder schädlich für das politische Gemeinwesen, dem es angehört.»

Aus dem zunehmenden Gegenwind erklärt sich, dass gerade jene Ereignisse in der katalanischen Geschichte zum zentralen Bezugspunkt



*Rebellion gegen die Krone: Bauernaufstand, 1640.*

im eigenen nationalen Selbstverständnis wurden, in denen die Auseinandersetzung mit einer als Unterdrücker verstandenen Zentralmacht zum Ausdruck kommt. Dazu gehört der Bauernaufstand am Fronleichnamstag des Jahres 1640, in dessen Folge sich Katalonien von der spanischen Krone lossagte, bis es zwölf Jahre später mit Waffengewalt wieder unterworfen wurde. Auf dieses Ereignis bezieht sich, verbunden mit einer ungemein drastischen antspanischen Wortwahl, der Text der gegenwärtigen katalanischen Nationalhymne. Der katalanische Nationalfeiertag erinnert wiederum an die Kapitulation Barcelonas im Spanischen Erbfolgekrieg im Jahr 1714, in deren Folge das Prinzipat die eigenständige politische Verfasstheit verlor.

Das Streben nach Anerkennung der eigenen Singularität war durch von Gewalt begleitete Konflikte geprägt. 1923, 1934, 1939 sind Jahreszahlen, die tiefe Einschnitte bedeuteten und

zur Entstehung eines bis in die Gegenwart wirkenden Opfermythos führten. Vor allem die Jahrzehnte der Unterdrückung jeglichen als politische Äusserung verstandenen Ausdrucks katalanischer Identität während der Franco-Diktatur (1936-1977) gruben sich tief ins kollektive Gedächtnis ein. Gerade aus dieser Perspektive wirken die Aufnahmen der Gewalt vom 1. Oktober in Erinnerung an die Polizeiknüppel im Franquismus fatal und bestärken die Katalanen in ihrer Grundüberzeugung, durch einen unterdrückerischen Staat beherrscht zu werden.

### Spanien stellt keine Bezugsgrösse dar

In den vier Jahrzehnten seit der Demokratisierung Spaniens und der Autonomie-regelung des Jahres 1979 wurde die Gesellschaft von einer dezidiert betriebenen katalanischen Kulturpolitik durchdrungen. Dies führte insbesondere bei jüngeren Generationen zu einem immer stärkeren katalanischen Nationalbewusstsein und, damit einhergehend, zum Verlust der emotionalen Bindungen an Spanien.

So erklärt sich, dass vor einigen Jahren die Regionalregierung den Vorwurf der Subjektivität bei der Geschichtsvermittlung an Schulen folgendermassen zurückwies: «Wir können die Geschichte des spanischen Staates von unserer Geschichte aus erklären. Und wir tun dies aus unserer Sicht und nicht aus der, die man uns aufzwingen will und von der wir nur ein Teilchen sind.» Ähnlich verhielt es sich, als das spanische Olympische Komitee vor etwa zehn Jahren einen neuen Text für eine spanische Nationalhymne vorstellte. Aus Barcelona verlautete lapidar, dass man dazu nichts zu sagen habe, da Spanien keine Bezugsgrösse darstelle.

Hierin wird das Grundproblem der Wechselbeziehung zwischen Spanien und Katalonien seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert deutlich: Aus spanischer Perspektive ist Katalonien ein integraler Bestandteil der spanischen Nation, während aus katalanischer Sicht ein eigener, hiervon losgelöster nationaler Bezugsrahmen existiert. In der im Jahr 1978 verabschiedeten spanischen Verfassung kommt dieser Widerspruch zum Ausdruck, indem darin einerseits von der unauflösbaren Einheit der spanischen Nation die Rede ist, gleichzeitig aber auch die Existenz verschiedener Nationalitäten innerhalb Spaniens anerkannt wird. Im Endeffekt sind beide Nationsverständnisse nicht miteinander vereinbar. Dieses Grundproblem wird sich schwerlich lösen lassen.

Carlos Collado Seidel ist Historiker und lehrt an der Philipps-Universität Marburg.



«Putschdemonst»: Katalanischer Ministerpräsident Carles Puigdemont.

teros Nachfolger Rajoy liess sie dennoch fast sechs Jahre lang gewähren – aus Furcht, Kalkül und persönlicher Schwäche.

### Linguistische Zwangsernährung

Währenddessen erhitzten sich die Köpfe von Millionen Katalanen. Erst jetzt sah sich Rajoy unter dem Druck des Königs, des Geldes und der Einheitswelle gezwungen, Puigdemont für den Fall einer einseitigen Unabhängigkeitserklärung mit der Suspension der katalanischen Autonomie zu drohen.

Über vieles, was in Katalonien schon zur bösen Gewohnheit der Nationalisten geworden ist, wurde dort und in Restspanien lange nicht gehörig offen diskutiert. Nicht über die Indoktrination in den Schulen durch Geschichtsklitterer, und auch nicht über die linguistische Zwangsernährung mit dem Katalanischen, das es vielerorts Eltern unmöglich macht, ihre Kinder in der Landessprache Spanisch unterrichten zu lassen. Die umgekehrte Diskriminierung hielt Einzug. Albert Boadella, der in seiner katalanischen Heimat wegen seines Freimuts verfemte berühmte Theaterregisseur, brachte es gerade so auf den Punkt: «Der katalanische Nationalismus ist von allem, was ich gesehen habe, dem Franquismus am ähnlichsten.»

In den Turbulenzen der vergangenen Woche gab es dazu haarsträubende neue Beispiele. Lehrer stellten Kinder von Polizisten in der Klasse bloss und nannten die Väter «Hurensöhne». Nachbarn wurden von Sezessionisten aufgefordert, andere Nachbarn zu denunzieren, die nicht zum «Referendum» gingen. Alte Freundschaften zerbrachen. Familien zerstritten sich. Der gezielt geschürte

Hass spaltete die Gesellschaft Kataloniens immer tiefer. Der Chef der autonomen Polizei (Mossos), Josep Lluís Trapero, übte am Referendumstag gar Befehlsverweigerung.

Bei Knüppelinsätzen der alleingelassenen Guardia civil kam es dann zu vereinzelt blutigen Zusammenstössen. Eine Tatumeldung der Regierung in Barcelona, gemäss der es neunhundert Verletzte gegeben habe, ging sofort ungeprüft um die Welt. Sie war aber Fake News, ebenso wie die «fünf gebrochenen Finger» einer Aktivistin, die gern die Jeanne d'Arc des Tages gewesen wäre. Die vielen Verletzten sind bislang in keinem Krankenhaus gesichtet worden. Und Puigdemont hat auch keinen besucht.

Das Unternehmen Unabhängigkeit ist nun moribund. Dafür beginnt die Zeit der grossen Frustrationen für viele Katalanen – nicht die Mehrheit –, die von verantwortungslosen Politikern in eine Sackgasse geführt wurden. In dieser stecken noch Sprengstoff und gefährliche Unberechenbarkeiten. Ein echter Dialog wird unvermeidlich sein, wenn die Landfriedensbrecher erst einmal politisch neutralisiert sind. Saubere Regionalwahlen wären dann ein Ausweg. Noch ist es aber ungewiss, ob es an diesem Donnerstag, dem Nationalfeiertag Spaniens, für die Spanier und die Katalanen, die beides sind und bleiben werden, schon etwas zu feiern gibt.

Leo Wieland ist ehemaliger Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Spanien und Portugal. Er lebt in der Nähe von Lissabon.

## Separatisten

### Balanceakt in Brüssel

Die EU will in Katalonien nicht eingreifen. Anderswo war sie weniger zimperlich.

Als Spanien 2012 in die Euro-Krise Arutschte und mit Milliardenkrediten gestützt werden musste, mischte sich die Europäische Union sofort ein. Die harten Auflagen aus Brüssel führten dazu, dass reiche Regionen wie Katalonien besonders bluten mussten.

Doch nun, da sich Katalonien von Spanien lossagen will, will die EU-Kommission nichts unternehmen. Noch weniger möchte man mit den «Ereignissen» in Barcelona zu tun haben – obwohl sie zu einem «Bürgerkrieg» führen könnten, wie EU-Kommissar Günther Oettinger warnt.

Statt zu vermitteln, stellte sich Kommissionschef Jean-Claude Juncker hinter den spanischen Regierungschef Mariano Rajoy. Er habe volles Vertrauen in Rajoy, liess er erklären. Die Krise sei eine innere Angelegenheit Spaniens. Selbst wenn man wolle, könne man nicht helfen.

### Gute und böse Separatisten

Dabei war Juncker nicht immer so zimperlich. Vor einem Jahr empfing er die schottische Regierungschefin Nicola Sturgeon. Auch Sturgeon will ihr Land in die Unabhängigkeit führen. Doch da es gegen Grossbritannien geht, das die EU verlassen will, scheint dies Juncker nicht zu stören.

Gibt es also gute und böse Separatisten? In Brüssel wird Junckers Kurs anders gedeutet. Er folge Partei-Interessen, heisst es im Europaparlament.

Genau wie Rajoy ist Juncker Mitglied der konservativen Europäischen Volkspartei (EVP); auch Bundeskanzlerin Angela Merkel gehört dazu. Die EVP war es, die Rajoy in der Euro-Krise massiv unter Druck setzte. Nun will man sich erkenntlich zeigen – mit unbedingter Unterstützung.

Hinzu kommt die Angst vor einer Kettenreaktion. Wenn man die Katalanen ziehen lässt, so die Sorge, dann könnten sich auch die Korsen, Flamen oder Südtiroler lossagen. Für die betroffenen Länder wäre dies der GAU. Deshalb bleibt Brüssel hart – selbst um den Preis des Gesichtverlusts.

Denn wie soll man eigentlich erklären, dass der Friedensnobelpreisträger EU nicht einmal einen regionalen Konflikt schlichten kann? Eric Bonse

# Die bleierne Lady

Mit Theresa May sind Britanniens Konservative dem Untergang geweiht.

Vor dem Tor zur Downing Street hat der Altlinke Jeremy Corbyn seine rote Armee aufmarschieren lassen.

Von James Delingpole

Grossbritannien steuert auf eine Katastrophe zu – wie eine Lokomotive, die einem eingestürzten Viadukt über einer tiefen Schlucht entgegenrast. Jeder kann den herannahenden Unglückszug sehen, weltfremde Freaks jubeln gar, aber offenbar ist niemand imstande, ihn aufzuhalten, auch wenn das Desaster vielleicht erst 2021 eintreten wird.

Spätestens dann müssen die nächsten Parlamentswahlen abgehalten werden. Und so wie es im Moment aussieht, werden nicht die Konservativen die Wahlen gewinnen, sondern die radikalste Labour-Partei seit den 1970ern, als eine galoppierende Inflation bei stagnierenden Löhnen das Land fest im Griff hatte, Streiks und Engpässe in der Stromversorgung alltäglich waren, Verstorbene nicht bestattet wurden und sich der Müll in den Strassen türmte.

## Verhasste Reiche

Vor gerade einmal sechs Monaten war die Labour-Partei nur noch ein Schatten ihrer selbst. Nie wieder, so die allgemeine Einschätzung, würde sie eine bedeutsame Rolle spielen – wegen ihrer angestaubten sozialistischen Ideologie, wegen der Nähe führender Genossen zu Terroristen ( Hamas, IRA) und wegen ihres 68-jährigen Vorsitzenden, des drögen, linkischen, farblosen Jeremy Corbyn. Inzwischen ist selbst ihren erbittertsten Feinden klar, dass Labour durchaus Chancen hat. Die Sozialisten, kraftvoll, inspiriert und dynamisch, könnten bei den nächsten Wahlen sehr wohl an die Macht kommen und die fünftgrösste Wirtschaftsnation der Welt in das Joch ihrer ökonomischen Experimente zwingen, die in der Vergangenheit so wunderbar funktioniert haben – siehe Maos China, Stalins Sowjetunion, Castros Kuba, Maduros Venezuela...

Wie konnte es dazu kommen? Diese Frage hat viele Konservative auf dem Parteitag letzte Woche in Manchester umgetrieben. Schon die

## Mir fällt kein konservatives Vorhaben ein, das Cameron auf den Weg gebracht hätte.

klägliche Rede von Theresa May – müde, lustlos, nervös vorgetragen – war aufschlussreich. Eine mitreissende Rede hätte anders ausgesehen. Wo war denn die positive Vision eines Post-Brexit-Britanniens, die all jene jungen Wähler hätte ansprechen können, die Jeremy Corbyns verführerisches Angebot von Frieden,



Wo ist die positive Vision? Premier Theresa May.

Liebe und kostenlosen staatlichen Leistungen so attraktiv finden? (Notabene: Finanzieren will er seine Versprechungen mit einer massiven staatlichen Kreditaufnahme und einer höheren Reichensteuer – aber hey, wenn man jung und arm ist: Wen interessiert es schon, was aus den verhassten Reichen wird.)

Es gab schlicht keine Vision. Wie so viele ranghohe Mitglieder ihres Kabinetts hat Theresa May als Brexit-Gegnerin im Grunde nie verstanden, welche Vorteile ein unabhängiger, souveräner Staat hat, der sich nicht dem Diktat der EU beugen muss. Zweitens ist sie vollkommen unfähig, konservative Grundwerte überzeugend zu vertreten. Vor Jahren bezeichnete sie die Tories bekanntlich als *nasty* (scheusslich, ekelhaft). Und offenbar glaubt sie noch immer, man müsse den Konservatismus abfedern und sich für ihn entschuldigen, statt ihn als die einzige politische Philosophie zu verfechten, die erwiesenermassen Wohlstand und allgemeines Wohlergehen bringt.

Mays Unfähigkeit ist aber nur ein Symptom für das Malaise der Partei, nicht die Krankheit selbst. Wer dem Problem auf den Grund gehen will, muss mindestens bis zur Ära des vormali-

gen Tory-Premierministers David Cameron zurückgehen, wenn nicht bis zu John Major. Überhaupt liegt seit Margaret Thatcher die Parteiführung in den Händen von Leuten, die keine überzeugten Konservativen sind.

## Unsinnige Grossprojekte

David Cameron hat Thatchers Position (schlanker Staat, freie Marktwirtschaft) ausdrücklich abgelehnt und sich als politischen Erben Tony Blairs bezeichnet. Seinerzeit galt das als vernünftige Strategie, zumindest wurde es von wohlmeinenden Kommentatoren so gesehen. Damit erkannte man an, dass «Wahlen in der Mitte gewonnen» werden und erzkonservative Werte nichts galten in einer Welt, in der Tony Blairs «dritter Weg» einer schwammigen Sozialdemokratie weithin als besonders attraktiv galt. In der Praxis bedeutete das, dass sämtliche Prinzipien der Tories über Bord geworfen wurden. Mir fällt beim besten Willen kein authentisch konservatives Vorhaben ein, das Cameron auf den Weg gebracht hätte.

Politische Korrektheit gewann zunehmend an Gewicht, der Verteidigungshaushalt wurde zusammengestrichen, aber die Entwicklungs-

hilfe wurde grosszügig auf 0,7 Prozent des BIP angehoben und an alle möglichen Projekte verteilt: vom indischen Raumfahrtprogramm bis hin zur äthiopischen Ausgabe der Spice Girls (echt wahr!). Umweltschutz war auf einmal en vogue, Cameron fuhr sogar nach Grönland, um sich die Gletscherschmelze anzusehen, Windenergie wurde massiv gefördert und unser schönes, grünes Land mit Sonnenkollektoren verschandelt, aber die Erdgasreserven blieben unangetastet. Die sozialen Probleme in muslimischen Quartieren wurden unter den Teppich gekehrt, weshalb Gangs, deren Mitglieder meist minderjährige Mädchen (weisse und Sikhs) unter Drogen setzten und vergewaltigten, praktisch nicht verfolgt wurden und Verbrechen wie weibliche Genitalverstümmelung und «Ehrenmorde» sich ausbreiteten. Die ökonomischen Vorteile einer geringfügigen Senkung des Spitzensteuersatzes, von Schatzkanzler George Osborne widerstrebend verfügt, wurden weitgehend wettgemacht durch verdeckte Steuererhöhungen an anderer Stelle, etwa bei den Altersbezügen. Nicht finanzierbare unsinnige Grossprojekte wurden initiiert, etwa die Hochgeschwindigkeitsstrecke «HS2», mit der sich, bei einem Kostenaufwand von vermutlich sechzig Milliarden Pfund, die Fahrzeit von Birmingham nach London um eine halbe Stunde verkürzen wird.

Noch das Beste, was man über Cameron sagen kann, ist, dass er – von der rebellischen Ukip (United Kingdom Independence Party) unter Druck gesetzt – sich bereit erklärte, ein Referendum über Austritt oder Verbleib in der EU abzuhalten. Zur grossen Überraschung und Empörung des Establishments gewannen die Brexiteers. Der Brexit war, wie der Wahlsieg Donald Trumps einige Monate später, ein Aufstand der Massen, ein seltener Triumph der einfachen Leute über eine linksliberale Elite. Theresa May wäre heute in einer viel stärkeren Position, wenn sie als Nachfolgerin David Camerons (der kleinlaut zurücktrat) die Lehre aus dieser unmissverständlichen Willensbekundung gezogen hätte.

Immerhin haben 17,4 Millionen Briten für den Brexit gestimmt – eine historisch beispiellose Zahl. Ihre Motive waren unterschiedlich:



Frieden, Liebe und staatliche Leistungen: Corbyn.

Mancher sehnte sich nach einer Wiederherstellung der Souveränität und Unabhängigkeit des Landes; manche betrachteten die Einwanderung mit Sorge, wieder andere wollten den verhassten EU-Bürokraten einfach einen Denktzettel verpassen. May ignorierte das alles, denn sie verkörpert – wie Cameron, ihre neue Innenministerin Amber Rudd und ihr neuer Finanzminister Philip Hammond – genau jenes arrogante Establishment, das die Brexit-Befürworter zum Teufel jagen wollten.

### Stalinistische Methoden

Aber noch immer gibt es so viel Widerstand innerhalb von Regierung und Establishment (Ministerialbeamte, Richter, Verwaltung, Universitäten, BBC usw.), dass überhaupt nicht klar ist, ob der von den Wählern gewünschte «harte» Brexit je stattfinden wird.

Das hat natürlich zu grosser Unzufriedenheit geführt, die die Labour-Partei geschickt für sich zu nutzen versteht. Nach dem Muster von Donald Trump und Nigel Farage hat Corbyn, der unermüdlich durch das Land reist und die Menschen mit seiner zugänglichen Art und seinen scheinbar simplen, schlichten Werten für sich einnimmt, deutlich an Zuspruch gewonnen – obwohl seine politischen Vorstellungen, sofern umgesetzt, zu einem rasanten Verfall des Pfund Sterling, einem Ruin der Wirtschaft und einer massiven Staatsverschuldung führen würden. Obwohl Labour nach der Pfeife militanter Gewerkschaften tanzt, einen üblen Antisemitismus verströmt und stalinistische Methoden praktiziert. Viele potenzielle Wähler Corbyns, vor allem jüngere, interessieren sich nicht für die hässlichen Details. Für sie zählt nur, dass er anders ist und jene optimistische Aufbruchstimmung vermittelt, von der sie bei Theresa May nichts hören.

Gibt es bei den Tories wirklich niemanden, der geeignet wäre, sie abzulösen? Doch, es gibt mehrere potenzielle Kandidaten. Zu nennen wäre der brillante, charmante und erzkonservative Jacob Rees-Mogg. Mehr Chancen hätte wohl der Mann, der die Brexit-Kampagne der Tories dirigierte: Boris Johnson, der unerschrockene, amüsante und schlagfertige Ex-Bürgermeister von London, der auf dem Parteitag die mit Abstand beste Rede hielt.

Die Sache hat nur einen kleinen Haken: Falls Theresa May von ihrer Partei gestürzt wird, könnte das resultierende Chaos zu Neuwahlen führen, bei denen die Tories in ihrer momentanen Form wohl von Jeremy Corbyns roter Armee geschlagen würden. Wenn Theresa May aber so weitermacht wie bisher (wovon auszugehen ist), dann wird in vier Jahren ohnehin niemand die Konservativen wählen. Grossbritannien steht also vor einem Dilemma. Was das Land nun braucht, ist ein kleines Wunder.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



## Trumps Woche

# Zickenkrieg

## Melania nimmt sich ein Beispiel an Donald.

**O**minöse Warnungen des Chef-Twitterers: Über soziale Medien konstatiert Präsident Trump, dass Nordkorea 25 Jahre lang «US-Unterhändler zum Narren gehalten» habe. Dunkel warnt er: «Sorry, aber nur eines wird funktionieren!» Senator Bob Corker, der republikanische Vorsitzende des aussenpolitischen Ausschusses des Senats, beschuldigt Trump, möglicherweise den dritten Weltkrieg heraufzubeschwören. Der Republikaner aus dem Bundesstaat Tennessee wirft Trump vor, sein Amt zu führen, «als ob er <The Apprentice> oder so was machen würde».

Die Wortgefechte verschärfen sich am Sonntagmorgen, als der Präsident den aus dem Amt scheidenden Senator verspottete, er «habe nicht den Mumm» noch mal zu kandidieren und betele nur darum, dass er ihn zum Aussenminister ernenne. Der Senator twitterte zurück: «Eine Schande, dass aus dem Weissen Haus eine Kinderkrippe für Erwachsene geworden ist. Offenkundig ist irgendwer heute Morgen nicht zur Schicht erschienen.» Unterdessen schlug First Lady Melania hart gegen die erste Mrs. Trump zurück – Ivana, die Mutter von Donald Jr. und Ivanka. Ivana hatte in einem Interview kokett zur Debatte gestellt, dass eigentlich sie «First Lady» genannt werden müsste, weil sie die erste Frau Trumps gewesen sei. Die mittlerweile glücklich unverheiratete Ivana erzählte im Sender ABC: «Ich habe die direkte Durchwahl ins Weisse Haus, aber ich will ihn nicht wirklich dort anrufen, weil auch Melania dort ist und ich keine Eifersucht oder so was auslösen möchte, weil ich ja im Grunde genommen die erste Trump-Frau bin, okay? Ich bin die First Lady, okay?»

Das Büro der dritten Mrs. Trump veröffentlichte eine knappe Stellungnahme: «Ganz offenkundig hat diese Erklärung einer Ex keinerlei Substanz; das ist leider nur aufmerksamkeitsheischender und selbstsüchtiger Lärm.» Ivana Trump, die sich schon 1992 von dem Immobilien-Tycoon scheiden liess, wird demnächst ihre Memoiren unter dem Titel «Raising Trump» (Trump grossziehen) publizieren. Sie hat nach eigenen Worten nicht um Genehmigung für das Buch gebeten.

# «Ich werde mich nicht verbiegen»

Für die einen ist sie liberales Aushängeschild, andere schmähen sie als Rechtsextreme: An Alice Weidel scheiden sich die Geister. Wir trafen die Frau, die die AfD-Fraktion im Bundestag anführt, zum persönlichen Gespräch. *Von Wolfgang Koydl und Thomas Grabka (Bild)*

So, wie sie da auf dem zugigen Dach des Berliner Reichstags steht und die dünne Steppjacke enger um ihre schmalen Schultern zieht, wirkt sie ungemein verletzlich, ja schutzbedürftig. Wie wird eine solche Frau jemals in der Schlangengrube deutscher Parteipolitik überleben? Doch wenn Alice Weidel hinter ein Rednerpult tritt, erinnert man sich unwillkürlich an jene strenge Lehrerin, vor der damals alle ein bisschen Angst hatten. In den kommenden Monaten wird sich entscheiden, ob die 38-Jährige Hilfe brauchen oder durchgreifen wird. Denn sie wird sich auf starken Gegenwind einstellen müssen – vom politischen Gegner, aber auch aus der eigenen Partei, in der nicht alle ihre liberalen Ansichten goutieren.

Im zurückliegenden Bundestagswahlkampf hat Weidel viel ausgeteilt, aber auch viel eingesteckt: Als sie die politische Korrektheit «auf den Müllhaufen der Geschichte» beförderte, konterte ein Komiker mit dem Vorwurf «Nazischlampe». Aufsehen erregte sie, als sie eine Talkshow empört verliess, in der sie von allen Teilnehmern, die Moderatorin eingeschlossen, attackiert und am Reden gehindert wurde. Und als alles nichts ihrer Popularität schaden konnte, zogen zunehmend verzweifelte Medien immer neues Material an den Haaren herbei: Fragwürdig war ein angebliches, viele Jahre altes E-Mail von ihr mit angeblich rassistischen Bemerkungen. Oder der Klassiker aller Schmutzkampagnen: Die – letztlich unbewiesene – Schwarzarbeit einer syrischen Haushaltshilfe an ihrem Zweitwohnsitz in Biel.

## «Verkörperung des Bösen»

Hier leben ihre Lebensgefährtin, die Schweizer Filmproduzentin Sarah Bossard, und ihre beiden kleinen Söhne. Die Schweiz war für Weidel immer ein Rückzugsort in die Anonymität – bis der Berner *Bund* und die *Bieler Zeitung* im Frühjahr ihre Identität und Adresse enthüllten. In der «weltoffenen» Stadt (so die Selbstbeschreibung) zirkulierte darauf in sozialen Netzen ein Manifest gegen die «Verkörperung des Bösen schlechthin» inmitten von Biel. Seitdem sind viele «Freunde» der beiden Frauen tatsächlich auf Distanz gegangen.

**Frau Weidel, wenn Ihnen vor drei Jahren jemand gesagt hätte, dass Sie einmal die drittgrösste Fraktion im Deutschen Bundestag führen würden, was hätten Sie gedacht?**

Unmöglich. Ich hätte diese politische Karriere nie für möglich gehalten. Ich bin im Oktober 2013 in die AfD eingetreten, nachdem sie es nicht in den Bundestag geschafft hatte. Aber ich hatte nie vor, eine Parteikarriere zu machen. Es war überhaupt nicht abzusehen, dass ich die Partei vier Jahre später in den wichtigsten Wahlkampf führen und dann auch noch die Fraktion leiten würde.

**Der erste Schritt war überhaupt der Eintritt in eine Partei. Das machen die wenigsten Leute. Was gab denn den Ausschlag für Ihren Entschluss?**

Der Treiber war die Euro-Rettungspolitik der Bundesregierung. Ich habe seit 2010 mit Sorge beobachtet, wie Verträge gebrochen wurden. Jeder sollte doch eigentlich wissen,

**«Ohne die Unterstützung meiner Lebensgefährtin hätte ich es nicht geschafft.»**

welche Folgen es für die Rechtsstaatlichkeit hat, wenn Regierungen anfangen, Verträge zu brechen. Das hat mich politisiert. Vorher war ich in keiner anderen Partei.

**Aber gewählt haben Sie doch?**

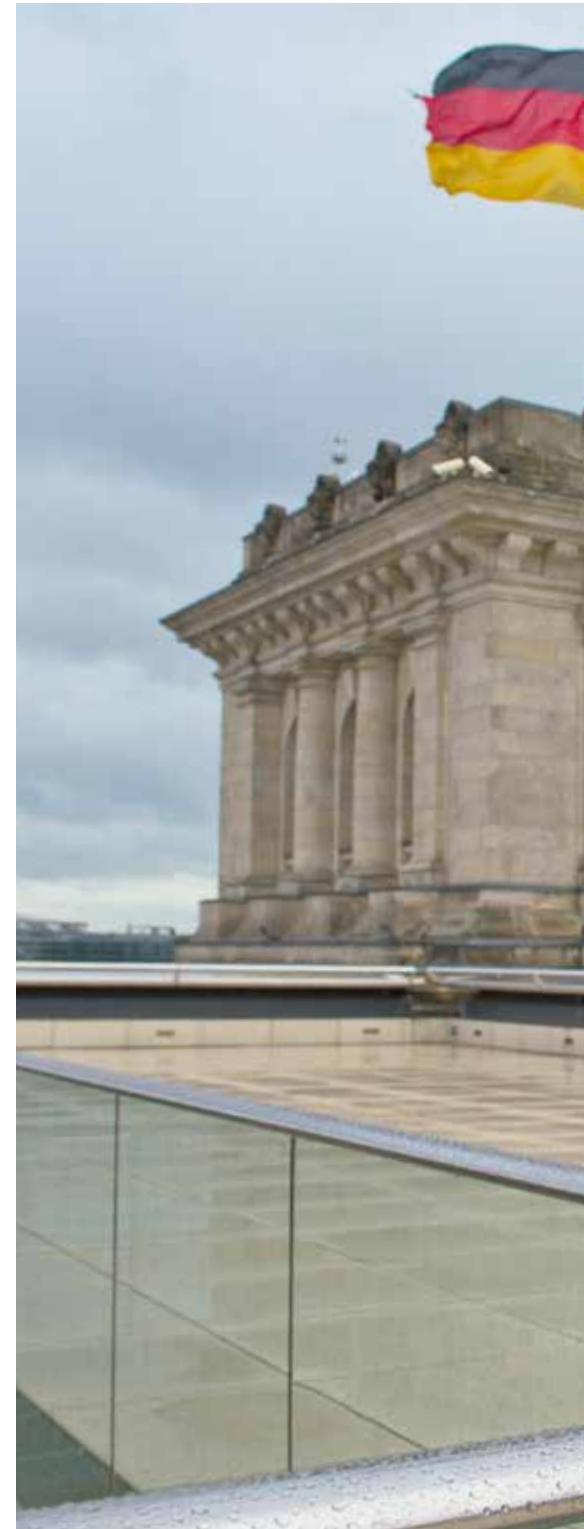
Die FDP, und ich war in der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung aktiv. Ich war sehr liberal-konservativ. Das ist genau die Mischung, die ich jetzt auch in der AfD vertrete. Sie ist eine bürgerlich liberal-konservative Partei. Und ich vertrete hier den wirtschaftsliberalen Flügel.

**Aber es gibt auch andere Flügel in der AfD?**

Die gibt es, genauso wie in anderen Parteien. Das ist ganz normal.

**Ihr Weg an die Spitze war schnell, und er war hart. Sie mussten viel einstecken – von den Medien, aber auch parteiintern. Haben Sie sich nicht manchmal gefragt: «Mein Gott, warum tue ich mir das an?»**

Ohne die Unterstützung meiner Lebensgefährtin hätte ich es nicht geschafft. Sie hatte mich darauf vorbereitet und mich ermutigt. Zugleich sagte sie aber: «Wenn du es machst,



«Frage der politischen Reife»: Alice Weidel.

dann mach es richtig.» Im Wahlkampf, als die etablierten Medien manchmal komplett durchgedreht sind, war das nicht immer einfach für mich. Aber auch hier hat mir meine Lebensgefährtin geholfen. Sie ist im Medienbereich tätig und konnte einiges für mich entschlüsseln.

**Ihre Lebensgefährtin ist Schweizerin, und in der Schweiz ist Politik längst nicht so aggressiv wie in Deutschland. Konnte sie Sie denn darauf vorbereiten, dass man Sie mit Schmutz bewerfen würde?**

Ja, das konnte sie. Und sie hat mir auch gesagt: «Das wusstest du selber alles vorher.»



**Dem entnehme ich, dass Sie einige Male Ihr Herz bei ihr ausschütteten.**

Immer. Immer. Ich habe sie auch immer gefragt. Wir haben gemeinsam durchgesprochen, ob ich die Spitzenkandidatur annehmen sollte. Sie hätte während des Wahlkampfes selber ein Projekt gehabt. Von meiner Kandidatur hat sie abhängig gemacht, ob sie dieses Projekt annimmt.

**Jetzt wird sie sich wohl noch mehr um die Familie kümmern müssen.**

Ja, aber wir wechseln uns immer ab. Sie hat ab November für ein halbes Jahr ein Kinoprojekt in der Schweiz, während ich

hier in Berlin bin. Das wird eine spannende Zeit.

**Manchmal haben Sie die Geduld verloren. Als Sie eine Talkshow mit Marietta Slomka verliessen, wurde Ihnen unterstellt, Sie hätten diese Aktion von langer Hand geplant. Hatten Sie sie geplant?**

Natürlich nicht. So was plant man nicht, und das ist auch nicht gut, wenn man sich nicht der Diskussion stellt und einfach rausrennt.

**Sie wissen, was der legendäre SPD-Politiker Herbert Wehner zu diesem Thema zu sagen hatte?**

«Wer rausgeht, muss auch wieder reinkommen.» Absolut richtig. Deshalb ist Rausgehen erst mal negativ. Das Problem an der Sendung war, dass ich das Gefühl hatte, in einer Inszenierung zu sitzen. Die ganze Atmosphäre, die Auswahl des Publikums, dass man mich nicht ausreden liess. Es gab keine inhaltliche Auseinandersetzung, sondern es wurde mit Platitüden und Vorverurteilungen gearbeitet. Das ist ein Niveau, auf dem ich mich prinzipiell nicht bewege. An einem Punkt wurde mir in diesem Studio bewusst, dass man mit Argumenten nicht weiterkommt und das Ganze überhaupt keinen Sinn mehr macht. >>>

Haben Sie sich im Verlauf Ihrer Karriere verändert? Mussten Sie härter werden? Politik ist ja kein sauberes, nettes, ehrliches und liebes Geschäft.

Ich schaffe es, gleichsam von aussen auf mich zu schauen. Und es gelingt mir, mit Hilfe meiner Familie, periodisch Abstand zu nehmen. Sonst macht einen das kaputt. Vor einem Jahr war ich über jeden Artikel beleidigt, in dem nur in einem Halbsatz zweideutig was Negatives über mich stand. Der Wahlkampf hat mich abgehärtet, aber vielleicht auch etwas lockerer gemacht im Umgang mit den Medien.

Das sind Angriffe von aussen, aber es gibt ja auch noch die Parteifreunde. Da wird intrigiert, an Stühlen gesägt, verleumdet wie in jeder Partei. Wie gehen Sie damit um? Sie machen nicht den Eindruck, als sei so ein Verhalten Ihre zweite Natur.

Das ist wirklich schwierig. Ich bin neu im politischen Betrieb, und bei einigen der Gepflogenheiten, die ich beobachten konnte, musste ich schon schlucken. Denn so etwas kenne ich nicht. Ich selbst werde mir das aber nie aneignen, denn dann würde ich mir untreu werden und mich nicht wohlfühlen.

Sind Sie nicht zu gut für die Politik? Muss man nicht manchmal ein Schwein sein?

Das kommt drauf an. Ich glaube nicht, dass ich zu gut bin, denn ich kenne viele Parteikollegen, die genauso ticken wie ich. Aber am Ende werden sowieso die Mitglieder entscheiden. Wenn sie mich so wollen, werden sie mich weiterwählen, wenn nicht, nicht. Aber ich werde mich nicht verbiegen. Da bin ich gradlinig und fatalistisch.

Es gab Unterstellungen, Sie seien nur die Vorzeigefrau der AfD, ihr menschliches Gesicht. Jetzt, wo man im Bundestag sitzt,

hat sie ihre Schuldigkeit getan, jetzt schieben wir sie wieder zur Seite.

Das wurde vor allem von den Medien antizipiert. Aber das Gegenteil ist eingetreten. Ich bin, zusammen mit Alexander Gauland, Fraktionschefin. Ich bin es gerne, und wir müssen sehen, wie wir das weitermachen. Natürlich haben wir im Wahlkampf auf Inhalte gesetzt, aber es werden letztlich auch Gesichter gewählt. Die Partei hätte sich unglaubwürdig gemacht, wenn wir beide das nicht als Fraktionsvorsitzende weitergeführt hätten.

Noch am Wahlabend ging der Streit um die Sitzordnung im neuen Bundestag los: Keiner wollte neben der AfD sitzen. Wie begegnet man Ihnen im Reichstag, im Restaurant oder in den Gängen?

Das kann man noch nicht abschätzen. Die Sitzungen haben noch nicht begonnen. Aber was mich an der Debatte über die Sitzordnung aufregt: Dass man über etwas redet, was nicht relevant für unser Land ist. Ich frage mich, was diese Leute im Bundestag zu suchen haben, wenn sie sich mit solchen Kinkerlitzchen aufhalten. Das sind kindische Sandkastenspielchen von gewählten Personen, die auf Steuerzahlerkosten Politik für unser Land machen. Da stelle ich ganz klar die Frage der politischen Reife.

Die AfD sitzt jetzt ganz rechts aussen. Hätten Sie lieber woanders gesessen?

Das ist mir völlig egal. Jetzt sitzen wir direkt vor der Regierungsbank. Ich darf mir dann Angela Merkel aus der Nähe betrachten.

Wenn man sich die Berufe der AfD-Abgeordneten anschaut, erinnert das an das Ideal des Schweizer Milizsystems: Angestellte, Selbständige, Journalisten – im Gegensatz zu den Beamten und Parteifunktionären, die traditionell das Parlament dominieren.

Das ist sehr positiv. Ich bin ein grosser Fan des Milizsystems, denn das Berufspolitikertum führt zu einer Kluft zwischen Politikern und Wählern. Nehmen Sie die Rentenpolitik. Wir haben ein teures Versorgungssystem für Parlamentarier, das wir abschaffen wollen. Es kann nicht sein, dass ein Abgeordneter nach ein, zwei Legislaturperioden mehr Pension bekommt, als jemand, der als Arbeitnehmer 45 Jahre lang eingezahlt hat. Das ist ungerecht, unsozial, zu teuer. Wir brauchen ein System, in das die Abgeordneten ebenso einzahlen müssen wie jeder Arbeitnehmer. Und wir wollen wichtige gesellschaftspolitische Entscheidungen direkt demokratisch an den Wähler weitergeben.

Der Nachteil besteht freilich darin, dass die AfD-Abgeordneten Amateure sind. Besteht nicht die Gefahr, dass sie von den Profis im Parlament über den Tisch gezogen werden?

Dem stimme ich nicht zu, denn dieser Gedanke berücksichtigt nicht die Grundlage der Demokratie – den mündigen Bürger.

Sonst könnten Sie gleich das ganze System Demokratie infrage stellen. Der Bürger trifft die Entscheidungen. Wenn, wie soeben geschehen, ein Bundespräsident sagt, dass nicht die Eliten das Problem sind, sondern die Bevölkerung, dann wissen Sie, wie es in Deutschland um das demokratische Prinzip bestellt ist und wie führende Politiker das Volk sehen. Ich halte das für hochgradig gefährlich.

Die Privilegien der Abgeordneten sind auch eine Verlockung. Da gibt es eine Fahrbereitschaft, die jeden Abgeordneten chauffiert, da gibt es das Jahresticket der Bahn. Glauben Sie, dass der Zorn auf Privilegien am Leben erhalten werden kann, wenn man erst einmal selbst von ihnen gekostet hat?

Wir haben tatsächlich im kleinen Kreis diskutiert, ob wir nicht das Erstklassicket zurückgeben sollen. Aber das sind Kleinigkeiten. Wir reden von ganz anderen Grössenordnungen, wie etwa die Versorgungsleistungen, die ich angesprochen habe. Dann ist da die Grösse des Bundestages. Er hat über 700 Abgeordnete, und jeder einzelne hat eine Mitarbeiterpauschale von 20000 Euro. Was dieser Zirkus alles kostet. Und das für Leute, die sich Gedanken machen über die Sitzordnung. Da werden Steuermillionen verbrannt.

Vor einem halben Jahr gab es an Ihrem Zweitwohnsitz Biel Proteste gegen Sie. Hat sich das inzwischen gelegt?

Leider nein, das hat sich sogar verdichtet seit meiner Wahl zur Fraktionsvorsitzenden. Jetzt kriegt sogar meine Lebensgefährtin Anrufe von Freunden, die «nochmal reden» wollen. Sie antwortet ganz direkt: «Wenn das für euch als wahre Demokraten nicht geht, dann muss man eben pausieren. Wenn ihr euch verabschieden wollt, dann halten wir euch nicht zurück.»

Man kennt Ihr Gesicht. Wenn Sie durch Biel gehen, merken Sie Animositäten? Oder ignoriert man Sie einfach?

Es ist eine Mischung. Wenn ich mal da bin, was leider nicht so oft der Fall ist, drehen sich schon die Köpfe nach mir um. Da Biel eher links ist, merkt man das schon. Früher konnte ich mich in der Schweiz in der Anonymität bewegen, was immer sehr nett war. Das ist leider weg. Es gibt aber auch schöne Begebenheiten. Wir haben gerade eine Hausrenovation, und da hat einer der Gerüstbauer einen Brief eingeworfen, dass er mein Engagement sehr unterstützt.

Sie und Ihre Lebensgefährtin könnten jetzt, dank Angela Merkel, heiraten. Haben Sie das vor?

Wir sehen die Notwendigkeit nicht. Wir sind seit Jahren in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft. Wir sagen, dass wir verheiratet sind. Das ist eine semantische Debatte. Wir haben andere Sorgen. Wir beschäftigen uns mit Kitaplätzen, mit Umzügen, mit Hausrenovation. ○

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

 **STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal



# Abschied vom Iran-Deal

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump lagert das Nuklearabkommen mit dem Iran an den Kongress aus, der nun die Verantwortung hat. Im Wahlkampf hatte Trump versprochen, die Vereinbarung zu versenken.



Es ist ein weiteres Beispiel, wie Präsident Trump vom Washingtoner «System» eingefangen und gezähmt wird. Im Wahlkampf hatte der spätere Sieger mehrmals erklärt,

der Iran-Deal sei eines der schlechtesten Abkommen, das irgendein Land jemals in der Geschichte eingegangen sei. Falls er Präsident werde, habe die letzte Stunde dieser Ausgeburt der Diplomatie geschlagen.

Trump ist aber schon lange nicht mehr der feuerspeiende Amerika-zuerst-Protagonist, als der er die Wahlen gewonnen hat. An der Aussenpolitik seines Vorgängers bringt er – abseits der Rhetorik – nur marginale Korrekturen an. Auch seine Ankündigung, er werde das Nuklearabkommen mit dem Iran nicht mehr zertifizieren, läuft auf dieser Linie.

Der Deal besteht aus drei Teilen und war 2015 von Präsident Obama als Faktum in den Raum gestellt worden. Von «in Kraft setzen» kann kaum die Rede sein. Er soll das iranische Atomwaffenprogramm während zehn Jahren einfrieren und dafür die Sanktionen aufheben, die dem Land schweren wirtschaftlichen Schaden zugefügt haben.

Die drei Teile sind: der gemeinsame umfassende Aktionsplan, der von Amerika, Russland, China, Britannien, Frankreich und Deutschland mit dem Iran ausgehandelt wurde; die Resolution 2231 des Uno-Sicherheitsrates; das Überprüfungsgesetz, das der Kongress verabschiedet hatte.

Zurzeit geht es nur um Letzteres. Das Gesetz verlangt vom Präsidenten, dass er alle neunzig Tage die Einhaltung des Abkommens durch den Iran bescheinigt. Dies hat Trump zweimal getan, zuletzt, wie er sagte, «widerwillig» im Juli. Nun sind seit der Amtseinsetzung bald neun Monate vergangen, und er muss langsam Farbe bekennen. Deshalb die Ankündigung, er werde die Bescheinigung nicht mehr ausstellen.

Verweigert Trump den Attest, beginnt eine Frist von sechzig Tagen, während der die Überprüfung des iranischen Verhaltens im Kongress stattfindet. Dieser kann befinden, der Iran erfülle die Auflagen nicht, und dann wieder Sanktionen verhängen. Trump selber hat dazu nichts mehr zu sagen. Er wäre aus dem Schneider, was ihm wohl nicht ungelegen kommt.

Hätte Trump aber die Absicht, seiner Wahlkampfretorik nachzuleben, müsste er auch den mit den andern Nationen ausgehandelten Aktionsplan kippen. Das wäre relativ einfach, denn dieser ist rechtlich nicht verbindlich, weder parapiert noch ratifiziert. Die Administration Obama hatte im Sommer 2015 die von der Verfassung verlangte Zustimmung durch den Senat umgangen, indem sie eine Übereinkunft aushandelte und diese als Annex zur Resolution vom Uno-Sicherheitsrat guthessen liess. Ein ähnliches Vorgehen praktizierte der wendige Jurist Obama übrigens beim Beitritt zum Pariser Klimaschutzabkommen. Beide Manöver waren «notwendig», weil er im Senat Mehrheiten gegen sich hatte.

Doch nur wenig später wurde eingeräumt, dass das Konstrukt auf Dauer nicht funktionierte: «Der gemeinsame umfassende Aktionsplan ist weder ein Vertrag noch ein Exekutivabkommen, und er ist kein unterzeichnetes Dokument», heisst es in einer Erklärung des Staatsdepartements. In der Uno-Resolution, die Amerika verpflichtet, gibt es Abschnitte, die für die Unterzeichner bindend sind, andere wiederum nicht.

Obama hatte auch nicht darauf bestanden, dass der Iran das Abkommen unterzeichnet. Es handelt sich – aus seiner Sicht – um eine

Reihe politischer Zusagen, aber nichts Formelles. Das Aussenministerium erklärte damals, die Wirkung des Deals hänge nicht davon ab, ob er rechtlich bindend sei oder nicht, sondern von den extensiven Verifikationsmassnahmen und der Drohung mit der Wiedereinführung von Sanktionen.

## Der Bürger bleibt ratlos

Wie meistens in Washington entzückt die Mischung aus Juristenfutter und politischem Schattenboxen nur die Think-Tanks, während der Normalbürger ratlos bleibt. Ob sich der Iran an die Verpflichtungen hält, die er nicht unterzeichnet hat, darüber streiten sich die Gelehrten. Es gibt Berichte von Nachrichtendiensten, dass er versucht, das Abkommen zu unterlaufen. Klar ist eigentlich nur, dass das ganze Konvolut grosse Schlupflöcher hat, die Trump nun stopfen möchte – etwa bei der keineswegs stringenten Verifikation. Trump will belegen können, dass er etwas Entscheidendes unternommen hat.

Die Aussichten für seinen Erfolg stehen schlecht. Auch dieser Präsident hat kein Mittel gefunden, um die Weiterverbreitung von Atomwaffen an missliebige Regime zu verhindern (Iran) oder einzudämmen (Nordkorea). Ihm bleibt nur der wenig heroische Hinweis übrig, dass er die Fehler aller seiner Vorgänger nicht über Nacht ausbügeln kann.

So wird auch die Iran-Frage auf die lange Bank geschoben. Zwar hält die Weltmacht Amerika ihr Pulver trocken. Militärschläge sind im Fall des Irans immer noch möglich. Sie würden zwar, wie man heute als Totschlagargument zu sagen pflegt, das Problem nicht lösen. Doch hätte man etwas Zeit gewonnen, um es erneut zu versuchen.



Bald aus dem Schneider? US-Präsident Trump.

# Felix Austria

Wenn Sebastian Kurz wie erwartet Österreichs neuer Kanzler wird, müssen sich Berlin und Brüssel auf einen starken und selbstbewussten Staatenblock in Mitteleuropa einstellen. Österreich-Ungarn meldet sich zurück. Von Andreas Unterberger



Kritische Masse: Kanzlerkandidat Kurz, 31.

Es war knapp vor den deutschen Bundestagswahlen. Ein Bierzelt voll mit 6000 CSU-Anhängern. Der gastgebende CSU-Landrat begrüsst Hauptredner Karl-Theodor zu Guttenberg freundlich, verweist auf die Wichtigkeit der bevorstehenden Wahlen und zeigt dann aber die weitaus grösste Begeisterung – «für Europas wichtigste Wahl: die von Sebastian Kurz in Österreich».

Absolut erstaunlich. Waren doch die Österreicher in Bayern bisher eher Objekte herablassender Witze – und jetzt diese Euphorie für den jungen Aussenminister.

Eine ähnliche Einstellung zeigte sich einige Monate davor in einem privaten Gespräch mit Viktor Orbán. Dabei war Kurz damals noch gar nicht Parteiobmann.

Diesen Szenen liessen sich viele andere hinzureihen. Seit vielen Jahren hat es keinen liberalkonservativen Politiker mehr gegeben, der weit über seine Heimat hinaus so viel emotionale Zustimmung ausgelöst hat. Und schon gar keinen aus einem kleinen Land, der bloss 31 Jahre alt ist. In Österreich selbst hat sich seit Amtsantritt von Kurz die Volkspartei bei Umfragen gleich um die Hälfte verbessert, ist vom dritten auf den ersten Platz gesprungen.

Umso grösser ist der Hass, mit dem die Sozialdemokraten Kurz eindecken. Ihr Wahlkampf besteht nur noch darin, ihn zu diskre-

ditieren. Sie haben dafür sogar den unter Kriminalitätsverdacht stehenden Schmutzkübel-Spezialisten Tal Silberstein aus Israel engagiert. Dieser produzierte mengenweise gefälschte Internetseiten, deren grausliche Inhalte so taten, als kämen sie von ÖVP oder FPÖ, um Kurz von links und rechts zu schmähen. Als dieses Dirty Campaigning aufflog, stürzte die SPÖ in der Wählergunst dann freilich noch tiefer als schon durch das Antreten von Kurz.

## Zorn, Hass und Bewunderung

Selbst im Stürzen bewarfen die Genossen aber Kurz noch weiter mit Schmutz. So dass es zuletzt ungewiss wurde, ob dieser dabei nicht doch Schaden erlitt. Die SPÖ handelte nach dem schon bei den alten Römern bekannten Motto: «Audacter calumniare, semper aliquid haeret.» Verleumde nur dreist, es bleibt immer etwas hängen.

Die SPÖ selbst kann aber sicher nicht von der Schmutzperpetuierung profitieren. Das kann vielmehr nur jene Partei, die man dreissig Jahre lang als drohende Wiedergeburt Adolf Hitlers diffamiert hat, also die FPÖ. Die aber jetzt erstaunlich geschont wird.

Der österreichische Wahltag kann daher noch Überraschungen bringen. Eines steht aber wohl dennoch fest: ein klarer Rechtsruck mit Zugewinnen für Volkspartei wie Freiheitliche.

Dieser Rechtsruck ist für ganz Europa bedeutend. Er hängt eindeutig mit Europas grösstem Problem zusammen: Das ist die vor allem von der Linken und Angela Merkel verschuldete, zeitweise sogar bejubelte Völkerwanderung aus der Dritten Welt.

Im Jahr 2015 war Ungarns Orbán der erste EU-Politiker, der mit Zäunen die Massmigration durch sein Land stoppte, was ihm viel linke Kritik, ansonsten viel Bewunderung eingebracht hat. Als dann der Strom einen alternativen Weg (Mazedonien, Serbien, Kroatien, Slowenien) fand, war Kurz der zweite Held des nichtsozialistischen Europa geworden. Er hat gegen Widerstand der SPÖ, der EU und Angela Merkels diese Staaten koordiniert und Grenzsperrern am Nadelöhr Mazedonien durchgesetzt. Dadurch hat sich der Strom auf ein Tröpfeln reduziert, so dass nun der Balkan weitgehend geschlossen ist. Es gelang ihm vor allem dadurch, dass er die bürgerliche Regierung Mazedoniens an Bord holte, die damals von Europas Linken als aussätzig behandelt wurde.

Das hat Kurz mehrerlei eingebracht:

- 1 — den Zorn der Griechen, die nun nicht mehr die «Flüchtlinge» einfach weiterschieben können;
- 2 — den Hass aller linken «Refugees Welcome»-Schreier;
- 3 — ein bitteres – und anhaltendes – Zerwürfnis mit Angela Merkel und der EU-Kommission.

Dabei hätte Merkel eigentlich heilfroh sein müssen, dass die Balkan-Migration signifikant zurückging, was ihr das politische Überleben ermöglichte. Aber Merkel war und ist empört: weil ihre eigenen Strategien nichts gebracht haben. Und vor allem, weil Österreich damit eine völlig eigenständige Politik wider Deutschlands Willen gewagt hat. Das mag Deutschland nicht, und es hat daher jedes Mal sehr verärgert auf eigenständige Aktionen Wiens reagiert: 1955, als dieses wider den Willen Adenauers die Neutralität erklärte, um die Sowjets loszuwerden. Und 2000, als in Wien eine schwarz-blaue Koalition gebildet wurde.

Neben jenen Feindschaften hat Kurz damit auch viele Erfolge errungen:

- 1 — das Vertrauen vieler Österreicher, dass hier ein Politiker ist, der nicht nur so zu denken

wagt wie sie, sondern der auch übers Reden hinaus zielgerichtet handelt;  
2 — die jubelnde Zustimmung von CSU und vielen anderen europäischen Konservativen;  
3 — das Vertrauen der Osteuropäer und damit die Perspektive einer kompletten Neuorientierung der Wiener Politik.

Während die SPÖ das Vorgehen Ungarns gegen die Völkerwanderung mit dem Holocaust verglichen und die EU wegen der Ablehnung von «Flüchtlings»-Zwangsumverteilungen zu Sanktionen gegen Ungarn und Co. aufgerufen hat, steht Kurz zu diesen Ländern sehr positiv. Er hat neben der Visegrád-Gruppe

### Wer hätte gedacht, dass Mitteleuropa noch einmal so spannend werden könnte?

(Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn) ein «Visegrád Plus» mitentwickelt, bei dem auch Österreich und Slowenien dazugehören.

#### Pochen auf nationale Identität

Diese mitteleuropäische Zusammenarbeit wird enorm an Bedeutung gewinnen, sollte Kurz wirklich Bundeskanzler werden. Es wäre zwar absurd, von einem k. u. k. Revival zu reden. Aber Tatsache ist:

- 1 — dass sich die genannten Länder untereinander viel besser verstehen als mit dem Rest Europas;
- 2 — dass sie bei EU-Diskussionen eine kritische Masse gegen die deutsch-französische Achse werden können;
- 3 — dass sie von gemeinsamer Abneigung gegen Völkerwanderung und Islamisierung geprägt sind (und zwar sowohl die Bürger wie auch die Regierungen);
- 4 — dass sich hier regional ein sehr dynamischer Wirtschaftsraum entwickelt;
- 5 — dass all diese Länder sehr auf die nationale Identität und damit auf die Einkehr von Subsidiarität in das europäische Handeln pochen;
- 6 — dass die Visegrád-Vier ein westliches Land wie Österreich brauchen, um das Image als blosse Selbsthilfegruppe von Ex-Sowjet-Opfern abzustreifen.

Wer hätte gedacht, dass Mitteleuropa noch einmal so spannend werden könnte? Und zwar in überaus positiver Hinsicht.

Andreas Unterberger war vierzehn Jahre Chefredaktor der *Presse* beziehungsweise der *Wiener Zeitung*. Heute führt er unter [www.andreas-unterberger.at](http://www.andreas-unterberger.at) sein «nicht ganz unpolitisches Tagebuch», das sich zu Österreichs meistgelesenem Internet-Blog entwickelt hat.



## Brief aus ... Berlin

Der Himmel über Berlin ist grau. Kein Schwarz, kein Rot, kein Gold flattert im Wind. Wenn man nicht wüsste, dass Deutschland am 3. Oktober seinen «Tag der Deutschen Einheit» begeht, man würde sich bloss über die unüblich hohe Zahl geschlossener Geschäfte und Restaurants wundern. Von freiwilliger Feierlichkeit keine Spur. Der Nationalfeiertag wurde damals im Einigungsvertrag von 1990 festgelegt, und vertragsgemäss wickelt die Hauptstadt den Anlass auch ab.

Unter Berlin.de finden sich die Informationen zum offiziellen «Fest zur deutschen Einheit», die sich eher wie Anweisungen lesen: «Besucher gehen über die Festmeile auf der Strasse des 17. Juni». In Wahrheit ist der Zutritt zur «Festmeile» ein Spiessrutenlauf durch Schlammputzen und Sicherheitskontrollen. Im sorgsam abgeriegelten Areal unweit des Reichstagsgebäudes erwartet die Besucher «Live-Musik, Biergärten und Veranstaltungen für die ganze Familie sowie weitere Unterhaltungsaktionen und Fahrgeschäfte».

Es gibt keine Tribünen, Paraden oder Monster-Barbecues, es gibt keine Flaggen und Uniformen, keine Tröten und kein Konfetti, es gibt keine Deutschlandwimpel und am nächsten Morgen auch keine auf dem Strassenasphalt verklebten Feuerwerksreste. Die Festmeile ist eine als trostloser Rummelplatz getarnte Hochsicherheitszone. Menschen in Anoraks schauen schweigend einer jungen Frau zu, die auf der Bühne im Anorak deutsche Liebeslieder singt. Kinder halten Ballons mit Sparkassen-Werbung, der obligatorische Bratwurstgeruch liegt in der Luft, und es regnet.

Eigentlich passt die Stimmung ganz gut. Nach den Bundestagswahlen und dem Debakel der beiden grossen Volksparteien CDU und SPD drängt sich ohnehin niemand vor, die Einheit des Landes zu besingen. Zu den Verlierern gehören auch die Leitmedien, die nun von ihrem eigenen Versagen ablenken und sich an jener Minder-

heit abarbeiten, die man auch in Zeiten der politischen Korrektheit gefahrlos attackieren darf: an dem ostdeutschen Mann, der AfD wählt. Derweil wird bei politischen Ansprachen und Festreden zum 3. Oktober des Mauerfalls gedacht und die Wiedervereinigung belobigt. «Dass wir das geschafft haben ...»

#### Fetter deutscher Akzent

Das Land versinkt in kleinlichen Zänkereien. Man streitet sich, wer im Bundestag neben der AfD sitzen muss und wer welchen der Türme des Reichstages für seine Abgeordnetenbüros nutzen darf. Über dem Gebäude hängt müde eine Europaflagge, auf dem hinteren Turm lugt eine Deutschlandfahne hervor. Die wichtigste Nation des Kontinents duckt sich hinter der europäischen Konstruktion weg. In seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit spricht Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier vom «aufgeklärten deutschen Patriotismus» und meint damit «die Leh-



Trostlos: «Fest der deutschen Einheit».

ren zweier Weltkriege, die Lehren aus dem Holocaust, die Absage an jedes völkische Denken, an Rassismus und Antisemitismus». All das, sagt Steinmeier, gehöre zum Deutsch-Sein dazu.

In Berlin kommt das «Deutsch-Sein» als aufgesetztes Nicht-deutsch-sein-Wollen daher. Auffallend viele Leute reden auf der Strasse und in den Restaurants Englisch. Offensichtlich nicht nur Touristen. Unlängst machte sich der CDU-Abgeordnete Jens Spahn lustig über angesagte Locations, wo sich Gast und Kellner auf Englisch unterhielten – «beide aber dabei einen fetten deutschen Akzent erkennen lassen». Und er fragte: «Zwei Deutsche, die sich in der deutschen Hauptstadt auf Englisch unterhalten – ist das cool und kosmopolitisch? Oder nicht doch eher peinlich provinziell?» Tatsächlich wurden auch wir in den Szenecafés in Berlin-Mitte vom Servicepersonal in treudeutsch gefärbtem Englisch angesprochen. Zur Strafe antwortete ich auf Schweizerdeutsch. *Peter Keller*

# «Manchmal gefriert einem das Blut»

Der frühere US-Viersternegeneral, Held des Irakkriegs und ehemalige CIA-Direktor David Petraeus über Führung, die Weltlage, Präsident Trump und seinen von linken Studenten verhinderten Auftritt in Zürich. *Von Roger Köppel*

**Herr General, was ist das Wichtigste, was Sie im Militär gelernt haben?**

Strategische Führung. Was heisst das? Erstens: Deine grossen Ideen müssen stimmen. Zweitens: Du musst die grossen Ideen richtig kommunizieren, in der ganzen Tiefe und Breite einer Organisation. Drittens: Du musst die Umsetzung dieser Ideen überwachen, und viertens musst du formalisiert entscheiden, wie die grossen Ideen kontinuierlich angepasst werden sollen. Im Irak mussten wir fast alle grossen Ideen über die Zeit anpassen. Das aber brachte letztlich den militärischen Erfolg.

**Was ist das Geheimnis erfolgreicher Führung?**

Wirklichkeitssinn. Einerseits muss dein Führungsstil ganz spezifisch auf jeden einzelnen deiner unterstellten Mitarbeiter ausgerichtet sein. Andererseits musst du einen Führungsstil entwickeln, der zur ganzen Organisation passt. Eine Koalition von sechzig Ländern mit 150 000 Truppenangehörigen in Afghanistan zu führen, ist etwas ganz anderes, als an der Spitze einer Luftlandeeinheit von vierzig Mann zu stehen. Mein Ziel war es immer, meinen Stil so zu entwickeln, dass ich damit helfe, das Beste aus der Organisation und den Leuten herauszuholen, die mir direkt rapportieren.

**Ein personenbezogener Führungsstil?**

Im Sinne der jeweiligen Situation, ja. Wenn Sie Leute fragen, die unter mir gedient haben, werden Sie ganz unterschiedliche Antworten bekommen. Die einen sagen, sie seien noch nie an einer so langen Leine geführt worden. Ein anderer wird Ihnen erzählen, ich sei unglaublich detailversessen. Beides stimmt. Die Frage für mich war immer: Was braucht es, um das Ziel zu erreichen – für die einzelne Führungskraft, aber auch für die Organisation insgesamt?

**Wie sind Sie persönlich mit dem Thema umgegangen, dass es bei Ihren Entscheidungen im Krieg am Ende immer um Leben und Tod ging?**

Als militärischer Führer haben Sie enorme Autorität, aber eben auch enorme Verantwortung. Wenn Sie im Kampf Meldungen bekommen über Verletzte und Tote, dann ist das fürchterlich, ein Schlag gegen die Brust, manchmal gefriert einem das Blut. Aber Sie müssen diese Verantwortung tragen und weitermachen können.



«Kampf über Generationen»: David Petraeus.

**Was sind heute die grössten Sicherheitsrisiken der Welt?**

Es gibt eine ganze Reihe. Je nach Situation können alle sehr akut werden. Ich würde von Risikobündeln sprechen. In die erste Kategorie fallen: die revisionistischen Mächte. Sie sind mit dem Status quo unzu-

**«Im Irak mussten wir fast alle grossen Ideen über die Zeit anpassen.»**

frieden, einige davon haben revolutionären Charakter. Dazu gehören der Iran genauso wie Russland unter Putin und Nordkorea. Zu einem gewissen Grad ist auch China ein Risikofaktor – China ist offensichtlich Amerikas grösster Handelspartner, aber gleichzeitig auch grösster strategischer Ri-

vale. Die amerikanisch-chinesische Beziehung ist die wichtigste der Welt. Die zweite Kategorie der Bedrohungen ist der islamische Extremismus, der Islamische Staat (IS), al-Qaida.

**Wenn Sie diesen Feind analysieren: Was ist seine Motivation? Was steckt hinter der Bösartigkeit des islamistischen Terrors?**

Ich sehe mehrere Motivationen. Es gibt fehlgeleitete religiöse Überzeugungen. Einige haben eine extrem religiöse Vision einer perfekten Welt, die allerdings nicht so perfekt ist, wenn wir sehen, was der IS den Menschen angetan hat. Andere verspüren ein Unbehagen gegenüber allem. Wieder andere suchen das Abenteuer. Der IS bietet jungen Männern etwas, nach dem sie suchen: Arbeit, ein Auto und eine Frau. Die Gefahr ist alles andere als gebannt. Zehntausende haben sich freiwillig in Syrien beim IS ge-

meldet. Die Folgen davon werden noch jahrelang spürbar sein. Das ist ein Kampf über Generationen.

### **Ich habe Sie unterbrochen, welche weiteren Bedrohungen sehen Sie?**

Die dritte Kategorie umfasst Cyberbedrohungen. Sowohl staatliche Akteure als auch kriminelle Gruppen sind zunehmend beunruhigend. Am besorgniserregendsten ist aber, dass extremistische Gruppen sich das elektronische Äquivalent von Massenvernichtungswaffen verschaffen und diese dann auch einsetzen könnten. Im Unterschied zu Staaten sind extremistische Gruppen nicht so leicht abzuschrecken. Konkret könnten sie beispielsweise im Osten der USA den Strom für längere Zeit abstellen. Das vierte Bündel ist nationaler Populismus. Wir sahen es bei den deutschen Wahlen, beim Brexit und bei den US-Wahlen. Das kann Demokratien vor grosse Herausforderungen stellen.

### **Wie kommen Sie darauf, dass solche demokratischen Bewegungen ein Sicherheitsrisiko darstellen können?**

Ich glaube, dass Populismus die schon heute stark angespannte internationale Ordnung auf der Grundlage von Regeln weiter unter Druck setzt. Die Normen und Institutionen, die der Welt seit dem Zweiten Weltkrieg so viel genützt haben, stehen vor der grössten Herausforderung seit dem Ende des Kalten Krieges. Zu den Herausforderungen zählen für mich auch Äusserungen US-amerikanischer Politiker, die eine gewisse Ambivalenz hinsichtlich der fortgeführten Führungsrolle der USA als Garantin dieser Ordnung beinhalten.

### **Sie sprechen konkret nicht von Ihrem Präsidenten, aber man hat den Eindruck, dass Trump da eher zurückrudert.**

Das ist auch mein Eindruck. Ich glaube, die USA werden auch weiterhin eine sehr bedeutende internationale Rolle spielen wollen. Das bestätigen die ersten neun Monate der Trump-Präsidentschaft. Natürlich gab es Neuerungen, aber im Wesentlichen sehe ich Kontinuität und einige positive Veränderungen.

### **Weil amerikanische Generäle heute faktisch die Kontrolle im Weissen Haus übernommen haben?**

Das sind alles hervorragende Persönlichkeiten, Präsident Trump hat eines der besten aussenpolitischen Teams überhaupt zusammengestellt. Aber natürlich ist der Präsident der Mann, der im Weissen Haus die Entscheidungen trifft. Wir müssen uns jedoch auch in Erinnerung rufen: Die Aussenpolitik in den USA wird eben nicht nur im Weissen Haus und von der Exekutive gemacht. Der Kongress spielt eine gewichtige Rolle. Es war der Kon-

gress, der die Sanktionen gegen Russland mit überwältigender Mehrheit verabschiedete, gegen den Willen des Präsidenten. Ähnlich war es unter Trumps Vorgänger. Obama war gegen die Iran-Sanktionen, der Kongress hat sich aber auch hier letztlich durchgesetzt.

### **Was halten Sie von Trumps Intervention in Syrien?**

Ich unterstütze sehr, was Präsident Trump in Syrien gemacht hat. Er hat das umgesetzt, was die Obama-Administration initiierte, aber nur zögernd verwirklichte. Und als Baschar al-Assad Chemiewaffen gegen sein eigenes Volk einsetzte, hat Präsident Trump umgehend einen Luftschlag auf die Basis angeordnet, von der der Chemiewaffeneinsatz ausgegangen war.

### **Gibt es für Nordkorea eine militärische Lösung?**

Es gibt sicher militärische Optionen, aber diese militärischen Optionen sind insbesondere deshalb auf dem Tisch, weil man China dazu bringen will, an der Umsetzung der Uno-Resolutionen gegen das Kim-Jong-Un-Regime mitzuwirken. Diese Handelssanktionen sollen dann verstärkt werden durch finanzielle Sanktionen der USA gegen Banken, die mit Nordkorea geschäften.

### **Wie gross ist die Gefahr, dass die Situation in einen Atomkrieg ausartet? Man hält Politiker für rational, aber manchmal sind sie es nicht. Ist Kim Jong Un rational?**

Jüngst gab es in den USA eine öffentliche Einschätzung zu Kim Jong Un an der George

---

## **«Ich hätte die intellektuelle Herausforderung gerne angenommen.»**

---

Washington University durch Nordkorea-Analysten des CIA. Sie sagen, Kim Jong Un sei ein rationaler Akteur, kein Selbstmörder. Ich glaube nicht, dass die Situation ausser Kontrolle gerät. Es wird aber holprig bleiben. Die Chinesen müssen Kim Jong Un zur Vernunft bringen, aber sie wollen ihn nicht in die Knie zwingen. Ein Staatskollaps wäre eine sehr gefährliche Entwicklung.

### **Afghanistan: Wenn sich die USA zurückziehen, könnte es ein zweites 9/11 geben?**

Wir gingen nach Afghanistan, um genau die Rückzugsgebiete, in denen al-Qaida die Anschläge vom 11. September plante, zu beseitigen und die Gefahr zu bannen, dass zukünftige Rückzugsgebiete aufgebaut werden. Ich habe immer gesagt, der Krieg gegen den Extremismus ist ein Generationenprojekt. Es braucht eine nachhaltige Lösung. Und es stimmt, dass sich die Situation dort derzeit verschlechtert. Deshalb unterstütze ich unseren Präsidenten, der wieder

Truppen nach Afghanistan geschickt und gewisse Beschränkungen, was Luftwaffeneinsätze angeht, aufgehoben hat.

### **Was halten Sie von Trumps Führungsstil?**

Er macht genau das, was er in seinem Buch «The Art of the Deal» beschreibt. Man soll sein Gegenüber immer etwas aus der Balance bringen. Bevor du dich mit einem anderen zur Verhandlung an den Tisch setzt, hau ihm eins auf die Nase.

### **Ist das gut oder schlecht?**

Es gibt berühmte Vorbilder: Präsident Nixon inszenierte diese «Madman»-Aura der Unberechenbarkeit. Das funktioniert durchaus, denn die andere Seite wird vorsichtiger. Aber man muss dann auch wieder umschalten. Wenn man nur auf verrückt macht, kann das den Gegner verleiten, einen anzugreifen, bevor man ihn angreifen kann. In heiklen Krisensituationen ist das enorm gefährlich.

### **Ist Trump ein guter Leader?**

Er ist jedenfalls ein unaufgeregter Präsident, als dies einige Medien darstellen. Generell unterstütze ich seine Aussenpolitik. Ich hätte im Freihandel allerdings andere Akzente gesetzt. Die Innenpolitik ist nicht mein Thema.

### **Wäre für Sie ein Comeback in der Politik denkbar?**

Das drängt sich nicht auf. Ich habe eine wunderbare, inspirierende Position beim KKR Global Institute, reise durch die Welt, halte viele Vorträge und unterrichte an der University of Southern California, zudem bin ich an der Harvard-Universität tätig. Als persönlicher Investor bin ich in vielen Start-up-Unternehmen engagiert. Gleichzeitig schaffe ich es, jedes Wochenende nach Hause zu kommen. Ich bin sehr glücklich.

### **Und zum Schluss: Sie hätten hier in Zürich an der ETH einen öffentlichen Vortrag halten sollen. Linke Studenten blockten das ab. Die Hochschulleitung knickte ein. Ihr Kommentar?**

Ich finde das sehr schade. Ich bin für Debatte und öffentliche Auseinandersetzungen, und ich habe offensichtlich schon gefährlichere Situationen überstanden als Demonstrationen. Ich bin es auch gewohnt, hart befragt zu werden, von Kongressmitgliedern, Regierungschefs, Journalisten. Ich hätte die intellektuelle Herausforderung gerne angenommen, Fragen der hiesigen Studenten zu beantworten. Dialog ist für mich ein Grundrecht der Demokratie. Gleichzeitig verstehe ich auch die legitimen Bedenken der Verantwortlichen, für Sicherheit auf dem Uni-Campus zu sorgen.

Der amerikanische Spitzenoffizier David Petraeus, 64, war von 2008 bis 2010 Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte im Irak und für kurze Zeit Direktor der CIA (2011–2012).



*Apologeten des Appeasements*: Emma Thompson und Anthony Hopkins in «Was vom Tage übrig blieb», 1993.



## Künstler ohne Ego

Von Rolf Hürzeler

Der Literaturnobelpreisträger ist die Bescheidenheit pur. Kazuo Ishiguro sagte zum Radiosender BBC, er habe das Gerücht von seiner Wahl zuerst für eine Ente gehalten. Erst der Anruf aus Stockholm kurz vor der öffentlichen Bekanntgabe war für ihn die tatsächliche Bestätigung. Und auch davon erzählt er, als habe ihm ein Versicherungsmakler soeben eine neue Police angeboten.

Kazuo Ishiguro ist einer, der bei jeder Gelegenheit sein Licht unter den Scheffel stellt. In einem Gespräch über sein Engagement für die Literatur vor ein paar Jahren bekannte er sich zu einem Schreibkurs an der Universität von East Anglia, wo sein Mentor, der Schriftsteller und Literaturkritiker Malcolm Bradbury, lehrte. Als ob man den Schreibberuf lernen könnte wie die doppelte Buchführung. Kann man nicht, wie die Laufbahn von Ishiguro belegt: Die schöne und weit verbreitete Literaten-Legende von den zahlreichen Absagen renommierter Verlage, bis ein Buch erfolgreich publiziert ist, passt nicht auf ihn. Er konnte bereits in seinen East-Anglia-Studentenjahren erste Kurzgeschichten veröffentlichen. Die Vorstellung vom Senkrechstarter ist in seinem Fall akkurat.

Ishiguro kam 1954 in Nagasaki zur Welt, als weite Teile des Landes noch zerstört waren. Der Zweite Weltkrieg mit allen seinen Facetten ist eines der wiederkehrenden Motive in seinen Werken. Ishiguro kam mit seinen Eltern als Fünfjähriger nach Südengland, wo er in bürgerlichen Verhältnissen aufwuchs und an der Universität von Kent Englisch und Philosophie studierte.

### Hoffnungsschimmer auf ein Happy End

Vor dem Hintergrund des aufstrebenden Nazireichs spielt sein berühmtester Roman «Was vom Tage übrigblieb». Auf dem Landsitz des fiktiven Lord Darlington verkehren in den dreissiger Jahren besorgte konservative Politiker, Nazi-Sympathisanten und gar verkappte Antisemiten. Die meisten dieser Protagonisten setzen sich für ein Arrangement mit der Hitler-Herrschaft ein. Der 1989 herausgekommene Roman verurteilt die Apologeten des Appeasements, also der Beschwichtigungspolitik gegenüber dem Dritten Reich; allerdings ist das nur eine Lesart des Romans. Ishiguro wagt es auch, ihre damalige politische Sichtweise dem Leser näher zu bringen, etwa die prägenden Erfahrungen des Ersten Weltkriegs oder die im Bürgertum weit verbreitete

Angst vor der jungen Sowjetunion mit ihren Ablegern in den britischen Gewerkschaften. Die neuere Geschichtsschreibung ist in dieser Hinsicht tatsächlich differenzierter als das gängige Urteil über diese Epoche vor dreissig Jahren, als das Appeasement durchwegs als britischer Landesverrat verstanden wurde.

Der Regisseur James Ivory verfilmte den Stoff von «Was vom Tage übrig blieb» mit Emma Thompson und Anthony Hopkins so erfolgreich, dass viele Kinobesucher glaubten, auf die Lektüre des Buchs verzichten zu können. Schade, denn die menschlichen wie auch die politischen Grundkonflikte sind im Buch deutlich differenzierter dargestellt als in der Kinoversion.

Neben dem Zweiten Weltkrieg in Europa und Asien setzte Ishiguro als Autor auf seine eigene, mitunter überraschend pessimistische Vorstellungswelt. Massgeblich in dieser Hinsicht ist sein 2005 erschienener Roman «Alles, was wir geben mussten», einer dystopischen

Schreckensvision von Jugendlichen als Organlieferanten. In einem Heim lebend, haben sie den einzigen Lebenszweck, Patienten mit gesunden Organen zu versorgen. Die Handlung ist rührend und erschreckend zugleich: Der Leser fiebert mit den Opfern einer verbrecherischen Medizin mit und reckt sich nach jedem Hoffnungsschimmer auf ein Happy End, das ihm der Autor schliesslich nicht gönnt. In diesem Werk zeigte sich



Kazuo Ishiguro.

Ishiguro erstmals als jener perfekte Stilist, zu dem er sich mit den Jahren entwickelte. Dazu passt seine Liebe zur Musik, die er mit Sorgfalt pflegt. Bis heute nimmt er täglich die Klampfe zur Hand und singt Lieder, die er zum Teil selbst geschrieben hat. Allerdings ist der Laudatio der Preisverleiher nicht zu entnehmen, dass er die Ehrung wie sein Vorgänger als Singer-Songwriter erhalten haben könnte.

Ishiguro spricht viel von den Selbstzweifeln, die ihn immer wieder plagen. «Ein Künstler ohne Ego, aber von grosser moralischer Autorität», schrieb der *Guardian*. In diesem Sinn wird er die Preisverleihung nun als eine Würdigung seines Gesamtwerks verstehen, welches für die Briten in die gleiche Kategorie wie dasjenige von Ian McEwan gehört. Ishiguros sieben Romane sind zwar ins Deutsche übersetzt. Aber er wäre kaum jemandem als Favorit für den Nobelpreis in den Sinn gekommen. Nicht etwa, weil es seinem Werk an Qualität mangeln würde, sondern weil sich der Mann in der Öffentlichkeit stets zurückgehalten hatte.

# Mein Vater

Ich war 32 Jahre alt, als sich mein Vater, der Schriftsteller Jürg Federspiel, das Leben nahm. Er ist eine explosive Gestalt gewesen, die noch im höheren Alter monatlich mindestens eine Schlägerei anfang. Seine Eigenständigkeit wirkt nach. *Erinnerungen von Maurus Federspiel*

Seine Bedeutung als Autor ist für mich immer seiner Bedeutsamkeit als Person nachgeordnet. Und nicht nur für mich: Wer ihm einmal begegnet war, vergass ihn nicht wieder – zunächst einmal schlicht wegen seiner körperlichen Präsenz: Mein Vater Jürg Federspiel war gross und schwer und grimmig, seine ganze Erscheinung schien laut, das bärtige runde Gesicht mit der gebogenen Nase, den schwarzen Augen und den breiten Lippen hatte eine unverwechselbare Prägung.

Ich habe ihn nur ein einziges Mal eine Krawatte tragen sehen, nämlich bei der Verleihung des Zürcher Literaturpreises 1986, und wenn ich Bilder von der Veranstaltung sehe, kommt es mir noch immer so vor, als hätte man ein Urwaldgeschöpf zur Posse in einen Anzug gesteckt. Wegen der Wildheit, die ihm äusserlich anhaftete, wurde er bei jeder Grenzkontrolle am Flughafen ausgesondert, wahlweise, weil er für einen palästinensischen Terroristen, einen südamerikanischen Schmuggler oder überhaupt für einen Schwerverbrecher gehalten wurde.

## Ein grosser Flucher

Aber das Wilde an ihm war nicht nur äusserlich. Tatsächlich ist mir heute noch kaum ein explosiverer Mensch vorstellbar. Der Funke für die Zündung fand sich täglich und überall: Wenn ihm der Kellner zum Kaffee kein Assugrin mitbrachte, gab es Ärger. Wenn ihn beim Aussteigen aus dem Tram jemand anrampelte. Wenn ihn eine Krankenschwester mit dem Arbeiterklasse-«ihr» ansprach, anstatt ihn zu siezen: «Wer ist hier «ihr»? Ich bin doch nicht der Müller von der Strasse, Sie blöde Zwetschge!» In einer meiner frühesten Erinnerungen stand er im Kino mitten in der Vorstellung auf, weil der hintere Sitznachbar den Fuss gegen seinen Sessel gestemmt hatte: «Was fällt Ihnen ein, Sie verfluchter...» Usw. usw. Natürlich war er überhaupt ein grosser und enragierter Flucher. (Womit er auch bei mir Spuren hinterliess: Als der Journalist Niklaus Meienberg uns in Müllheim im Kanton Thurgau, wo wir damals wohnten, mit seinem Motorrad besuchte, sagte ich, vierjährig, zu meiner Mutter: «Ein Schafseckel hat vor dem Haus parkiert.» Wortschatzbildung im Schriftstellerhaus halt...) Wenn mich die Ausfälle meines Vaters als Kind noch in schamvolle Zerknirschung versetzten, konnte ich später leichter den Unterhaltungswert darin ausmachen, etwa bei unserem einzigen gemeinsamen Atlantikflug Anfang der

neunziger Jahre: Damals durfte man in den letzten paar Sitzreihen noch rauchen – woran sich aber ein Amerikaner unmittelbar vor uns doch störte. Er beschwerte sich bei der Stewardess, die zu vermitteln versuchte; mein Vater fauchte den Mann an: «I hope you get Aids!»

Aber allzu oft blieb es nicht bei der Beschimpfung; bis zuletzt, also noch im Alter von 75 Jahren, fing er wenigstens allmonatlich eine Schlägerei an. In einem Buchinterview sagte er einmal: «Mir sass und sitzt die Angst vor Brutalität derart in den Knochen, dass ich mich noch bis in die früheste Kindheit an jede Brutalität erinnere, die anderen und mir selber widerfuhr, und ich entwickelte in mir einen Hass gegen Brutalität, der zuweilen so stark wurde, dass der Hass selber in Brutalität umschlug. Sucht man weiter, findet man natürlich nur dies eine: Angst. Wo und wann die Angst angefangen hat, weiss ich nicht.»

Es war, als sei der massige und dem Anschein nach so robuste Körper als Panzer untauglich gewesen, sondern vollkommen durchlässig, als lägen seine Organe frei, ausgeliefert jeder

## Aber woher kamen die Wut und – wenn seine eigene Diagnose stimmt – die Angst ursprünglich?

Berührung, jedem guten oder bösen Wind, jedem Anstieg von Druck und Temperatur. Alles betraf ihn unmittelbar und auf unabwendbare Weise persönlich. Wer aber so verletzlich ist, wer sich mit einer derart offenen Wunde in die Wirklichkeit stellt, muss wohl brüllen und beißen können, um zu überleben.

Über die Jahrzehnte schwächten gewiss die lebenslange Sauferei und der Medikamentenmissbrauch (die abendliche Pille, ohne die er keinen Schlaf fand, spülte er natürlich mit einem grossen Schluck Johnnie Walker herunter) seinen Nervenanzug so, dass er den Berserker in seinem Innern nicht in einer zivilen Form zu halten vermochte. Aber woher kamen die Wut und – wenn seine eigene Diagnose stimmt – die Angst ursprünglich? Mir kommt es im Rückblick vor, als sei es auch eine Wut darüber gewesen, immer irgendetwas nicht fassen zu können.

Ich glaube, dass sich darin auch, wie in einem viel zu knappen Ventil, der emotional verheizbare Überschuss eines dunklen, geheimen Gebildes äusserte, das ihn sein Leben lang begleitete und keine Erlösung fand. Seinen Lesern

wurde es vor allem über die Titel und Themen seiner Bücher bekannt. Etwa durch «Massaker im Mond», dessen Name allein vielleicht schon auf ein innerseelisches, eben «mondisches» Ringen hinzeigt. Durch das «Museum des Hasses», seinem, wie ich finde, besten und sprachgrössten Werk (auch wenn es von einer fast unerträglichen Getriebenheit ist), in welchem er die erste Begegnung mit der Grosstadt New York und ihrem in den sechziger Jahren noch überbordenden (und tatsächlich auf ihn selber überschwappenden) Irrsinn zu einer Vielzahl von ineinanderverwobenen literarischen Miniaturen zu bannen versucht: Es sei «die Rasiermesserzeit» gewesen, sagte er einmal: «Ich dachte und lebte wochenlang nur Rasiermesser.» Durch die «Ballade von der Typhoid Mary», seinem grössten Verkaufserfolg, der die Geschichte der Bündner Auswanderin Maria Caduff erzählt, einer Köchin, die über ihre Gerichte den Typhusvirus verbreitet und die deshalb engagiert wird, um ein behindertes Kind zu betreuen und so zu Tode zu bringen. Durch «Kilroy», eine Novelle, in der eine Handvoll Verdammte, vermittelt vom Phantom Kilroy, im lichtfernen Untergrund der Subway – «im eisernen, rostigen Gedärme der Stadt» – ihre vom Unglück bestimmten Lebensgeschichten erzählen: Verdammte, also dem Fatum unterworfen, sind sie, weil sie alle schon die Stunde ihres Todes kennen. Unter Tage spielt auch das nicht gerade geglückte Kinderbuch «Mike O'Hara und die Alligatoren von New York»; auch hier zeigt sich das Unerlöste, nämlich in Form der Krokodile, in uralter Form erstarrte Abkömmlinge der Dinosaurier, die in der Kanalisation von Manhattan hausen. Irgendwie schien er auf eher lyrische als dokumentarisch festnagelnde Weise das Düstere zu umkreisen, vielleicht auch von einer letzten Scheu beherrscht, es ans Licht zu zerren, wo seine ganze Schrecklichkeit offenbar würde; das Geheimnis wolle gar nicht verstanden werden, meinte er, es sei die «Einladung eines oder einer Unbekannten». Vielleicht.

## Erbstücke unserer Ahnen

Vielleicht lag der Ursprung des Schrecklichen weiter zurück. Ich frage mich, ob wir nicht überhaupt Generationenprojekte sind, also viel weniger als Individuen ausgebildet, als es uns unsere Zeit und die zur Selbstbespiegelung neigende Vernunft suggerieren möchten. Tauchen nicht in jeder Lebensphase biografische Gestalten auf, die wir, oft nur durch zu-





«Der Schriftsteller soll verrückt sein»: Jürg Federspiel mit Sohn Maurus, 1982.



*Grausamste aller europäischen Kolonien:* Erwin Federspiel in Belgisch-Kongo um 1900.

fälliges Erkennen, mit unseren Vorvordern in Verbindung bringen müssen – mit deren Träumen, Albträumen, mit ihren gescheiterten Versuchen, gerade mit ihren Untaten? Sind wir, bei aller vordergründigen Unähnlichkeit, nicht von erschreckend viel Ähnlichkeit mit

den Vergangenen bestimmt? Ich glaube das nicht zuletzt, weil so viele der Themen, mit denen mein Vater sich beschäftigte, auf seltsamen Wegen zu mir fanden. Ich will nur ein paar verstreute Beispiele nennen, die mich selber so verblüfften.

Durch den Hinweis eines Bekannten kam ich zur Beschäftigung mit der mittelalterlichen Sekte der Katharer, die sich zuletzt in den Pyrenäen verschanzt hatten, und trug mich mit dem Gedanken, einen historischen Roman zum Thema zu schreiben; als ich meinem Vater davon erzählte, fischte er aus der Schublade ein Foto von Montségur, der letzten Trutzburg der Katharer: Genau über eine solche Erzählung habe er selber vor langer Zeit einmal nachgedacht. Meine Gründe dafür, nach New York auszuwandern, schienen mir ganz eigene, praktische und romantische zu sein; erst viel später, nach einem letztlich nur einjährigen Aufenthalt dort, wurde mir klarer, dass es eigentlich seine Obsession mit der Metropole war, die in mir nachwirkte.

### Grossvaters dunkle Vergangenheit

Auf der Suche nach Lektüre für einen längeren Auslandsaufenthalt fischte ich in der Buchhandlung ein Lehrbuch des deutschen Astrologen Wolfgang Döbereiner aus dem Regal, das mich sofort (und mit nachhaltiger Wirkung) fesselte – und erfuhr dann, dass mein Vater diesen in den sechziger Jahren in München kennengelernt hatte und zeitlebens fasziniert geblieben war von dessen scheinbar zauberischen Fähigkeiten. Im Januar 2007 bot mir ein Freund seine Ferienwohnung in Davos an; soweit ich mich zurückerinnere, hatte sich mein Vater immer zurückgesehnt nach den frühen Jahren, die er dort verbracht hatte. (Er plante einen Erinnerungsband mit dem Titel «Die Deutschen als Kindheit» über das Nebeneinander von Lungenkranken, Bündner Bauern, Exilanten und Nazis auf dem «Zauberberg»; leider fehlte ihm die Kraft dazu.) Für mich war es der erste Besuch als Erwachsener. Nun führte ich, ohne es zu ahnen, das letzte Telefongespräch mit ihm am Ort seiner so glücklichen Kindertage... Das sind vielleicht alles zunächst einmal blosse Kuriosa in den Augen von Aussenstehenden. Aber was ich meine, ist dies: Unser Körper ist ein genetisches Erbstück unserer Ahnen, in seinen ganzen Eignungen und Schwächen und Sollbruchstellen. Warum soll es die Seele nicht auch sein? Gehen neben Talenten nicht auch Glücks- und Unglücksfälle von unheimlicher Ähnlichkeit in Querzeit durch die Familien?

Wie dem auch sei, ich nehme an, dass auch er bestimmt war – vielleicht auf unheilvolle Weise bestimmt – von ererbter Last: Seine lebenslange Beschäftigung mit der Herkunft, mit der Familie und den Ahnen, weist darauf hin.

Vielleicht ist der Grossvater Erwin Federspiel in dieser Frage eine zentrale Figur im Stammbaum. Er taucht immer wieder auf – in einem Essay über den Schweizer Schriftsteller Blaise Cendrars, in der Fabel vom Affen Muthumoya, der menschliches Lachen hasst: «Warum ich lebe», in der grotesken Erzählung «Ein Erdbeben in meiner Familie». Hier richtet der «Halbfreund» des Erzählers und Autors Jürg

Federspiel, sein wiederkehrendes *ugly ego* Paratuga, nach dem Vorbild von Madame Tussauds ein Wachsfigurenmuseum mit «indirekten Menschen» ein: «Erkennen Sie Ihre Familie nicht, Ihre Verwandtschaft? Schauen Sie sich um. Ist das Ausschussware, ja?» Hier sitzt auch der Grossvater väterlicherseits: «Ein massiger Mann, der Hals im hohen Offizierskragen, regengraue, keineswegs unfreundliche Augen, so sind die Berge eben, sitzt da, die Hände aufgestützt auf den Schenkeln, Handrücken nach vorn, Daumen zur Innenseite der Schenkel gerichtet: Entweder hält er Gericht oder hört teilnahmslos, wie der Beruf es befahl.»

Erwin Federspiel war als Söldner im Dienst Belgiens (oder des belgischen Königs) zwölf Jahre lang als Kommandant in Belgisch-Kongo gewesen, zuerst im Sektor «Oberer Ituri», dann als Stellvertreter des Gouverneurs der gesamten Ostprovinz. Belgisch-Kongo, das darf man, ohne zu übertreiben, sagen, war die blutigste und grausamste aller europäischen Kolonien in Schwarzafrika; das Land wurde in einer solch rücksichtslosen, ja sadistischen Weise geplündert, dass es sich bis heute nicht davon erholen konnte.

Eine direkte Beteiligung meines Urgrossvaters an den Gräueln konnte nie nachgewiesen werden – aber das wäre auch verwunderlich angesichts der Tatsache, dass die Ostprovinz, im tiefsten Innern des Schwarzen

Kontinents gelegen, ausserhalb jeder Beobachtung stand. In seinem Tagebuch kündigt er eine Strafexpedition an, bevor die Einträge für längere Zeit aussetzen.

Mich hat immer gewundert, dass mein Vater, der doch eigentlich nicht zum Selbstbetrug neigte, in seinen späteren Jahren so nachdrücklich auf der Schuldlosigkeit seines Grossvaters bestand, die nicht nur historisch gesehen sehr unwahrscheinlich ist, sondern mir gerade auch deswegen unplausibel scheint, weil der väterliche Strang der Familie in langer

---

### Er flog – als erster Schüler überhaupt – von der Rudolf-Steiner-Schule.

---

Generationenfolge so offenkundig von einem Schatten überlagert ist. Am meisten eben er selbst: Bei ihm äusserte sich dieser Schatten in ständiger Getriebenheit, als ob ständig etwas an seinen Nerven frässe. Eben: Ich vermute, dass er instinktiv vor dem Grauensvollen zurückwich.

Diese nervliche Selbstzerfressenheit nahm natürlich bisweilen auch komische Züge an. In seiner Zerstretheit schälte er einmal Orangen am Fenster, warf die Frucht auf die Strasse und merkte es erst, als er auf den Schalen zu kauen anfing: peinliche Symbolhandlung übrigens

ausgerechnet für den Autor von «Orangen und Tode», der sagte: «Wenn es keine Orangen mehr gibt» – und er meinte natürlich: keinen Vitalgenuss –, «bin ich für den Tod. Meinen.» Mehr als einmal nahm er den vollgefüllten Abfallsack bis mit ins Tram. Gegen die Nervosität waren auch die Zeller Herz- und Nerventropfen ein ungenügendes Mittel: Während er an «Wahn und Müll» schrieb, stand das Fläschchen neben seiner Hermes Baby, und alle paar Minuten führte er es an den Mund, um sich fiebrig ein paar Tropfen einzuwerfen. Bis irgendwann, es war wohl schon spät am Abend, seine Lebensgefährtin Esther Vilar einen Blick zur Tür hereinwarf und aufschrie: «Du liebe Güte! Jürg, wie siehst du denn aus?» Statt zu den Nerventropfen hatte er zum Tipp-Ex gegriffen.

### Ich sah ihn nie arbeiten

Nach seinen eigenen Angaben ähnelte sein Tageslauf dem eines «Schlendrians»: «Ich stehe spät auf, meistens, ich hole Zeitungen, lese Briefe, trinke Tee, rauche nicht bis abends, fast nicht, ich esse wenig, auch der frühe Nachmittag wird vertrudelt, vielleicht schreibe ich ein paar Briefe oder lasse das Telefon klingeln, ohne den Hörer abzunehmen, da kann ich mich fragen, wer wohl angerufen hat, auch eine Beschäftigung, nicht wahr, dann besuche ich jemanden, der nicht zu Hause ist, oder

## Das Radio mit Herz

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein breiter Musik-Mix täglich bei Radio Central. Jetzt Reinhören!

Digitalradio  
DAB+



# RadioCentral

[www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)

fahre mit dem Auto irgendwohin, ich latsche in Warenhäusern herum, prüfe die Preise der Lebensmittel, irgendwo findet sich einer, mit dem ich mich schon lange nicht verabreden und nicht treffen will, und wir vereinbaren ein Rendez-vous, zu dem keiner kommt, jedenfalls ich nicht, ich wandere oder fahre weiter, bemerke von nah und weit Jugendbekanntschäften, die erschreckend gealtert aussehen, dazwischen denke ich über Geld nach und dessen Vergänglichkeit.»

Ich selber sah ihn nie arbeiten, muss dazu seinem Bericht glauben: «Doch ich arbeite, wenn ich arbeite. In New York habe ich zuweilen von sechs Uhr abends bis vier Uhr morgens geschrieben; ich trinke Rotwein dabei, Rotwein nimmt mir die Unruhe, die Nervosität, zeitlich gesehen sollte ich mehr arbeiten – aber könnte ich das wirklich?»

### Bücher als erste Leidenschaft

Eigentlich hatte er für sich eine Karriere als Berufsmilitär vorgesehen, doch wegen der Tuberkulose-Erkrankung seines Vaters und der damit verbundenen Ansteckungsgefahr wurde er als nicht diensttauglich eingestuft. Ich kann ihn mir nur sehr schwer als Befehlsempfänger vorstellen – oder überhaupt als Glied in irgendeiner hierarchischen Struktur. Jürg Federspiel als Angestellter und Lohnarbeiter? Tränen, Scherben, Anarchie, Marx Brothers. Ich habe immer wieder versucht mir auszudenken, ob für ihn vielleicht auch eine weniger selbstzerstörerische Lebensform möglich gewesen wäre; das einzige verwackelte Bild, das sich mir zeigte, war das eines unverschämten und ziemlich gottlosen Mönchs, dazu eines trunksüchtigen und nicht gerade zölibatären. Keine Alternative. Er füllte sich selber aus mit dem, was er war.

Er erklärte gern (und zwar fast ohne Koketterie), er müsse schreiben, weil er ja nichts anderes könne. Ich würde aber sagen, dass ihn schon früh ein Ruf erreicht hatte. Nicht ein Ruf, der ihn zu etwas Bestimmtem hinrief (etwa zur Schriftstellerei, also so, als hätte sein Werdegang schon festgestanden), nicht einmal einer, der ihn wegrief von einem bürgerlichen Dasein; eher ein Ruf zur Wachheit, ein Gemeintwerden, eine Bewusstheit des Dringlichen. Vielleicht war der frühe Abgang seines eigenen Vaters Teil des Rufs, indem er ihn misstrauisch machte gegenüber dem so gläsernen Leben: Sein Vater, Georg Federspiel (zu dem ich mich, obwohl dreissig Jahre nach seinem Tod geboren, wenn ich seine einfachen Gedichte über «Wahrsagerei» oder «Die schlechte Welt» las, immer in eine nahe geistige Verwandtschaft gestellt fühlte), hatte sich, geschwächt durch die Codeinsucht, eine Lungenentzündung geholt und riss sich im Spital (so hiess es immer) «die Schläuche» aus dem Leib.

Die erste Leidenschaft galt Büchern: «Buch um Buch machte mich reicher, nicht des Wis-



*Tränen, Scherben, Anarchie:* Jürg Federspiel, 1945.

sens oder der Weisheit wegen, es machte mich reicher, auch wenn, oder gerade weil ich nicht genügend Wissen und Erkenntnis besass, um das Gelesene voll zu erfassen. Wie ein Boa constrictor verschlang ich und verdaute wochenlang, heiss und hungrig; jeden Morgen schleppte ich eine Ledermappe voller Bücher – die nichts mit dem Unterricht zu tun hatten – in die Klasse, und alle dreissig Minuten wurde ein Band konfisziert; immerhin, ich vermochte in drei Wochen, während andere lernten und hörten, Ibsen zu lesen, die Romane Strindbergs und die ersten Bücher und Stücke Frischs und Dürrenmatts; Sartre, Camus, Theodor Haecker, dessen Buch über Vergil mich über die trostlose Schlaueheit eines Cicero hinwegzutrusten vermochte.»

Diese einseitige Literaturliebe war für einen schulischen Erfolg keine geeignete Voraussetzung. Er flog – als erster Schüler überhaupt

### Allergisch war er auch auf alles aus Zahlen Hervorgebrachte, also auf die moderne Technik.

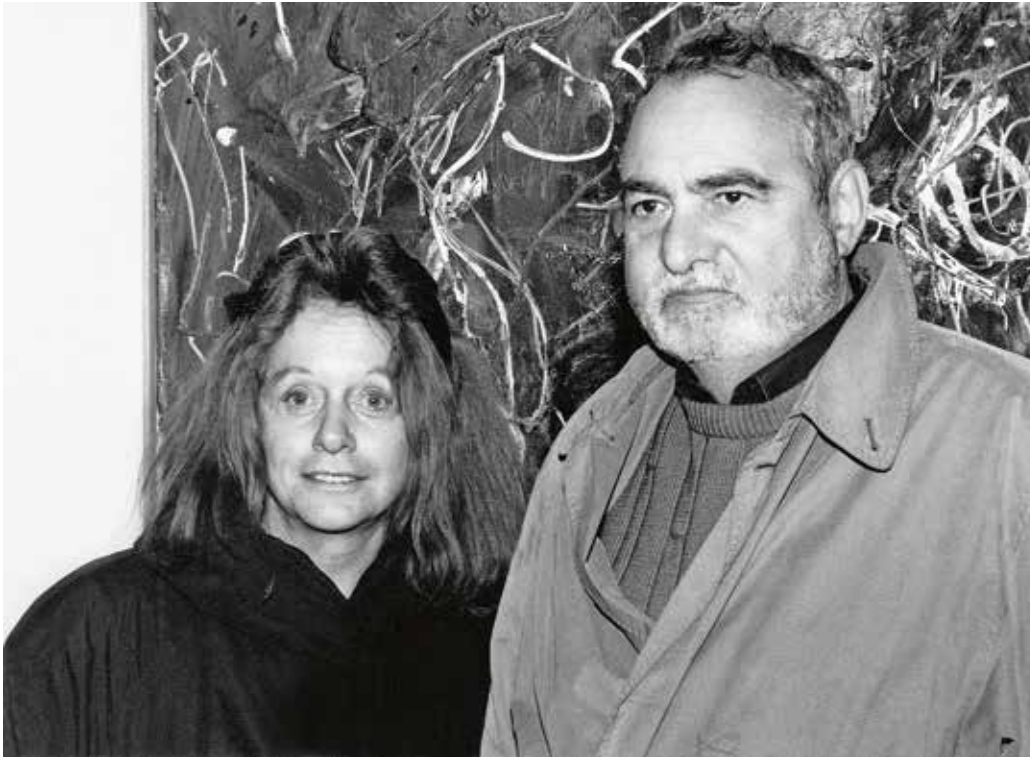
– zuerst von der Rudolf-Steiner-Schule; die Gründe dafür kenne ich, wie natürlich überhaupt alles aus dieser Zeit vor meiner Geburt, nur aus Erzählungen, wobei mein Vater das Geschehene gern anekdotisch überhöhte (und noch öfter auch verkleinerte), ein Lehrer wollte ihn mit Sonnenbrille in einem Café sitzen gesehen haben, Jürg hatte das Kino besucht, sein Temperament war mit der Waldorfpädagogik nicht vereinbar gewesen. Dann bestand er die Matura nicht, in Mathematik soll er nicht einmal eine Note erhalten haben. Er

kokettierte später damit, er leide an einer Zahlenallergie, und vielleicht wird einmal eine Krankheit nach ihm benannt; wenn er auf der Post die Einzahlungsscheine überreichte, nannte er der Schalterbeamtin jeweils eine schlecht geschätzte Fantasiesumme und erklärte: «Meine Frau hat's zusammengezählt.» Allergisch war er jedenfalls auch auf alles aus Zahlen und Figuren Hervorgebrachte, also auf die moderne Technik. Oder vielleicht waren die Münzsprechanlagen, Fernbedienungen und VW-Käfer, all die Gerätschaften, auf die er einschlug oder die er wütend von sich pfefferte, weil sie sich ihm, das taten sie wirklich, entzogen, weil sie sich seinem Zugriff hämisch verweigerten, auch allergisch auf ihn, auf jemanden, der sich mit der ganzen affektiven Lebendigkeit so verächtlich quer-, besser: überzwerch gegen eine kalkulierte Welt stellte; er war kein «User» und kein Bediener.

Die beiden ledigen Grosstanten, bei denen er gewohnt hatte, Deli und Micki, stellten ihn wegen des schulischen Versagens auf die Strasse. Ich glaube, es war ihm recht. Auch die Lese-Leidenschaft kippte schon in Abscheu; die Gedanken anderer hatten ihm viele innere Bewegungsräume eröffnet, das bezeugen die vielen Randnotizen, die er mir in seiner Büchersammlung hinterlassen hat, aber das musste schliesslich seine Ungeduld reizen, diese Räume selber zu erkunden, also leiblich, fleischlich. Er arbeitete ein Jahr lang in der Stahlfabrik, verbrachte ein paar Monate in Paris, begann, für die Basler *National-Zeitung* Filmkritiken zu verfassen, heiratete (vor allem, wie er behauptete, um die Schwiegereltern zu ärgern), erhielt ein Stipendium, schrieb. Von den frühen Versuchen ist nichts erhalten, vermutlich hatte er alles selber schon fortgeworfen, bevor das Familienhaus in Fidaz abbrannte oder später die Wohnung im



*Gefühl von Heimkehr:* Reisepass.



Zwanzigjährige *Liebesverbindung*: mit Lebenspartnerin Esther Vilar, 1995.

Zürcher Seefeld, in der Esther Vilars Sohn die Kerzen unbeaufsichtigt hatte brennen lassen. Er bekam, wie also schon sein Vater, Tuberkulose, landete im Sanatorium in Davos, liess mit einer halben Lunge auch die erste Ehe zurück. Er beschloss, fortan «das Kriechen allen denen zu überlassen, die mir – wie ich zumindest vermutete – das Leben sauer gemacht hatten, und zu diesen Personen zähle ich sogar mich selbst».

Er schrieb mehr, schliesslich verhalf ihm Max Frisch zu einem Kontakt beim Piper-Verlag. Sein erstes Buch erschien, «Orangen und Tode», dann weitere. Er heiratete zum zweiten Mal, fuhr, es war 1967, nach Amerika, nach New York, blieb zwei Jahre. Er beschrieb die Ankunft in der Stadt immer als mit dem Gefühl von Heimkehr verbunden, was ich seltsam fand – sich ausgerechnet heimisch zu fühlen in einer Stadt, in der sich die Heimatlosen sammeln. Aber innere Heimatlosigkeit heisst neben der Unrast auch seelische Beweglichkeit, also vieles streifen und berühren zu können.

### Politisch nicht verwertbar

«Ah, die Turnachkinder im Sommer», sagte er bei der ersten Begegnung mit meiner Mutter in der Basler Kunsthalle. In meinen Kindererinnerungen an ihn sehe ich ihn immer als auf fast ängstliche Weise behutsam mir gegenüber, als wäre ich der Schonung bedürftig oder als spräche ich eine fremde Sprache, deren Gehalt vor jeder Antwort sorgfältigster Überprüfung bedürfe, und damit verbunden, was mir nicht paradox vorkommt, lag und liegt bis heute ein Gefühl schönster Vertrautheit und Nähe. Ich bin nicht sicher, wie sehr Pirmin Meier wusste, was er sagte, als er seinen Nekrolog im *Blick* mit dem Titel versah: «Er war ein Liebender».

Natürlich erschien sein Konterfei oft in der Zeitung, gerade nachdem er durch «Typhoid Mary» 1982 zu vermehrter Bekanntheit gefunden hatte. Kioskfrauen grüssten ihn mit Namen, auf der Strasse erkannte man ihn und sah rasch weg. Am Zürcher Bellevue sagte eine Frau zu ihm: «Sie sind doch der Herr Feder-

---

«Ich trinke Rotwein, wenn ich schreibe – Hemmungen? Nein. Klarifizierungen.»

---

spiel», er sagte: «Sie sind doch die Frau Vilar», und daraus entstand eine immerhin über zwanzigjährige *Liebesverbindung*.

Esther Vilar war als Autorin des «Dressierten Mannes» zu diesem Zeitpunkt weltberühmt; er hingegen war nie eine öffentliche Person im eigentlichen Sinn. Dafür war er zu sperrig, zu verwickelt in sich selbst, um klar identifiziert zu werden mit einer klar konturierten Rolle in einem Panel von Matadoren, viel zu wenig anpassungsgeschmeidig auch, um sich nach den Regeln des Fernsehgeschäfts darstellen zu können.

Nicht zuletzt auch war er politisch nicht so verwertbar, wie es die Schweizer von ihren Autoren gern hätten: Der Schriftsteller soll sich gefälligst auf unzweideutige und moralisch sortierende Weise zum Zeitgeschehen äussern und damit wenigstens am Rand einen gesellschaftlichen Nutzen seiner Arbeit beweisen. Und er konnte – nicht links und ohne Sympathien für die Bürgerlichen – in ein Zugehörigkeitsschema nach Parteirichtung nicht eingepasst werden. Indem er in existenziellen Kategorien dachte (eines seiner meistgelesenen

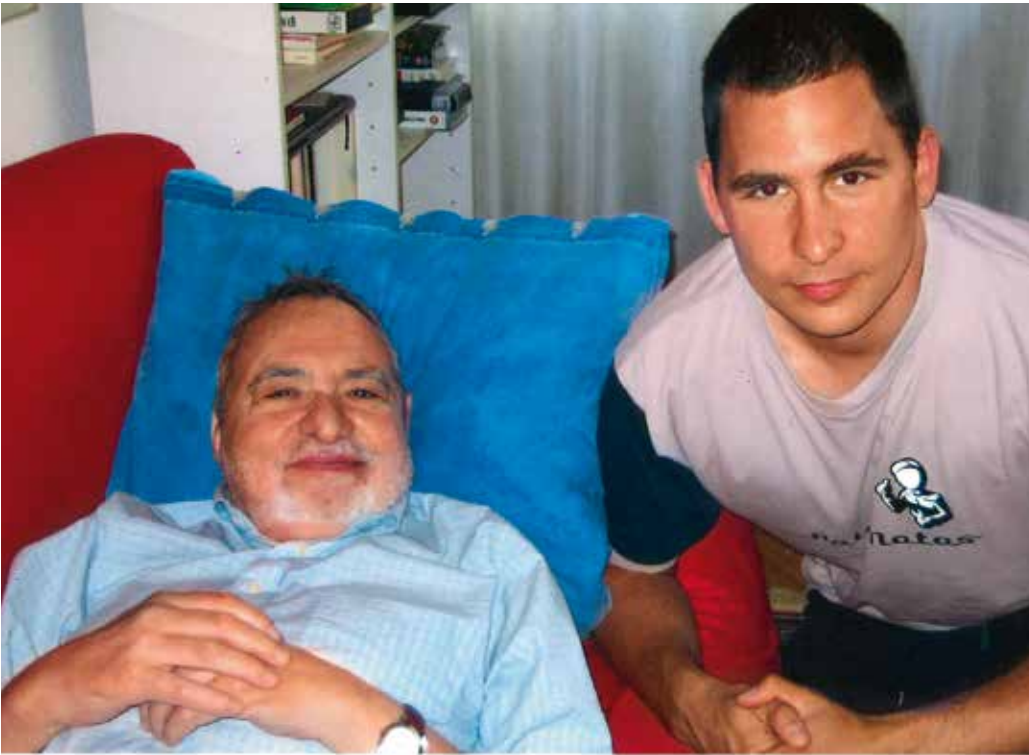
Lieblingsbücher war «Die Elemente menschlicher Grösse» des leider kaum noch bekannten Kulturphilosophen Rudolf Kassner, den er als junger Mann im Wallis noch besucht hatte), konnte ihn die in aller Regel charismafreie Rustikalität hiesiger Politiker nicht berühren. (Eine Rezensentin schrieb einmal: «Bei Feder-spiel ist alles politisch»; ich weiss nicht, wie man auf einen solchen Unfug kommen kann.)

Seine Bewertungskriterien waren solche der Vertikalen. Er verehrte Rilke gerade auch wegen dessen aristokratischen Selbstverständnisses. Mit einem solchen fühlte er sich verwandt. Die einseitige Verlautbarung, wie sie vielen Autoren wohl aus einem etwas verstiegenen Rollenbewusstsein heraus so natürlich scheint, liess sich damit nicht vereinen. In einem Interview sagte er: «Ich bin der Ansicht, dass sich die Autoren reputationsmässig und ideologisch nicht überschätzen sollten. Ich habe dies oft gesagt und wiederhole es: Wir sind alles Einzelne.» Und er meinte: «Der Schriftsteller soll verrückt sein, was die Gesellschaft betrifft – damit bleibt er bei seiner eigentlichen Normalität: er ist nämlich nie gegen sie, sondern für sie. Der Schriftsteller will die Gemeinschaft. Begriffe wie «sozial» oder «sozialistisch» verabscheut er, er steht dauernd in Konflikt mit ihnen. Warum? Weil er als Künstler insgeheim nur an das Lebendige glaubt. Niemand liefert sich so unfehlbar dem Messer aus, wie der Schriftsteller, der politisch Stellung nimmt. Politik ist Unsinn. Der Schriftsteller geht von Fall zu Fall, von Antisepsis zu Antisepsis...»

### Das Ende

Am Pfingstsonntag 1995 wurde er mit einer Bauchspeicheldrüsen-Entzündung eingeliefert, Folge des Trinkens. Wenige Monate zuvor hatte er in der Kulturzeitschrift *Du* eine «Umfrage über das Trinkverhalten deutschsprachiger Autoren» beantwortet. Auf die Fragen in den einzelnen Rubriken («Was ist ihr Lieblingsgetränk?», «Wann trinken Sie?» etc.) ging er nicht ein: «Ich trinke Rotwein, wenn ich schreibe – Hemmungen? Nein. Klarifizierungen. Da sitze ich mitten in einem Kapitel, Dutzende von Möglichkeiten der Weiterführung sind in meinem Hirn und ich kann mich nicht entscheiden. Nach dem zweiten Glas Rotwein verflüchtigen sich die Möglichkeiten – ich werde sturer, konzentrierter: das nunmehr Bleibende wird zum Wesentlichen. Ich habe mich selten getäuscht. Die Phantasie wird belebt (an Phantasie fehlt es mir nie), doch ich spüre auch sofort, wenn die Phantasie mir entgleitet, und ich höre auf zu schreiben. Ich kann den Weinbedarf kontrollieren.»

Im Universitätsspital fiel er wegen des Alkoholzugs am zweiten Tag ins Delirium tremens. Er meinte in fataler Bestürzung, seine zehn Jahre vorher verstorbene Mutter schliche durch die Gänge, schmiss Stühle nach den Krankenschwestern und wurde in einen



Aber wo war dieser verdammte Wolfgottesacker? Maurus und Jürg Federspiel, Wochen vor dessen Tod, 2006.

gummigepolsterten Verschlag gesteckt, er rauchte in pantomimischer Langsamkeit Phantomzigaretten, vertraute mir an, dass er am nächsten Tag für immer nach Amerika gehe, hob, während er, im Rollstuhl sitzend, im Park der Klinik an hübschen Besucherinnen vorbeigeschoben wurde, maliziös lächelnd das Nachthemd über den Schamteilen an, flüsterte: «Hol mir einen Whisky. Ich zahle.»

Zwei, drei Monate später war der Wahn plötzlich weggezogen, aber der Körper erholte sich nicht. Der Arzt erklärte, er dürfe keinen Tropfen mehr trinken, ein weiterer Vollsuff würde ihn umbringen. Mein Vater liess sich nicht erpressen. Immerhin verdünnte er den Rotwein eine Zeitlang mit Coca-Cola (Cola light, wegen der Diabetes). Er litt an einer Krankheit mit dem hohlen Namen Polyneuropathie, bei der die Nerven allmählich absterben, trat an manchen Tagen auf, als würde der Boden unter ihm glühen. Parkinson wurde diagnostiziert, seine Konzentration nahm ab, die Kreativität sowieso, irgendwann auch das Gedächtnis, das immer so scharf und zuverlässig gewesen war, gerade wenn es in vielen Bereichen seiner Willkür hatte gehorchen müssen. Mein Erwachsenenleben lang kannte ich ihn vor allem als Leidenden.

Dass er einmal durch Selbstmord aus dem Leben gehen würde, kündigte er mir schon als Achtzehnjährigem an. Ich bin meinerseits wohl eher prosaisch gepolt und fragte zurück, auf welche Weise er es denn tun werde; darauf wusste er keine Antwort. Das gleiche Gespräch führte er ein Jahrzehnt später, also nach dem grossen Einbruch, mit meiner Mutter: «Wie willst du es denn tun?», fragte sie bei einem Abendessen im «Groben Ernst». – «Er-

schliessen», sagte er schulterzuckend. – «Sicher nicht! Du kannst nicht so eine Sauerei zurücklassen. Und überhaupt: Du hast zwei linke Hände. Was, wenn du danebenschiebst?» – «Was soll ich dann machen?», fragte er desperat. – «Sauf halt eine Flasche Whisky», fuhr sie ihn an. – Worauf er ausrief: «Bist du verrückt? Das würde ich doch nicht überleben!»

### Einsamkeit

Ein Tod, der so lange angekündigt wurde, ist überraschend. Noch am Morgen bestand die Absicht nicht, er kaufte seine Zeitungen, traf sich mit einer Bekannten, telefonierte. Aber vieles drängte sich plötzlich über ihm zusammen. Es war der 11. Januar, genau der Tag, an dem er in der «Typhoid Mary» die «Leibnitz» mit der Todbringerin an Bord in den Hafen von New York einlaufen liess. Die Polizeihunde verfolgten seine Spur später bis an eine Stelle am Rheinufer. Ich kann seinen Todeswunsch nachvollziehen; aber die fremde Finsternis und die Einsamkeit des Moments, als er tatsächlich ins eisige Winterwasser springt, natürlich ohne einfach sofort zu sterben, er kann ja schwim-



Filmkritiken für die «National-Zeitung»: Presseausweis.

men und wehrt sich trotz der Schlafmittel, die er eingenommen hat, gegen den Fluss, der ihn hinunterziehen will – dieser Moment wird von meinem Vorstellungsvermögen wie bei magnetischer Abstossung weggeschoben.

### «Weiss nit»

Ich hatte mich über seinen Willen hinweggesetzt, der verlangte, dass man seine Überreste kremiere und die Asche dann in den Rhein streue. Sieben Wochen lang hatte seine Leiche in dem elenden Fluss getrieben, bevor er in Weil entdeckt wurde; ich sah nicht ein, warum man ihn noch einmal hineinwerfen sollte, und bestattete ihn auf dem Familiengrab.

Ich glaube wohl auf eine ungenau-katholische Weise an eine Einheit von Seele und Körper und kann meinen Vater nicht getrennt von

Dass er durch Selbstmord aus dem Leben gehen würde, kündigte er mir schon als Achtzehnjährigem an.

seiner leiblichen Anwesenheit denken (auch wenn ich ihm die Befreiung von dem allzu belasteten Gebilde gönne), aber es war doch kaum etwas von diesem Leib übriggeblieben: Die Bestattungsunternehmerin hatte mich davon abgehalten, noch einmal in den Sarg zu blicken. Ich erwartete also nicht, ihn anzutreffen, als ich ihn zwei Jahre nach seinem Tod erstmals nach der Beerdigung auf dem Friedhof in Basel besuchen wollte.

Aber wo war dieser verdammte Wolfgottesacker? Ich hatte mir die Anfahrt von der Autobahn her doch genau eingepägt, aber ich musste eine Abzweigung verpasst haben, und nirgendwo fand sich auch nur ein Hinweisschild. Ich fragte einen Passanten. «Weiss nit», war die blöde Antwort. Ich fuhr eine weitere Runde durchs Quartier, hielt wieder jemanden an. «Weiss nit», noch einmal, und die Frau eilte einfach weiter. Irgendetwas in mir baute sich auf. Noch einmal kam die gleiche furzknappe Antwort, die Angesprochenen behandelten mich wie Eingeborene einen unreinen Fremdling, und beim vierten Mal brüllte ich den jungen Türken an, er solle an seinem Big Mac ersticken, schrie in Richtung der zwei herüberschielenden alten Damen, sie würden mir den Weg zum Friedhof noch früh genug zeigen, legte mich dann mit den beiden Sicherheitsleuten an, die vor dem Eingang zum Wolfgottesacker standen – vor welchem ich natürlich die ganze Zeit über blind auf und ab gefahren war.

Beim Grab angekommen, überkam mich das Lachen, als mir plötzlich bewusst wurde, wer mich hier angerührt hatte.

Maurus Federspiel, geboren 1974, ist der einzige Sohn von Jürg Federspiel. Er lebt als Schriftsteller in Zürich.

# Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01





## Die Bibel

# Äussere und innere Freiheit

Von Peter Ruch

**W**o der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (1. Korinther 3,17). – Liberale, zu denen ich mich zähle, könnten ob dieses Satzes von Apostel Paulus stutzig werden. Nach verbreiteter Auffassung ist Freiheit nicht da, wo der Geist des Herrn ist, sondern da, wo Vorschriften, Ansprüche und Einschränkungen fehlen. Nur da kann ich tun und lassen, was ich will. Vor allem kann ich da auch sagen, was ich will. Wahre Freiheit ist immer an die Freiheit des Wortes gekoppelt. Zweifellos schmälern äussere – zu meist staatliche – Auflagen die Freiheit unzähliger Menschen. Wer je eine Diktatur bereist hat, erinnert sich an die Vorsicht bei den Gesprächen. Sie ist ansteckend. Die Redefreiheit ist tatsächlich unschätzbar. Gleichwohl ist sie nicht identisch mit dem, was Paulus meint.

Woran liegt es, dass wir uns oft scheuen, uns freier heraus zu äussern? Die Gründe sind vielschichtig. Sie reichen von kindischer Schüchternheit bis zur Angst vor den Folgen. Aber diese beiden Möglichkeiten, und alle dazwischen, sind Zeichen mangelnder Freiheit. Selbst wenn wir bloss aus Unsicherheit über das, was wir zu sagen haben, schweigen, fehlt es uns an innerer Freiheit. Und es fehlt uns an Mut. Wir fühlen uns gegenüber den Kräften, mit denen wir in Konflikt geraten könnten, unfrei, obwohl die Redefreiheit gewährleistet ist. Deshalb wuchern in modernen Gesellschaften, die sich auf ihre Enttabuisierungen so viel einbilden, viele neue Tabus. Aus Tabus können Zeitbomben werden.

Paulus deckt auf, dass die innere Freiheit davon abhängt, wo man seinen letzten Halt hat. In diesem Sinne trägt eine von Luthers Hauptschriften den Titel «Von der Freiheit eines Christenmenschen». Äussere Freiheit erfordert auch innere Freiheit. Schrieb der Philosoph Immanuel Kant als Wahlspruch der Aufklärung: «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!», so erlaube ich mir, mit Paulus hinzuzufügen: Der Mut kommt aus dem Glauben. Die Zu-Mutung war schon immer eine Mischung aus Rücksichtslosigkeit und Zutrauen.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Scherzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

## Kino

# Die Familie als Kühlkammer

Michael Hanekes «Happy End», das Porträt eines Grossbürgerclans, ist eine wunderbar böse Abrechnung mit unserer Wohlstandsidylle.

Von Wolfram Knorr



Wie hinter einer Glaswand: «Happy End».

**S**ie sind oberflächlich, versnobt, egoistisch, desinteressiert, aber immer mit Geschmack und unterschwelliger zynischer Höflichkeit, durch die ihre seelische Kälte flackert. Der Clan heisst Laurent, betreibt in Calais eine grosse Baufirma, deren Fundamente zu bröckeln beginnen. Die Familienmitglieder sind aneinander nicht interessiert, wohnen aber alle unter einem Villendach und speisen gemeinsam. Am Kopf des Tisches sitzt Georges (Jean-Louis Trintignant), der alte Patriarch, dessen resolute Tochter Anne (Isabelle Huppert) das Geschäft führt. Ihr Sohn Pierre (Franz Rogowski) ist zwar Managing Director, aber ein Nichtsnutz, der sich für die Firma nicht interessiert und die Mutter zu Spott reizt. Annes Bruder Thomas (Mathieu Kassovitz) ist Arzt, der sich gerade wieder verheiratet hat. Seine zwölfjährige Tochter Eve (Fantine Harduin) zieht zu ihm, weil die Mutter einen Suizidversuch gemacht hat. Eve fühlt sich in der neuen Umgebung nicht wohl, schnüffelt im Haus herum, kommt an die heissen Facebook-Chats ihres Papas mit einer neuen Geliebten heran und verstrickt ihn mit ihren Fragen immer mehr in Lügen. Anne ist das alles egal, vermutlich sogar ihr Gatte in spe, der Firmenanwalt Lawrence Bradshaw (Toby Jones). Er ist einfach nur wichtig für die Fir-

ma, für rechtliche Probleme. Und Opa Georges will eigentlich nur sterben, hasst das Gezänk am Tisch und verrät seiner Enkelin Eve, dass er seine Frau erstickt habe, um sie vom irdischen Dasein zu erlösen.

Willkommen in der eisigen Welt von Michael Haneke («Amour»), in der es keine Empathien und kaum Emotionen gibt, nur selbstbezügliches Verhalten. Haneke blickt auf seine Figuren wie ein Insektenforscher. Viele halten das für Zynismus, doch zynisch ist Hanekes Blick nicht, nur unerbittlich und kalt. Das ist nicht jedermanns Sache, aber die Erzählweise, vorzugsweise in Totalen, entwickelt einen erstaunlichen Sog. Man fühlt sich als Zuschauer nicht selten wie hinter einer Glaswand. Mag sein, dass aus dieser (voyeuristischen) Haltung der Eindruck von Zynismus entsteht, denn es gibt keine Identifikationsmöglichkeiten, die Figuren bleiben auf Distanz. Und dennoch entfaltet sich auf vertrackte Weise eine Art von neugieriger Sympathie. Die Personen sind weder böse noch gut, sondern verhalten sich so, wie sie meinen, sich verhalten zu müssen, um sich keine Blößen zu geben, ihre Interessen zu wahren. Alles andere ist ihnen egal. Da wird Hanekes Blick zum Spiegel. In «Happy End» greift er Motive aus vielen seiner Filme (von «Benny's Video» bis «Amour»)



wieder auf und bündelt sie wie unter einem Brennglas in der Familie Laurent.

Hanekes Filme sind keine Tragödien, keine Komödien, in keiner Gattung zu fassen, höchstens, wie er selber sagt, «Farcen». Der Sog resultiert aus der Erwartung, jeden Moment müsste etwas passieren, Gefühle aus der gesellschaftlichen Kühlkammer ausbrechen. Doch das Happy End bleibt aus. ★★★★★☆

### Weitere Premieren

**Borg/McEnroe** — Es war ein legendäres Wimbledon-Finale 1980 zwischen dem Schweden Björn Borg und dem Amerikaner John McEnroe. Dass daraus ein Spielfilm entstand, liegt vor allem am legendären Gegensatz zwischen McEnroe, dem Zornnickel auf dem Rasen, und dem Asketen und unterkühlten Schweiger Borg. Was beide gemeinsam hatten, war massloser Ehrgeiz. Die Schweden Janus Metz (Regie) und Ronnie Sandahl (Autor) versuchen, das Biopic-Drama zum grossen Psycho-Fight hochzudramatisieren. Doch so prima die Besetzung ist (Sverrir Gudnason als Borg und Shia LaBeouf als McEnroe), richtige emotionale Power entwickelt der Clinch dann doch nicht. Ausserdem ist der Titel irreführend. Nur Borg steht wesentlich im Zentrum. ★★★★★☆



**Grelle Bürgerschrecke:** «Lasst die Alten sterben».

**Lasst die Alten sterben** — Der Titel weckt gleich schlimme Befürchtungen – oder soll sie zumindest wecken. Es geht schliesslich um die Generation, von der man ständig mit dem Bekenntnis gelangweilt wird, dass «alles irgendwie Scheisse» sei. Und tatsächlich gerieren sich die jungen Kerle und Mädchen sklavisch so, wie die «beschissene» Gesellschaft es von ihnen erwartet: als grelle Bürgerschrecke mit ätzendem Verhalten und fiesem Sprüchen, aber leider auch arglosem Gemüt. Was Juri Steinhart in seinem Spielfilmerstling inszeniert, ist zwar laut und grell, aber inhaltlich reichlich hohl und leider über weite Strecken langweilig – zuweilen auch unfreiwillig komisch. Vor allem in jenen Szenen, in denen dem Helden Kevin ein Punker als diabolischer Geist erscheint und ihm den Weg in die Verweigerung weist. Befremdlich dagegen ist der Tod eines Kumpels, den die Jugendlichen der Polizeigewalt in die Schuhe schieben. ★★★★★☆



**Ein oder zwei Gags:** «Flitzer».

**Flitzer** — Ein Deutschlehrer (Beat Schlatter) verzoockt das Geld für den Schulsportplatz und kreiert daraufhin ein ganz neues Geschäftsmodell: mit Flitzern Fussballspiele manipulieren. Bis auf ein oder zwei Gags leider nur entsetzlich spiessig. ★☆☆☆☆

### Knorrs Liste

1	<b>Blade Runner 2049</b> Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
2	<b>Dunkirk</b> Regie: Christopher Nolan	★★★★★
3	<b>It</b> Regie: Andy Muschietti	★★★★☆
4	<b>Victoria and Abdul</b> Regie: Stephen Frears	★★★★☆
5	<b>American Made</b> Regie: Doug Liman	★★★★☆
6	<b>Logan Lucky</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
7	<b>The Glass Castle</b> Regie: Destin Daniel Cretton	★★★★☆
8	<b>Mother!</b> Regie: Darren Aronofsky	★★★★☆
9	<b>Atomic Blonde</b> Regie: David Leitch	★★★★☆
10	<b>The Circle</b> Regie: James Ponsoldt	★★★★☆

# GLÜCKSFALL IN HAVANNA

presented by

## SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

## Jazz

# Das vulkanische Akkordeon

Von Peter Rüedi

Der Akkordeonist Hans Hassler, geboren 1945 in Chur, ist mit seinem mächtigen Bart eine urwüchsige Erscheinung, ideal für die Besetzung als Alpöhi oder besser: den als Alpöhi verkleideten lieben Gott *himself*. Das mag sich lesen wie Blasphemie, ist aber durchaus ernst gemeint. Aus dem Bauch seines Balgs zaubert er ganze Welten, zarteste, serene Himmelspanoramen, mächtig orgelnde Abgründe und dazwischen «Geschichten, die das Leben schrieb». Sein Leben, versteht sich, das zwischen vielen Musikformen mäanderte und in etwas mündete, das sich nur bei oberflächlichem Hinhören wie «neue Schweizer Volksmusik» ausnimmt. Im Grunde ist Hasslers Musik nicht nur die eines Originals, sie ist original.

Hassler begann als eine Art Kinderstar in einem Ländlertrio mit seinen Brüdern, er war drei Jahre mit dem Schlagersänger Peter Hinzen unterwegs, studierte an der Zürcher Musikakademie, war Dixielandmusiker, Mitglied des Schanfigger Ländlerquintetts, später unter anderem der Gruppe Habarigani von Hans Kennel oder des Vienna Art Orchestra, und er beschäftigte sich als Bewunderer des dänischen Akkordeonpioniers Mogens Ellegaard mit neuer E-Musik. Aus alledem setzt sich das Magma des vulkanischen Poeten Hassler zusammen. Der ist buchstäblich grenzenlos, ohne jede Berührungsangst zwischen komplexen, auch dissonanten Elementen und sogenannten «trivialen» Einflüssen. Hat er in seinem letzten Opus («Hassler», Intakt) einigen Ikonen der Bündner Ländlermusik ein Denkmal gesetzt (ohne sie zu kopieren oder zu dekomponieren), begegnen wir ihm auf der jüngsten CD in seinem angemessensten Format: solo.

Das Akkordeon ist sich selbst genug. Hans Hassler, dessen Erstling (ebenfalls bei Intakt) den schönen Titel «Sehr Schnee, sehr Wald, sehr» trug (darin versteckte sich der gute alte «Schneewalzer»), hat eine Vorliebe für teils skurrile, teils scheinbar banale Titel, die, nicht anders als die Musik dieses vitalen und feinsinnigen Gesamtkunstwerkers, viel Sinn für Witz und Humor verraten. Auch ernsthafte Kunst kann gute Unterhaltung sein.



**Hans Hassler:**  
Wie die Zeit hinter mir her.  
Intakt. CD 288



Virtuelle Trugbilder: «Blade Runner 2049».

## Hollywood

# Wer träumt mich, und wenn ja, wie viele?

Wie aus einem kaum bekannten Science-Fiction-Roman der Kultklassiker «Blade Runner» wurde und 35 Jahre später «Blade Runner 2049».

Von Wolfram Knorr

Was für eine Stimme! Als Pamina singt sie mit Papageno: «Könnte jeder brave Mann/Solche Glöckchen finden,/Seine Feinde würden dann/Ohne Mühe schwinden.» Rick Deckard kommen die Tränen. Brauchen wir solche Talente nicht dringend? Aber Luba Luft, die Pamina, ist ein Androide vom Typ Nexus-6. Eine Sklavin, gebaut für die Arbeit auf unwirtlichen Planeten. Die Erde, nach dem letzten verheerenden Atomkrieg, ist allerdings auch kaum mehr erträglich. Die Evolution ist am Ende, dem Menschen sitzt sein eigener Erfindungswahn im Nacken: Androiden, den Menschen täuschend ähnlich. Nach einem Aufstand ist es vielen gelungen, auf die Erde zu fliehen, Luba Luft gehört dazu. Mit ihrem Talent will sie beweisen, dass sie besitzt, wozu sie eigentlich nicht geschaffen ist: Gefühle. Rick Deckard, ein «bounty hunter», muss sie trotzdem liquidieren, «in den Ruhestand versetzen». Der Konkurrenzdruck der Roboterkonzerne hat die Modellpalette immer perfekter gemacht, die humanoiden Maschinen sind kaum mehr als solche zu erkennen. Deckard beginnt an sich selbst zu zweifeln: Bin ich noch ein Homo sapiens, oder träume ich mich nur als solcher?

### Gefangen im Getto

Mitte der 1960er Jahre schrieb der US-Autor Philip K. Dick (1928–1982) gleich an mehreren Romanen. «Träumen Roboter von elektrischen Schafen?» («Do Androids Dream of Electric Sheep?»), der von der Jagd auf illegale An-

droiden handelt, war einer davon. Dick brauchte Geld. Gefangen im Science-Fiction-Getto, jener Gattung mit dem schlechtesten Ruf aller Populärgenres, wird man auch noch mies bezahlt. Seine Versuche, mit Mainstream-Romanen aus dem Pulp-Fiction-Gehege auszubrechen, scheiterten. Man misstraute SF-Autoren. Dass er keine Nullachtfünzstoriys schrieb, sondern bizarre bis surreale Identitätskapriolen, wurde nicht wahrgenommen. Erst später, bei Erscheinen seines berühmtesten Romans «Ubik» (1969), hiess es, er sei der «Kafka der SF».

In den 1970er Jahren suchte Hollywood händelnd nach Ideen. Es war die Zeit des New Hollywood und des Aufstands gegen das Technicolor-Sacharin. Russell Galen, ein Literaturagent, machte auf Dick aufmerksam. Und so kauften Produzenten die Rechte von «Zeit aus den Fugen», «Die drei Stigmata des Palmer Eldritch» und «Träumen Roboter von elektrischen Schafen?» (in späteren Ausgaben wurde «Roboter» durch «Androiden» ersetzt). Aus Frankreich kam Jean-Pierre Gorin, scharf auf «Ubik». Dick erhielt 3000 Dollar für ein Drehbuch, Francis Ford Coppola zeigte Interesse, der Deal kam nie zustande. Bald ging es zu wie in einem Basar. Roland Joffe ergatterte eine Option auf «Träumen Roboter...», schrieb ein Skript, und Dick fand's abscheulich. Das Geschäft platzte. Dann kam der Autor Hampton Fancher, der auch

«Träumen Roboter ...» wollte. Freund Brian Kelly erwarb die Rechte und machte Produzent Michael Deeley heiss darauf. Weil Printmedien wie *Rolling Stone* und der *New Yorker* Dick entdeckten, stieg Deeley ein und gewann Ridley Scott («Alien») als Regisseur. Das erste Drehbuch überzeugte Dick nicht, worauf der erfahrene Autor David Peoples geholt wurde. Dick akzeptierte, wohl wissend, dass sein Roman unverfilmbar war. Man hatte seine Story auf den «bounty hunter» und dessen Jagd nach Androiden reduziert. Ungeschickt war das nicht. Es verschmolz SF mit «Série noire», dem legendären Detektivfilm, und verpflanzte ihn in eine psychedelische Albtraumzukunft der Überbevölkerung und Smogdüsternis.

Der Produzent und der Regisseur, die Harrison Ford, der als Han Solo in «Star Wars» Furore gemacht hatte, für die Hauptrolle und Rutger Hauer für den Gegenspieler gewinnen konnten, suchten einen anderen Titel. «Do Androids Dream of Electric Sheep?» war viel zu lang und zu kompliziert. Alan E. Nourse, auch ein SF-Autor, hatte einen Roman mit dem Titel «Bladerunner» (Schwarzhändler) veröffentlicht, dessen Titel (aber nur der) auf Anhieb gefiel. Er hatte etwas Mysteriöses. Man entlieh ihn, machte aus den Androiden Replikanten und aus dem «bounty hunter» den «Blade Runner». Dick gab nach; als er aber aufgefordert wurde, als flankierende PR-Massnahme eine Romanfassung





Zuckerbrot und Peitsche: «Blade Runner», 1982.

des Drehbuchs zu schreiben, lehnte er entsetzt ab. Die Reaktion der Geldgeber war das übliche Zuckerbrot-und-Peitsche-Spiel. Das Zuckerbrot: Geht Dick drauf ein, erhält er einen Vorschuss von 50 000 Dollar plus 50 Prozent an den Nettogewinnen aus allen Weiterverwertungen. Selbst bei einem Reinfluss würde er immer noch 250 000 bis 400 000 Dollar an Gesamtentnahmen erwarten können. Die Peitsche: Wenn Dick sich weigerte, dann hätten nur die Geldgeber die Rechte an Printverwertungen. Und sollte der Verlag den Roman wieder auflegen, dann nur unter dem ursprünglichen Titel – der Zusammenhang mit «Blade Runner» dürfte nicht erwähnt werden. Nach Dicks Tod erschien das Original nur noch als «Blade Runner».



Autor Philip K. Dick.

400 000 Dollar standen auf dem Spiel! Eine Wahnsinnssumme. Zur gleichen Zeit hatte Dick endlich auch einen literarischen Erfolg: Simon & Schuster schloss mit ihm einen Vertrag über einen Mainstream- und einen SF-Roman, für die Summe von 17 500 Dollar. An seine Kollegin Ursula Le Guin schrieb er: «Das ist der glücklichste Augenblick in meinem Leben, Ursula!» – und verzichtete auf fette 400 000 Dollar, obwohl er beides hätte haben können. Sein Agent Russell Galen begründete Dicks Entscheidung als konsequent: «Das ist furchtbar, wenn du eine Romanfassung des Drehbuchs schreibst, wird keiner mehr «Androids» lesen.» Das war 1981, und ein Jahr später kam «Blade Runner», an dem sich noch der Hongkonger Produzent Sir Run Run Shaw beteiligte, in die Kinos. Er kostete etwa 27 Millionen Dollar und spielte in den USA nicht einmal die Produktionskosten ein, was an «E.T.» lag, der gleichzeitig den SF-Markt besetzt hielt. Philip K. Dick erlebte die Premiere nicht mehr. Er starb kurz davor.

Für die Traumfabrik bleibt sein Œuvre von unschätzbarem Wert. Zahlreich sind die Verfilmungen, von «Minority Report» (Dick nahm den «Gefährder» vorweg), «Paycheck», «Total Recall», «A Scanner Darkly» bis zur TV-Serie «The Man in the High Castle» (die Achsenmächte haben gesiegt, in den USA regieren die Nazis). Für die *New York Times* ist er «einer der kühnsten psychologischen Forscher», und «Blade Runner» ist bis heute der einflussreichste SF-Film geblieben, im Bereich der Optik, des Settings, Designs, der Architektur. Russige Diesigkeit, kranke Sonne, ständiger Regen, Gedränge auf den Strassen, düstere Wolkenkratzerfassaden. Da dampft ein Lokalkolorit, die Dystopien-Ästhetik bis heute prägend. Als Kompensation des komplexen Romans nicht übel.

Der Konkurrenzkampf zwischen dem «Mercurismus» (Religion) und der TV-Grösse Buster Friendly (Entertainment), die totale Scheinwelt und die Figur Rachael Rosen (im Film die Femme fatale), die im Mechanikbestiarium des Rosen-Konzerns in vielerlei Gestalt erscheint, waren im Original-«Blade Runner» technisch noch nicht umsetzbar. In «Blade Runner 2049», der Fortsetzung, ist das machbar geworden, was den Film wieder näher an die literarische Vorlage rückt. Als Ridley Scott den Plan einer Fortsetzung ins Auge fasste, fand er in Hampton Fancher einen Mitstreiter, der schon als Autor am ersten «Blade Runner» beteiligt gewesen war. Mit Denis Villeneuve (Regie, «Sicario»), Roger Deakins (Kamera) und Hans Zimmer (Musik) komplettierte sich ein erstklassiges Team.

In einem Punkt allerdings liegen Roman und Fortsetzung weit auseinander: Dicks Opus war im Grunde eine Gesellschaftssatire, Villeneuves Film ist das nun wirklich nicht. Gewaltig das opernhafte Pathos und von sug-

gestiver Kraft das wie von T.S. Eliots «The Waste Land» («Wer sind diese vermummten Horden, die schwärmen/Über die endlose Steppe, in rissiger Erde steckenbleibend») und den Täuschungsalpträumen von M.C. Escher inspirierte Ambiente. Blade Runner KD6-3.7, Officer K (Ryan Gosling), macht auf einer kaputten Farm in öder Landschaft vor einem toten Baum, der aussieht, als sei er Samuel Becketts «Warten auf Godot» entnommen worden, einen bizarren Fund: Knochen einer Ex-Replikantin beweisen, dass sie einst ein Kind gebar. Androiden, die sich der Kontrolle entziehen, sich fortpflanzen? Das darf nicht sein. Officer K soll das Kind finden. Seiner eigenen Identität ohnehin nicht sicher, macht er sich auf die Suche – auch aus ganz persönlichen Gründen – und findet Rick Deckard (Harrison Ford), der einst mit Rachael untertauchte. Man ahnt, worauf es hinauslaufen könnte – tut es aber nicht.

### Erstaunliche Gemeinsamkeiten

Abgesehen von Hans Zimmers arg dick aufgetragenem *score*, besticht «Blade Runner 2049» zum einen durch wahrheitsgetreue Endspiel-Lokalitäten wie atomverstrahlte Landschaften, ozeanische Müllhalden, Staubregionen, die kaum Sonnenlicht durchlassen, und Geisterstädte; und zum anderen durch die virtuellen Trugbilder und Hologramme, die die Wahrnehmung schreddern, Illusion und Traum verknoten. Wenn K seine Lebensgefährtin, ein Hologramm, in verschiedenen Formen erscheinen lässt oder mit Dr. Ana Stelline (die Schweizerin Carla Juri), einer Erinnerungstechnikerin, über echte und unechte Erinnerungen redet, ist «Blade Runner 2049» mental dicht am Roman. Kurioserweise hat selbst Officer K, die neu erfundene Figur, mit dem Roman-Deckard erstaunliche Gemeinsamkeiten.

# Schule aus Zuckerwatte

Trotz unzähliger Schulreformen werden die Leistungen der Schüler nicht besser. Im Gegenteil. Was läuft schief? Eine Lehrerin berichtet.

Von Ursula Sarrazin



Verwirrung in den Köpfen: Drittklässler in Tuttlingen.

Nicht nur nimmt die Leistung der Schüler gemäss zahlreichen Erhebungen leicht ab, unsere Kinder scheinen auch kränker zu sein als die Schülergenerationen vor ihnen. Wie sonst ist der grosse Anstieg von an Legasthenie und/oder Dyskalkulie leidenden Kindern zu erklären? Ich habe in meinem langen Lehrerleben etwa 350 Kindern Lesen und Schreiben beigebracht. Darunter befand sich kein einziger Legastheniker. Es gab Fachdidaktiker, die fanden, es gebe gar keine Legasthenie, nur falsche Methoden. So weit gehe ich nicht, aber Methoden, die dieses leidvolle Phänomen erzeugen, die gibt es. Man findet sie in vielen Schulbüchern, oft wohl aus dem Bemühen heraus, möglichst abwechslungsreich zu sein. Die Krönung ist die Methode «Lesen durch Schreiben» von Jürgen Reichen. Auch in der Schweiz fand sie an einigen Schulen Einzug. Diese Methode beinhaltet unter anderem, dass die Kinder nach Gehör schreiben. Der

Fuchs wird dann beispielsweise hinten mit x und Vater hinten mit a geschrieben. Jedes Kind schreibt zudem auch noch anders falsch. Wenn ich das zwei Jahre lang in einer Klasse so durchführe, und das ist nicht selten der Fall, habe ich eine grosse Verwirrung in den Köpfen der Kinder angerichtet. Es widerspricht dem gesunden

## Die Ansprüche werden so lange heruntergeschraubt, bis alle es schaffen.

Menschenverstand (der erste Eindruck ist der bleibende!) genauso wie der modernen Hirnforschung, und ich finde es unverantwortlich gegenüber den Kindern, die sich ja gegen solch unsinnige Methoden nicht wehren können.

Im dritten Schuljahr setzt dann endlich der reguläre Rechtschreibunterricht ein, der zum

grossen Teil darin besteht, bisher Gelerntes wieder zu korrigieren! Das funktioniert nicht. In diesem Schuljahr ist auch eigentlich gar keine Zeit für einen jetzt notgedrungen sehr intensiven Rechtschreibunterricht. Die wesentlichen Grundzüge der Rechtschreibung gehören ins zweite Schuljahr. Dann kann ich im dritten Wortschatzerweiterung, Satzbau usw. betreiben, um die Textgestaltung im vierten Schuljahr vorzubereiten. Durch unsinnige, zweifelhafte Methoden – und in Berlin noch durch die sechsjährige Grundschulzeit verstärkt – verschiebt sich der Schulstoff von Schuljahr zu Schuljahr, was wesentlich zu den schlechten Schulleistungen unserer Schüler beiträgt.

In Mathematik sieht es nicht besser aus. Ich kenne die sorgfältige Didaktik und gründliche Systematisierung der Mathematikbücher früherer Jahre, die einer zweifelhaften Kreativität und Beliebigkeit gewichen sind; verlorengegangen sind auch intensive Übungs- und Wiederholungsformen. Auch hier zeigen Tests die katastrophale Leistungsbilanz unserer Schüler überdeutlich.

## Gute Noten aus ideologischen Gründen

Aber unsere Schüler bringen doch lauter gute Noten nach Hause! Selbst beim Abitur häufen sich in Deutschland die Einsen, was in der Schweiz einer Sechs entspricht. Wie verträgt sich das mit den schlechten Testergebnissen? Noten sind nicht objektiv, sie messen bestenfalls das, was der Lehrer den Schülern beigebracht hat. Bringt er ihnen wenig bei, haben sie für dieses wenig Gelernte gute Noten. Alle sind erst einmal zufrieden: der Schüler, der Lehrer und die Eltern. Wer sollte sich beklagen? Keiner!

Ganz anders bei schlechten Noten: Der Schüler ist unzufrieden, die Eltern auch, der Lehrer gerät häufig in Kritik. Er hat das Kind nicht motiviert, er war ungerecht, man beklagt sich über ihn beim Vorgesetzten. Der Lehrer muss sich rechtfertigen. Er hat es auch nicht mit einem einmaligen Fall zu tun, sondern immer wieder muss er sich gegen Klagen, Beschwerden wehren, in aller Regel mit einem ausführlichen schriftlichen Bericht. Jahrzehntelang? Nicht alle Vorgesetzten sind fair, manche ausgesprochen übelwollend oder aus ideologischen Gründen davon überzeugt, dass man nur gute Noten geben sollte. Irgendwann gibt er bessere Noten, als die Leistung eigentlich hergibt. Alle sind wieder zufrieden. Es gibt niemanden, der darauf achtet, dass die Note auch der Leistung entspricht.

Noten sind zudem klassenbezogen. An deutschen Schulen gilt: Wenn ein Drittel einer Klassenarbeit unter «ausreichend» ist, muss die Arbeit wiederholt werden. Eine sinnvolle Regelung, wenn das ausnahmsweise mal passiert. Aber was passiert in einer Klasse mit vielen schwachen Schülern? Jede Arbeit wiederholen geht nicht. Es bleibt nur ein Senken des Niveaus, bis stets weniger Schüler als ein Drittel eine Fünf schreiben. Von diesen höchst subjektiven Noten hängt dann die Zuweisung zu bestimmten Schulformen ab.

### Problem: Migration

Auf die ersten türkischstämmigen Kinder traf ich in den 70er Jahren in Köln. Sie konnten noch kein Deutsch sprechen. Sie lernten es, so gut es ging. Am besten waren die Erstklässler dran, denn der Lese-Schreib-Lehrgang bot viel Gelegenheit, quasi nebenbei die deutsche Sprache zu lernen. Die älteren Kinder sprachen häufig eher Kölsch statt Hochdeutsch. Bei entsprechender pädagogischer Haltung und Aufklärung akzeptierten auch die wildsten Jungen die weiblichen Lehrkräfte als Respektspersonen.

Über dreissig Jahre später in Berlin funktionierte das nicht mehr. Statt mehr Integration war das Gegenteil eingetreten. Mir wollte das nicht so recht einleuchten, denn schliesslich lebten die türkisch- und mittlerweile auch arabischstämmigen Familien seit über einer Generation hier. So begann ich, mich mit ihrer Kultur näher zu beschäftigen. Das war sehr hilfreich, vor allem auch bei Elterngesprächen. Wenn die Familien merkten, dass man ein wenig Ahnung von ihrem Glauben, ihren Gebräuchen und Schicksalen hatte, fassten sie oft Vertrauen. Dieses Vertrauen übertrug sich auf die Kinder, auch auf die Jungen, und so nahmen sie meine Unterrichtsangebote bereitwillig an. Wenn sich Menschen mit einer fremden Kultur bei uns integrieren sollen, müssen wir ihnen aber auch zeigen, dass wir zu unserer eigenen Kultur stehen.

In Berlin habe ich Lehrer erlebt, die es ablehnten, im ersten Schuljahr die Weihnachtsgeschichte zu behandeln – aus Rücksicht auf die muslimischen Kinder. Ich empfand das als kulturelle Kapitulation. In einem Krippenspiel in meinem damaligen ersten Schuljahr wurde Josef von einem muslimischen Jungen gespielt. Keiner beschwerte sich. Im Lied «Weisst du wie viel Sternlein stehen» wurde selbstverständlich «Gott» gesungen und nicht etwa «Allah», wie meine – deutschen (!) – Kinder anregten. Nach meinen Erfahrungen wird ein selbstbewusstes Eintreten für die eigene Kultur in aller Regel akzeptiert und respektiert. Wenn wir allerdings den Eindruck erwecken, wir liessen uns auf der Nase herumtanzen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn man es tut.

Ein Trend in der Bildung lautet, dass nicht mehr von Wissenserwerb und Bildungsin-

halten die Rede ist, sondern von Kompetenzen, vor allem von Kompetenzorientierung. Das kommt mir so vor wie Stricken ohne Wolle, also nur wie Klappern mit den Nadeln, aber es entsteht kein Werkstück. Der Begriff «Kompetenzorientierung» entstand, als man für den Pisa-Test ein diagnostisches Messinstrument suchte, das kulturunabhängig war. Vorher gab es den Begriff in der Pädagogik nicht. Mit dieser abgehobenen floskelhaften Sprache lässt sich trefflich das kontinuierlich sinkende Lernniveau in allen Fächern und in allen Schulformen verschleiern. Es passt ins Bild, in wichtigtuerischer, pseudowissenschaftlicher Sprache abgehobene Theorien über Unterricht und Bildung zu verfassen, statt praktikable, konkrete Lehrpläne zu erstellen, dann aber zu Hunderten «Quereinsteiger» ohne Fachwissen einzustellen und heruntergekommene Schulen mit groben baulichen Mängeln anzubieten.

Die heutige falsche Tendenz ist stets die gleiche: Es geht darum, das harte, analytische Wissen herauszunehmen und nur noch die Zuckerwatte zu behalten. Das Wissen wird entkernt, das heisst, Physik wird möglichst ohne Mathematik gelehrt und Geschichte ohne Jahreszahlen. Tatsächlich ist dies kein Programm zu mehr Chancengleichheit in der Bildung, sondern, überspitzt ausgedrückt, ein Programm zur egalitären Volksverdummung: Die Ansprüche werden so lange heruntergeschraubt, bis alle es schaffen.

Ursula Sarrazin ist pensionierte Grundschullehrerin und Autorin. Die Verbreitung ihres Buches «Hexenjagd», in dem sie das deutsche Bildungswesen scharf kritisiert, wurde 2015 per Gerichtsentscheid verboten, da es die Persönlichkeitsrechte einer Schülerin verletzte.



Respektspersonen: Schulklasse in Bayern, 1952.

## Fernseh-Kritik

# Auf Stelzen

Deville: Die Alten sind zu Gast beim Jungen.



Wer ist «wir»? Deville, Giacobbo, Müller (v.l.).

Bei manchen dauert die Sommerpause von März bis Oktober. Am letzten Freitagabend war es auf SRF so weit: «Dominic Deville und seine Late-Night-Show sind wieder zurück». Man kann nicht gerade behaupten, dass die Macher ihre Kreativpause ausgiebig genutzt hätten. Die Sendung beginnt mit einem müden Witzchen über Trump – da mag sich der urban veranlagte Zuschauer freuen, aber als Startschuss für eine Late-Night-Show ist das alles viel zu zahm und absehbar.

Als Nächstes nimmt sich Deville die Firma Dubler vor, und schlägt sich gleich auf die Seite der Sprachgouvernanten, die dem Unternehmen Rassismus vorwerfen, weil es an der Bezeichnung «Mohrenkopf» festhält. Die Kunden dankten diese Standhaftigkeit mit einem satten Umsatzplus, «was wir bedenklich finden», so Deville. Wer ist «wir»? Wir Bedenkenträgersatiriker vom Leutschenbach nach sechs Monaten Sommerpause?

Der Mann, in seinem früheren Leben Kindergärtner und Punk-Musiker, ist so etwas wie der inoffizielle Nachfolger von «Giacobbo/ Müller», wobei er so verhaspelt moderiert, als müsste er gleichzeitig auf Stelzen laufen. Passenderweise sind beim Neuen die Alten zu Gast. Viktor Giacobbo und Mike Müller bringen endlich etwas Anarchie in die brave Runde. Siespielen mit wie zwei geduldige alte Löwenmännchen, die wissen, dass ein gezielter Prankenhieb dem übermütigen Nachwuchs das Genick brechen würde. Giacobbo macht es maliziöser, mehrmals muntert er den sich abstrampelnden Deville auf mit dem Satz: «Ihr Jungen macht das gut.» So geht Satire. Peter Keller

Deville: Freitag, 6. Oktober, 23.40 Uhr, SRF 1.



Thiel

## Verhagelt

Von Andreas Thiel

**Opa:** Wenn ich mich recht erinnere, begann es damit, dass es in einem Jahr mit heftigen Hagelstürmen auf der ganzen Welt zu Ernteaussfällen kam. Unter dem Eindruck dieser weltweiten Katastrophe liess sich die schweizerische Hagelversicherung zu einer einmaligen Geste hinreissen. Im Namen der internationalen Solidarität entschädigte sie Bauern in der ganzen Welt für ihre Hagelschäden.

**Enkelin:** Das ist grossartig!

**Opa:** Na ja, die schweizerische Hagelversicherung schrieb dann überraschend unheimliche Verluste. Die Prämien der Schweizer Bauern mussten verdreifacht werden, worauf alle Bauern ihre Police kündigten. Um den Konkurs abzuwenden, wurde die Hagelversicherung verstaatlicht. Alle Schweizer wurden zwangsversichert.

**Enkelin:** Und dann funktionierte die Hagelversicherung wieder?

**Opa:** Wo denkst du hin? Die Verluste der internationalen Solidarität konnten nur aufgefangen werden, indem die schweizerische Hagelversicherung an die Hagelversicherung der EU verkauft wurde. Aber die war selbst defizitär. Man schuf ein globales Projekt: eine universelle Hagelversicherung für alle.

**Enkelin:** Das klingt gut.

**Opa:** Nein. Die korrupten Länder lebten von fiktiven Hagelschäden, welche ihre staatlichen Versicherungsagenten bei der internationalen Hagelversicherungsagentur geltend machten.

**Enkelin:** Schickte man keine Versicherungsdetektive?

**Opa:** Darauf hatte man verzichtet, weil dies als Rassismus hätte ausgelegt werden können.

**Enkelin:** Wie ging es weiter?

**Opa:** Na ja, irgendwann schickten die reichen Länder dann doch Versicherungsdetektive, die herausfanden, dass die meisten Hagelschäden aus Gegenden gemeldet worden waren, in welchen es nie gehagelt hatte. Man schickte Uno-Truppen, es gab Volksaufstände, Bürgerkriege, und den Rest kennst du.

**Enkelin:** Der Dritte Weltkrieg brach aus.

**Opa:** Genau so hat es angefangen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Sternwarte und Stars

Herbst-Apéro mit Aussicht; «O'zapft is» im «Bauschänzli»; Polanski am Zurich Film Festival; eine Kinopremiere und ein Wiedersehen. Von Hildegard Schwaninger

**M**ittags Alkohol zu trinken, ist eigentlich mein Tabu. Es gibt Ausnahmen. Zum Beispiel, wenn die Familie Candrian zum Lunch ins «Jules Verne» lädt, die Panoramabar unter der Sternwarte, oberhalb der «Brasserie Lipp». Tina Candrian begrüsst die Gäste, die gleich von der spektakulären Aussicht überwältigt waren. Da standen die beiden Staranwälte Peter Nobel und Herbert Pfortmüller schon mit einem Glas Champagner an der Bar und liessen sich die Austern schmecken. Das Essensangebot war herrlich – nur vom Besten; es gab nichts Spezielles zu feiern, ausser dass Zürich im Herbst so schön ist. Draussen sitzen kann man im «Jules Verne» nicht, aber die Aussicht unter der Sternwarte ist grandios und die Bar gemütlich und schön. Martin Candrian und Reto Candrian stiessen etwas später zur Lunchgesellschaft, unter der auch ein paar prominente Gesichter waren: «Amt für Ideen»-CEO Christian Jott Jenny, Mode-Ikone Christa de Carrouge, die Malerinnen Silva Preiss und Marietta Gianella-Berry, Gastronom Nico Maeder.

**A**m nächsten Mittag: «O'zapft is» im «Bauschänzli», wo Wirtin Stéphanie Portmann einlud und Stadtrat Andres Türlener den Anstich machte. Im Zelt sah man weniger die bildhübschen Dirndlträgerinnen, die auf Instagram fürs Oktoberfest werben, als graue Männer aus der Zürcher Beamtenschaft und Wirtschaftswelt. Ein paar hatten sich in Trachtenkluft gestürzt, so Gastro-Allrounder Otto Gisiger (der

sogar Hut trug). Pfarrer Andrea Bianca kam in Lederhosen, seine Partnerin Katharina Hoby im rosa Dirndl, ihr Ex Jean-Pierre Hoby sass mit ihnen am Tisch. Die «Wiesn», wie die Münchner ihr grösstes Volksfest nennen, verbindet alle. Hausi Leutenegger war da, im hautengen schwarzen Renndress, einmal nicht im Mittelpunkt, an einem reinen Männertisch. Man sah Gemeinderat Mauro Tuena und Nationalrat Bruno Walliser. Manuela Leonhard, die stets bestens gelaunte Assistentin der Stadtpräsidentin, war die Erste, die auf der Bank tanzte, «Platzhirsch»-Wirtin Sigi Gübeli führte – stilecht mit Zopffrisur – die Polonaise an.

**D**as 13. Zurich Film Festival (ZFF) ging glanzvoll zu Ende. Es waren viele Stars da, von denen man noch nie etwas gehört hat. Glenn Close, die wohl noch nie in ihrem Leben ein so grosser Star war wie in Zürich, zeigte Allüren. Für die Pressekonferenz im «Baur au Lac» liess sie die Medienleute zwei Stunden warten. Daumen runter! Daumen runter auch für die schlechte Idee der Veranstalter, Roman Polanski einzuladen. Er musste (Sonntagabend angekommen, Montag grüner Teppich) Zürich am Dienstagmorgen fluchtartig verlassen, weil wieder eine Klage gegen ihn läuft. Ein Jungmädchenbegräber sollte nicht Ehrengast sein. (Wer jetzt auf Verjährung plädiert, soll sich vorstellen, er habe eine Tochter.) Gut, dass der Film, der am meisten Preise bekam («Blue My Mind» von Lisa Brühlmann), ausgerechnet die Verletzlichkeit und das



Fast verliebt

## Unfall-Babys

Von Claudia Schumacher

**A**ls unzeitgemässer Mensch hat man ja ganz besondere Freude an der Bestätigung. Bei mir kam sie neulich in Form einer Ablehnung. Dazu muss man wissen: Ich bin

einstweilen Nonne. Sex und Liebe sind für mich untrennbar verbunden. Ich weiss, das ist lächerlich und im Zeitalter der heiligen Promiskuität auch nicht o.k., mea culpa, aber ändern lässt es sich eben auch nicht. So bleibt mein Bett von haarigen Händen wohl unberührt bis zum nächsten Mann, bei dem auch oberhalb der Gürtellinie etwas pocht. Allerdings war ich neulich versucht, mein Ora-et-labora-Dasein zu unterbrechen, zumindest für die Dauer eines Kusses.

Auf dem Oktoberfest – halt auch kein ausgewiesener Ort für Nonnen – lernte ich einen Mann kennen, der gross war, viele Haare und einen Bart trug. Verstehen Sie meine Versuchung: So stellen wir Nonnen uns Jesus vor. Obendrein war er ein entschiedener Kerl, der Bier und Schokoladenfrüchte spendierte, bis mich seine Wildheit so weit ansteckte, dass ich mit ihm in eine Achterbahn stieg. Zum ersten Mal in meinem Leben!



Stadtrat Türler, Nationalrat Walliser.



Daumen hoch: Marion Matter (l.).



Voller Saal: Rapp, Stuehn.

Schutzbedürfnis junger Mädchen zum Thema hat. Im Zusammenhang mit der unseligen Causa Polanski eine bittere Pointe.

**D**aumen hoch für Marion Matter, die Frau von Nationalrat Thomas Matter. Sie war Hauptprotagonistin in einem Dok-Film, der am ZFF gezeigt wurde, über El Refugio, ein Kinderheim für Strassenkinder in Honduras, das ihre Schwiegermutter Regula Matter 1993 gegründet hatte. Die Eltern von Thomas Matter kamen zur Uraufführung (der Vater hatte eine hohe Position bei Roche). Der Film soll beispielgebend wirken für Menschen, die sich engagieren wollen – auch für die Ärmsten der Welt. Honduras (Hauptproblem: Alkohol und sexuelle Gewalt) ist ein Herzensanliegen der Familie Matter, das Kino «Corso» war voll, viele SVP-Politiker und Sympathisanten waren da (darunter der Historiker und Ex-Nationalrat Christoph Mörgeli, der am nächsten Tag mit Freundin Andrea nach Borneo flog).

**D**aumen hoch auch für Memoriav-Direktor Christoph Stuehn, der sich für die Erhaltung des audiovisuellen Schweizer Kulturguts einsetzt. Er lud zum Film «Das Menschlein Matthias» aus dem Jahr 1941, der sich mit der Problematik unehelicher, ausgestossener Kinder befasst. An der Premiere war Röbi Rapp anwesend, der als Zehnjähriger damals die Titelrolle gespielt hatte (zur Rolle war er gekommen weil seine Mutter als Garderobiere am Schauspielhaus arbeitete). Rapp ist einziger noch Lebender der Filmcrew. Das Kino «Arena» Sihlcity war voll, der anschliessende Cocktaillanlass auch voll besetzt, man sah Nationalrätin Jacqueline Badran.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Und jetzt stellen Sie sich die Gefühle vor, die eine Nonne übermannen, wenn sie erstmals Achterbahn fährt: Freudentaumel, Weltumarmung – und die damit einhergehende Sündenbereitschaft. Also schob ich, zurück auf dem Boden, schüchtern meine Hand in seine und dachte: «Was soll's!» Küsst er dich, lässt du es vielleicht sogar zu. Womöglich führt das irgendwohin. Man weiss das nie. Als ich mich in dieser Weise für ihn öffnete, spürte ich aber zeitgleich eine Veränderung der Atmosphäre. Ich schaute ihm in die Augen und erkannte Wehmut darin.

«Wie kommt es, dass eine Frau wie du nicht in festen Händen ist?», fragte er. Ich wusste, das ist eine Überleitung. So sagte er dann auch: «Ich habe eine Tochter daheim. Meine Freundin ist bei ihr.» Da ich mich nicht als einen Menschen sehe, der Familien irritiert, sprach ich ihm Mut für die Ablehnung meiner Person zu: «Gratuliere! Das ist ja wunderbar!»

In der Folge durfte ich für den Rest der Nacht das betreiben, was Nonnen am besten können: Seelsorge. Denn das Baby, erzählte er, habe er nicht von einer Frau, die er liebt.

Es handelt sich um ein Unfall-Baby. Pardon, natürlich ist kein Mensch ein Unfall! Und kein Kind ist ungewollt, das muss ich gerade als Nonne betonen. Aber es gibt Kinder, die passieren zwischen Tür und Angel, werden gemacht von Menschen, die sich nicht lieben. Solche Kinder verändern das Leben ihrer Eltern so drastisch, wie es sonst fast nur ein Verkehrsunfall mit Autos kann. Als wir uns am Ende der Nacht verabschiedeten, in blosser Umarmung, war ich ganz glücklich. Weil ich mir treu geblieben war. Und weil meine Chance auf eine Unfall-Schwangerschaft dadurch noch kleiner ist als die 0,1 bis 0,9 Prozent Wahrscheinlichkeit mit Pille.



## Unten durch Beach Boys

Von Linus Reichlin

**N**ehmen wir mal an, du nimmst deine Pflicht als Staatsbürger wahr und füllst die Stimmzettel aus. Zettel Nummer 1: «Wollen Sie den Kredit für die Erneuerung der sanitären Anlagen im Schulhaus Bachenbühl annehmen?» Du könntest es dir jetzt leichtmachen und einfach mit Ja stimmen. Aber damit würdest du den Schülern des Bachenbühl einen schlechten Dienst erweisen. Zwar ist unbestritten, dass sie eine Toilette brauchen. Aber muss es denn immer die neuste sein? Du bist sicher, dass die alten Toiletten des Bachenbühl, verglichen zum Beispiel mit Schultoiletten in Russland oder Polen, tiptopp funktionieren und, verglichen mit denen in Mexiko, auch noch toll aussehen, obwohl da und dort eine Kachel fehlen oder ein Spülknopf wackeln mag. Es sind doch gerade diese kleinen Mängel, die den Schweizer Schülern ein realistisches Bild der Welt vermitteln.

Angenommen, ein Schüler kommt gerade aus dem Geschichtsunterricht, in dem der Zweite Weltkrieg durchgenommen wurde. Er kann die Strapazen, die die Menschen damals ertragen mussten, doch viel besser nachvollziehen, wenn die Schultoilette verstopft ist, als wenn sie mit viel Steuergeld zu einem Luxusresort mit beheizten Klobrillen umgebaut wurde. In einer renovationsbedürftigen Schultoilette lernen unsere Kinder in einem Tag mehr als in einem Jahr Unterricht! Es wäre also pädagogischer Unsinn, diesem Kredit zuzustimmen. Dick und fett schreibst du: «Nein». Zettel Nummer 2: «Stimmen Sie folgender Vorlage zu? Kantonale Volksinitiative «Schutz der Ehe.»» Dich stört, dass es eine Suggestivfrage ist. Schutz der Ehe – welcher Mensch mit Herz könnte dagegen sein? Die Formulierung stimuliert allzu eindeutig den Sentimentalitätsnerv der Stimmbürger; man sieht, wenn man «Schutz der Ehe» liest, sofort kleine Kätzchen vor sich oder Babys, denen ein Kampfhund das Gesicht ableckt. Der Stimmbürger soll denken: «O ja! Ich will sie schützen!» Er soll es sogar dann denken, wenn er selbst in einer Ehe lebt, die die Hölle ist. Man will ihn dazu bringen, sein eigenes emotionales Elend zu schützen, die kalten, lieblosen Nächte, das wortlose Nebeneinanderherleben am Tag. Deine

>>> Fortsetzung auf Seite 80

»» Fortsetzung von Seite 79

eigene Ehe ist zum Glück etwas weniger düster, du würdest sie sogar als erträglich bezeichnen. Aber gerade deshalb, aus der Position eines Privilegierten heraus, fühlst du dich für all jene verantwortlich, die sich abends von den paar Salznüsschen ernähren, die ihnen der Ehepartner beim Fernsehen übriglässt. So etwas verdient so wenig Schutz wie die Cholera. Du stimmst mit Nein und empfindest die direkte Demokratie als etwas total Befriedigendes: Man kann etwas tun gegen das Unrecht auf der Welt!

Hochmotiviert nimmst du dir Zettel Nummer 3 vor: «Wollen Sie die Änderung des Bundesgesetzes über Radio und Fernsehen annehmen?» Es ist schon erstaunlich, für wie dumm die Regierung die Leute hält! Der Bundesrat erwartet natürlich, dass du jetzt mit Nein stimmst, weil dir das Fernsehprogramm nicht passt und du dich dauernd darüber ärgerst, dass sie im Radio kaum noch Lieder der Beach Boys spielen, obwohl alles, was nach den Beach Boys kam, schlichtweg Scheissmusik war. Du hast keine Ahnung, worum es bei dem Bundesgesetz geht, aber da sie so verzweifelt wollen, dass du mit Nein stimmst, ist es sicher ein gutes Gesetz, und deshalb stimmst du mit Ja. Zettel Nummer 4: «Wollen Sie den Bundesbeschluss zur Veränderung der Fütterungszeiten in Raubtiergehegen annehmen?» Nach langem Überlegen stellst du irritiert fest, dass du dazu überhaupt keine Meinung hast. Es ist dir völlig egal, wann und ob sie überhaupt die Raubtiere füttern. Aber Stimmenthaltung ist überhaupt nicht dein Fall, das kommt dir vor wie Coitus interruptus. Wenn du abstimmt, willst du stimmen und nicht aufhören zu stimmen, obwohl du noch nicht zu Ende gestimmt hast. Also gibst du bei Google den Suchbegriff «Beach Boys opinion on tiger and lions» ein.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Ein grosser Zweitwein

Von Peter Rüedi

Mit Zweitweinen berühmter Châteaux in Bordeaux ist es so eine Sache. Oft profitieren sie vom Image der berühmten Mutterketten, ohne dass sie in der Qualität die Versprechen ihres Preises einlösen könnten. Einige, unkte einst Bordeaux-Kenner René Gabriel, entstünden nicht durch Deklassament mit dem Zweck, die Qualität des Erstweins zu steigern, sondern einfach, um eine Überproduktion zu verschleiern. Andere, etwa der Zweitwein Les Forts de Latour von Château Latour, haben sich zu eigenständigen Grössen entwickelt, allerdings weit jenseits der Begehrlichkeiten der Schnäppchen-Kundschaft: Arvi bietet den 2011er Les Forts für schlichte Fr. 183.60 pro Flasche an. Der Zweitwein des Château Cos d'Estournel, wegen der bizarr orientalisierenden Architektur des Hauses «Les Pagodes de Cos» genannt, gehört qualitativ, wenn auch nicht preislich, in die gleiche Kategorie. Bei Gazzar findet man die Flasche aus dem Superjahr 2009 für Fr. 69.12. Sie ist ihren Preis wert, ist ein eigenständiger Blend aus 69 % Cabernet Sauvignon, 30 % Merlot und einer Prise Petit

Verdot, ein überaus grosszügiger Wein, vielleicht der beste Pagodes de Cos aller Zeiten: mit überwältigenden Aromen von Brombeeren und schwarzer Schokolade. Bordeaux-Puristen mag er zu üppig, zu barock erscheinen. Mich fasziniert die Balance, die tolle Frische, die ihn nie mastig erscheinen lässt, vielmehr klar konturiert zwischen toller Fruchtsüsse und präsenten, aber nie klirrenden Tanninen. Sehr austariert und gleichzeitig sehr dicht.

Der «grosse» Cos d'Estournel 2009 wurde da und dort mit der Maximalnote 100/100 respektive 20/20 ausgezeichnet, unter anderem vom Trendsetter Robert Parker. Entsprechend liegt heute in der Schweiz das günstigste Angebot bei Fr. 334.80. Der zu einem Fünftel des Preises erhältliche Zweitwein ist davon qualitativ nicht weit entfernt. Übrigens: Mit den Orientalismen und Chinoiserien in der Architektur von Cos, belehrt uns Wikipedia, hat es nicht nur eine modisch-dekorative Bewandnis. Louis-Gaspar Estournel, der das Gut neben Château Lafite im 19. Jahrhundert gründete, handelte auch mit Pferden aus Arabien und Indien, manchmal im Austausch gegen Wein. Eines Tages stellte er fest, dass ihm aus Indien zurückgekehrte Restanzen besser schmeckten als Weine, die auf dem Château verblieben waren. So begann er, alle seine Weine vor dem Verkauf auf Schiffsreise zu schicken. Mit dieser Logistik und der extravaganten Bauerei hat er sich am Ende übernommen, musste 1852 Cos verkaufen und starb ein Jahr darauf als armer Mann. Dass der Wein in der berühmten Klassierung von 1855 als «Deuxième Grand Cru» klassiert wurde, hat er nicht mehr erlebt. Der heutige Besitzer, der Wahlschweizer Michel Reybier, handelt mit vielem, aber, soweit bekannt, nicht mit Rennpferden.

Les Pagodes de Cos Saint Estèphe 2009, 14,5 %.  
Gazzar, Pully. Fr. 69.12. [www.gazzar.ch](http://www.gazzar.ch)

DIE WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.-







Auto

## Der Herausforderer

Mit dem Stinger bringt Kia eine sportliche Limousine, die Leistung in einem angenehmen Verhältnis zum Preis bietet. *Von David Schnapp*

Gezeichnet in Frankfurt, feingeschliffen auf dem Nürburgring», so preist Kia seinen neuen Gran Turismo mit dem sinnvollen Namen Stinger (Stachel) an. Die viertürige Limousine mit der eleganten, coupéartigen Dachlinie fordert die Konkurrenz aus Deutschland auf deren eigenem Terrain heraus. Sportliche Limousinen sind mit wenigen Ausnahmen wie Infiniti bisher das Gebiet von Audi, BMW, Mercedes oder Porsche, bei denen hoch-

entwickelte Technik und lange Optionenlisten allerdings auch sportliche Preise haben.

### Wie Messi, Ronaldo oder Ibrahimovic

In der Schweiz gibt es den Stinger mit dem 3.3-Liter-Bi-Turbo-Benzinmotor, Allradantrieb, Automatikgetriebe (8 Stufen) und 370 PS für 57 950 Franken. Die einzige Option ist die Metallic- oder Perl-Lackierung für 890 Franken. Der Rest ist inbegriffen, von der feinen Harman-Kardon-Soundanlage über die automatische Heckklappe bis zu allen möglichen Assistenzsystemen und sieben Jahre oder 150 000 Kilometer Garantieleistung. Zum Vergleich: Ein BMW 4er Gran Coupé vom Typ 440i xDrive (326 PS) kostet mindestens 72 600 Franken, der vergleichbare Audi S5 Sportback mit 354 PS hat einen Basispreis von 79 980 Franken.

Optische Erscheinung: Der Stinger strahlt zeitlose Eleganz auf, der Innenraum ist auf hohem Niveau materialisiert und verarbeitet, das können auch die meisten deutschen Premiumhersteller nicht besser. Die Formensprache ent-

spricht eher europäischen Sehgewohnheiten als asiatischer Formenkultur, im Cockpit wirken manche Elemente angenehm vertraut.

Um zu beweisen, dass man im automobilen Hochgeschwindigkeitsgeschäft etwas zu bieten hat, lud Kia letzte Woche Journalisten nach Mallorca ein und liess sie zunächst auf einem Rundkurs ein paar Kilometer rasen. Nicht dass man mit einer viertürigen Limousine vor allem Rennen fahren möchte, aber in scharfen Kurven und schnellen Geraden, die mit harten Bremsengriffen beendet werden, erweist sich der schnellste Serien-Kia immerhin als gut ausbalancierter Dynamiker.

Später, auf zivilen Landstrassen, bestätigt sich, dass der erste Eindruck nicht getäuscht hat. Der Stinger wirkt in allen Aspekten, die für ein entspanntes, zügiges und angenehmes Reisen notwendig sind, überzeugend. Die nicht ganz fünf Meter lange Limousine hat ein ausgezeichnetes Fahrwerk, bei dem die Balance zwischen Sportlichkeit und Komfort stimmt, und die Platzverhältnisse sind ebenso gut wie beispielsweise die Geräuschkämmung.

Fazit: Für Kia ist der Stinger ein besonderes Auto. Das erste seiner Art, ein sogenannter Image-Träger, wie es Messi, Ronaldo oder Ibrahimovic für ihre Fussballklubs sind. Aber der Kia wird auch für seine zukünftigen Besitzer ein besonderes Auto sein: eine Überraschung für sich selbst – und für andere.

### Kia Stinger GT 3.3 T-GDi

Leistung: 370 PS/272 kW  
Hubraum: 3342 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h  
Preis: Fr. 57 950.–



## Trends

# Alles spricht nur von den Beilagen

Laut Statistik essen nur 0,3 Prozent der Schweizer vegan, aber in den Medien ist Grünzeug ein Megahype.

Gehen Sie nie mit einem Teenager, der in der Welt der Social Media lebt, ins Restaurant essen: Blogger leben von Fruchtsäften, Müesli und Gemüse. Sie schwärmen in den höchsten Tönen von immer neuem Powerfood und lassen unterschwellig anklingen, dass jeder, der Falsches isst, des Todes ist. Gehen Sie mit Teenagern lieber in die Confiiserie – da können sie der süssen Auslage nicht widerstehen.

Frauenmagazine überquellen gewissermassen von Rezepten für Bulgur, Quinoa, Chia-Samen, Süsskartoffeln und tausendundeiner Beere. Health-Food ist die Droge der Zeit, und Granatapfelsaft, Goji-Beeren- oder Cranberry-Saft tropfen aus allen Seiten der Magazine. Der Tag beginnt schon mit Entgiftungswasser, Matcha-Pulver-Tee oder Grünkohl-Smoothie. Ja, sogar Rosenkohl, den sie als Kinder ausgespien haben, verzehren sie im jungen Erwachsenenalter mit gläubiger Inbrunst.

### Beilagen im Zentrum

Der Aufregung um die richtige Ernährung liegen zwei – zusammenhängende – Wahrnehmungen zugrunde. Zum einen ist die ungebremste Bevölkerungsexplosion ein Menektek: Die Welt kann die Menschheit bald einmal nicht mehr ernähren – schon gar nicht mit Fleisch. Zum anderen ist das Schlachten von Tieren für die überkorrekten Menschen unserer Zeit ethisch fragwürdig. Also versucht man, schon bevor wir dazu gezwungen sind, freiwillig aufs Fleisch zu verzichten – und man fühlt sich erst noch moralisch gut und den Karnivoren überlegen.

Gemäss Statistik essen 97 Prozent der Schweizer Fleisch. Der Fleischkonsum stagniert auf hohem Niveau – weil der Einkauf in den Grenzgebieten der Nachbarländer nicht in der Statistik erscheint. Die Schweizer essen viel Schweizer Fleisch, aber alles spricht nur von den Beilagen. Frische Gemüse sind eine wunderbare Sache, wenn man sie adäquat zubereiten versteht. Tatsächlich sind die Köche gut beraten, dem Umgang mit dem Grün einen hohen Stellenwert beizumessen. Das muss aber nicht heissen, dass auf jedem Stück Fisch oder Fleisch immer noch ein grüner Tupfer aus Rucola, *sprouts* oder Salat liegen muss – gewissermassen als Tarnung, damit man am Nachbartisch das grosse Stück Fleisch darunter nicht sieht. (*hon*)



*Gemüse und Respekt:* Franck Giovannini, «L’Hôtel de Ville», Crissier.

## Gastronomie

# Goldene Regeln

Soeben sind die neuen Beizenführer herausgekommen. In diesem Jahr lag der «Gault Millau» vorn, die Schweiz-Ausgabe des «Guide Michelin» wurde eine Woche später veröffentlicht. Wer gewinnt? Wer verliert? *Von Andreas Honegger*

Man mag von Restaurantführern halten, was man will, eines ist ganz klar: In ihnen steckt ein ganz gehöriges Stück Arbeit. Jedes Jahr Hunderte von Restaurants zu testen, benötigt einen grossen Aufwand an Zeit und Geld. Um die Auszeichnungen fair verteilen zu können, müssen die Tester über einigermaßen übereinstimmende Beurteilungskriterien verfügen, ihre Gaumen müssen möglichst einheitlich geeicht sein. Zudem profitiert der Benutzer nur schon vom gewaltigen Bürokratismus: Alle Fakten wie Telefonnummern und Öffnungszeiten werden auf den neuesten Stand gebracht.

### Rennen im Zeitlupentempo

Hinzu kommt dann natürlich der Zirkus: Die einen verlieren Punkte oder Sterne, die andern gewinnen dazu, oder sie können sich trotz neuem Chef in der Küche halten. Hier geht es um Emotionen, aber auch ums grosse Geld. Das ist die Show, das Rennen, das zu reden gibt und alljährlich den Scheinwerfer der öffentlichen Aufmerksamkeit auf die Spitzenrestaurants lenkt. Ein erstaunliches Phänomen angesichts der Tatsache, dass es ein Rennen im Zeitlupentempo ist. An der Spitze tut sich oft jahrelang nichts – oder nur sehr wenig. In den hinteren Rängen sind wuselnde Bewegungen

nach oben und unten zu verfolgen – aber wer, ausser den betroffenen Köchen, interessiert sich schon für die hinteren Ränge, für die regionale Liga? Die Spitzenränge beim «Gault Millau» haben sich, seit das Restaurant «Cheval Blanc» im Hotel «Les Trois Rois» in Basel auf 19 Punkte vorgestossen ist, nicht mehr verändert, sieht man vom freiwilligen und ehrenvollen Rückzug von André Jaeger aus Schaffhausens «Fischerzunft» ab. Neben dem erwähnten «Cheval Blanc» in Basel gehören das «Restaurant de l’Hôtel de Ville» in Crissier und Caminadas «Schloss Schauenstein» zur Spitzengruppe, die alle drei auch von «Michelin» mit drei Sternen ausgezeichnet sind. Caminada kommt mit seinen «Igniv»-Restaurants in St. Moritz und in Bad Ragaz, die beide mit einem Stern ausgezeichnet wurden, insgesamt auf fünf Sterne in der Ostschweiz. Beim «Gault Millau» ist die Spitzengruppe aber noch um drei Namen erweitert, um die «Domaine de Châteauevieux» in Satigny, das Hotel «Terminus» in Siders und die «Ermitage» in Vufflens-le-Château.

«Gault Millau Schweiz»-Chefredaktor Urs Heller, der sein Amt als Direktor dieses Zirkus mit Bravour und Eloquenz ausübt, lässt sich für sein Editorial in jedem neuen Führer etwas

einfallen, um der immer gleichen Spitzen-gruppe etwas Leben und Farbe einzuhauchen. In diesem Jahr ist Franck Giovannini aus dem «Hôtel de Ville» in Crissier Koch des Jahres, und zwar weil er die Küche seiner berühmten Vorgänger nicht nur verwaltet, sondern weiterentwickelt und weil er nach dem Tod von Benoît Violier eine schwierige Situation respektvoll gemeistert hat. Zudem freut sich der Chef des «Guide», dass der Chef de Cuisine dem Trend zum Regionalen und zum Gemüse seine Reverenz erweist, indem zwei von sieben Gängen des Menüs reine Gemüsegänge sind.

### 16 neue Sterne

In der Kategorie mit 17 Punkten hat sich nicht viel geändert, einzig zwei Restaurants konnten sich von der weit grösseren Masse der 16-Punkte-Lokale abheben und sind aufgestiegen. Es sind das die «Hostellerie du Pas de l'Ours» in Crans-Montana und das «7132 Silver» in Vals. Andere sind abgestiegen oder überhaupt ausgefallen – wie das «Focus» im «Park Hotel Vitznau», dessen gefeierter Chef Nenad Mlinarevic eine neue Herausforderung höher bewertet als seine bisherigen zwei Sterne. «Michelin» hat eine neue Signatur eingeführt, den «Teller». Den bekommen Restaurants ohne Sterne, die aber doch empfehlenswert sind. 16 neue Sterne sind über unserem Land niedergegangen. Die Schweiz hat mit 118 Adressen mehr denn je die höchste Sterne-Dichte pro Einwohner in Europa. In den letzten zehn Jahren stieg die Zahl der mit Sternen ausgezeichneten Restaurants um 40 Prozent!

Der «Gault Millau» betreibt nun auch noch einen Channel, in Zusammenarbeit mit «seinen» Spitzenköchen. Hier kann man lernen zu kochen wie die «Starchefs». Aushängeschild ist der charmante und telegene Andreas Caminada. Jede Woche liefert der Kultkoch ein Video-Rezept. Nach Hellers Ausführungen haben zum Beispiel schon 556 366 Personen Caminadas Rezept für «Blaukraut-Praline» angeklickt. Da stellen sich Fragen: Kann denn da der gleiche Restaurantführer seinen «Superstar» überhaupt noch je in der Hitparade der Punkte zurückstufen, ohne sich selbst schwer ins Knie zu schiessen? Kein Zirkusdirektor wird auf sein bestes Pferd im Stall verzichten wollen. Die andere Frage, die sich aufdrängt, ist die, ob sich Caminada und seine Kollegen wohl je frei fühlen könnten, die Zusammenarbeit mit dem «Gault Millau Channel» aufzukündigen, ohne um ihre Spitzenposition bangen zu müssen. Solange der Haussegen nicht schiefhängt über der Dufourstrasse und dem «Schloss Schauenstein», wird die enge Zusammenarbeit ja wohl gutgehen. Dass die Restaurantführer die Szene von nahem verfolgen, ist ihre Aufgabe, aber die goldene Regel für einen Gastro-Tester sollte immer noch der Vorrang der Distanz vor der Nähe bleiben.

## Lieblingsbeizen Hinreissender Grillgeschmack

Im Restaurant «Neue Forch» hat vor bald zehn Jahren die kulinarische Italianità Einzug gehalten. Das Niveau ist stetig gestiegen.

Das Restaurant liegt bei der gleichnamigen Forchbahnstation, aber es braucht einen grossen Parkplatz, der sich jeden Abend füllt – auch wir kommen mit dem Wagen. Im Zentrum des Lokals ist der Grill mit einer stets breiten, prächtigen Holzkohleglut, über der Fische, Meerestiere und Fleisch gegrillt werden. Das ist heutzutage selten, aber in der Zeit von *sous vide*, Niedertemperaturgaren



Was kulinarisch Spass: Neue Forch, Forch.

und konfieren ist es genial, wieder einmal ein prächtiges Stück Fleisch perfekt gegart vom Grill serviert zu bekommen: ein saftiges Rindsfilet, Lammkoteletts, ein anständiges Kalbskotelett oder ein aufgeschnittenes Rindsentrecôte (Tagliata). Die Crostacei alla griglia – Hummerschwanz, Bärenkrebse und Riesencrevetten – waren auf den Punkt gegart und kein bisschen bitter, wie das leider oft beim Grillieren passiert.

### Elefantenohren

Renato Zambelli und sein Team haben einfach erfasst, was uns kulinarisch Spass macht, und sie haben auch das richtige Angebot an Wein dazu. Die Küche ihrerseits fällt dabei gegenüber dem Grill nicht ab. Das fängt schon an bei den Ravioli mit Kalbshaxenfüllung, den Involtini di melanzane, dem hervorragenden Tunfischtatar auf Avocado, oder dem Oktopus-Carpaccio. Im Herbst ist die Zeit des Wildschweins. Die Papardelle mit Cinghiale-Ragout waren hinreissend, und auch ein paniertes Kalbskotelett – ein wahres «Elefantenoehr» – war ganz so, wie es die *milanesi* machen, begleitet nur von ein paar knackigen Datterini-Tomaten.

Man muss insgesamt mit 100 bis 140 Franken – je nach dem gewählten Wein – pro Person rechnen. Aber die haben wir schon für weit weniger Vergnügliches liegen lassen. (*hon*)

Restaurant Neue Forch, Alte Forchstrasse 65, 8127 Forch. Tel. 043 288 07 88. Sonntags geschlossen

### Die 50 besten Restaurants der Schweiz: Die Liste

	Michelin-Sterne/Gault-Millau-Punkte		Michelin-Sterne/Gault-Millau-Punkte
1. Restaurant de l'Hôtel de Ville, Crissier	*** 19	26. Schlüssel, Oberwil	* 18
2. Schloss Schauenstein, Fürstenuau	*** 19	27. Homann's Gourmetrestaurant, Samnaun-Ravaisch	** 18
3. Cheval Blanc im Grandhotel Les Trois Rois, Basel	*** 19	28. Lampart's, Hägendorf	** 17
4. Domaine de Châteaueux, Satigny	** 19	29. Le Pont de Brent, Brent	** 18
5. Ermitage des Ravet, Vufflens-le-Château	** 19	30. After Seven, Zermatt	** 17
6. The Restaurant im Dolder Grand, Zürich	** 18	31. Da Vittorio im Carlton, St. Moritz	* 18
7. Anne-Sophie Pic im Beau-Rivage Palace, Lausanne	** 18	32. Talvo by Dalsass, St. Moritz-Champfèr	* 18
8. La Table d'Edgar, Lausanne Palace Spa, Lausanne	* 18	33. Adelboden, Steinen	** 18
9. Didier de Courten im Terminus, Siders	** 19	34. Zum Wiesengrund, Uetikon am See	* 18
10. Taverne zum Schäfli, Wigoltingen	** 18	35. Fletschhorn, Saas-Fee	* 18
11. Le Cerf, Cossonay	** 18	36. Ecco, Ascona	** 17
12. Rico's, Küssnacht	** 18	37. Sonnenberg, Zürich	17
13. 7132 Silver, Vals	** 18	38. Zum Gupf, Rehetobel	* 17
14. Pavillon im Baur au Lac, Zürich	* 18	39. Principe Leopoldo, Lugano	17
15. Einstein Gourmet, St. Gallen	** 17	40. Schlüssel, Mels	* 17
16. Les Quatre Saisons, Basel	* 18	41. Ecco im Hotel Atlantis, Zürich	** 17
17. Lampart's, Hägendorf	** 18	42. Sihlhalde, Gattikon	* 16
18. Bayview, Genf	** 18	43. The Japanese Restaurant im Chedi, Andermatt	* 15
19. Le Chat-Botté, Genf	* 18	44. Locanda Barbarossa im Castello del Sole, Ascona	* 18
20. Nik Gygax Gasthof Löwen, Thörigen	18	45. Rigiblick, Zürich	* 15
21. Des Trois Tours, Bourguillon	* 18	46. Mesa, Zürich	* 15
22. Hostellerie du Pas-de-l'Ours, Crans-Montana	* 18	47. Gustav, Zürich	16
23. Chesery, Gstaad	* 18	48. Sein, Zürich	* 17
24. Restaurant Georges Wenger, Le Noirmont	** 18	49. Ecco, St. Moritz	** 16
25. Stucki, Basel	** 18	50. Löwen, Bubikon	* 15

Zusammenstellung: Andreas Honegger und David Schnapp

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Autofahrer an einem Fussgängerstreifen weiterfahren, wenn ein Velofahrer die Strasse überqueren will?

*Martin Keller, Rothrist*

Ja, aber... Gemäss Gesetz sind am Fussgängerstreifen nur Fussgänger und Benützer von fahrzeugähnlichen Geräten wie Rollschuhen, Skateboards oder Kickboards vortrittsberechtigt. Steigt ein Velofahrer beim Fussgängerstreifen ab und geht zu Fuss darüber, so hat er ebenfalls Vortritt. Velofahrer, die über den Fussgängerstreifen fahren wollen, haben keinen Vortritt und können verzeigt werden, wenn es zu einem Unfall kommt. Eine gerichtliche Beurteilung erfolgt durch die Untersuchungsbehörde. Fazit: Am besten fahren Sie, wenn Sie sich im Strassenverkehr defensiv und rücksichtsvoll verhalten.

*Marco Cortesi, Pressesprecher Stadtpolizei Zürich*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Unser Land ist politisch so stabil, weil das <dumme> Volk für die <gescheiten> Ideen weniger anfällig ist.» *Alexander von Wyttenbach*

### Mutiger Rundumschlag

Nr. 40 – «Die Dummheit der Gescheiten»; Roger Köppel über Intellektuelle

Die Erkenntnisse von Karl Poppers kritischem Rationalismus finden bei den Intellektuellen leider kaum ihren Niederschlag. Die Intellektuellen sind für Ideologien anfällig – der zum Scheitern verurteilte Versuch, mit wohlgemeinten, unkritischen Ideen das kollektive Unbewusste der Menschen in ihrem Sinn zu beeinflussen. Nur sind sie leider gelegentlich – den unbewussten Herdentrieb des Menschen ausnützend – in der Lage, mit ihren unheilvollen, «gescheiten» Ideen die Massen zu erobern. Unser Land ist nur dank der direkten Demokratie politisch so stabil, weil das mit gesundem Menschenverstand ausgestattete «dumme» Volk für die «gescheiten» Ideen der Intellektuellen weniger anfällig ist. *Alexander von Wyttenbach, Minusio*

Es wäre höchst interessant, zu wissen, ob der zeitgenössische Intellektuelle namens Roger Köppel noch zu Lebzeiten in der Lage wäre, sich von der Infallibilität seiner politisch-moralischen Vorstellungen zu lösen. Damit könnte er verhindern, dereinst im historischen Rückblick der Dummheit bezichtigt zu werden.

*Manuel Derron, Bern*

Ein mutiger Rundumschlag! Ich verneige mich vor dem Mut, sich mit der intellektuellen Elite unserer Welt so pointiert auseinanderzusetzen, um nicht zu sagen: anzulegen. Mutiges, freies und unabhängiges Denken, Beobachten und Beschreiben ist aber genau das, was dieses Organ immer wieder auszeichnet. *Arno Müller, Kappel*

### Keine exakte Wissenschaft

Nr. 40 – «Pfister gegen Halsabschneider»; Kolumne von Peter Bodenmann

Es musste einmal gesagt sein, dass die 80-Milliarden-Krake Gesundheitswesen unser Land davor bewahrt, in eine mittlere Rezession abzugleiten. Und natürlich muss die Krake trotzdem in die Schranken gewiesen werden. Aber wie? Zuerst dachte ich, Bodenmanns Rezepte seien als Jux gedacht. Dann merkte ich, dass es ihm ernst ist, und rieb mir die Augen: Die Einheitskasse ist okay, und mit den vierzig Akutspitälern sollten wir leben können. Aber eine flächendeckende Qualitätskontrolle? Der Aufwand wäre mindestens ebenso gross wie der für die Erbringung der medizinischen Leistungen. Die Medizin ist erstens in permanenter Entwicklung begriffen, so dass die Regulatoren mit ihren Kriterien nicht nachkommen, und zweitens ist sie keine exakte Wissenschaft. Vieles kann

man so oder anders oder noch mal anders machen. So wünschbar eine flächendeckende Qualitätskontrolle im Gesundheitswesen wäre – sie ist nicht realisierbar. Wir müssen uns auf Stichproben beschränken und Fälle, zu denen Klagen eingehen, aufmerksam studieren, und vor allem müssen wir, wenn Fehler entdeckt werden, sofort reagieren und nicht jahrelange Gerichtsprozesse abwarten, bis dem Täter das Handwerk gelegt wird. Und wir müssen Anstrengungen unternehmen, den Ärzten und Krankenschwestern während ihrer Ausbildung die Qualitätsstandards einzuhämmern. *Peter E. Bleuler, Rüti*

### Zündender Beginn

Nr. 40 – «Weniger ist mehr»; Auto-Kolumne von David Schnapp

Vielleicht ist es peinlich, aber in der *Weltwoche* blättere ich jeweils gezielt als Erstes zur Auto-Seite. Es liegt ja nicht daran, dass die anderen Berichte nicht gleichermassen Aufmerksamkeit verdienen würden, aber trotzdem komme ich nicht umhin festzustellen: Die Beschreibungen der Testfahrten ziehen mich in ihren Bann. Dazu müssen Sie wissen, dass unsereiner in der Automobilwelt eigentlich ziemlich unkundig ist. So beschränkt sich meine Beurteilung eines Autos ganz profan und ohne viel Sachverstand auf rein optische Präferenzen: Form, Farbe, Ausstattung et cetera. Erwartungsvoll gespannt, freue ich mich also auf den Donnerstag, der unterhaltsamer und – im wahrsten Sinne des Wortes – zündender nicht beginnen könnte. *Catherine Franz, Romanshorn*

### Karriere und Vernichtung

Nr. 40 – «Sind Tiere die besseren Menschen?»; Rico Bandle zum Fall Jonas Fricker

Die Motive der Meuchler in der eigenen Partei scheinen mir am Schluss einer hervorragenden Analyse der «Causa Fricker» doch eher etwas fantasielos dargestellt oder schöngeschrieben. Nach der wohl durchaus verpönten Meinung des geneigten Lesers dürfte Frau Regula Rytz nach dem lauten Aufschrei von Rino Büchel (SVP) den Braten gerochen haben – was dann ihrer Frauenquotenmanie Auftrieb geben sollte. Das Spiel mit Karriere und Vernichtung ist für Rytz aufgegangen: endlich eine Frau auf dem von Männern viele Male in Folge besetzten Stuhl. *Hans Christian Müller, Zürich*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14		15		16			
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27						28		
	29			30			31			32			
33				34	35					36		37	38
39							40						
				41								42	
43									44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Individueller bis kollektiver Verfall  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 So die Armen, Gottes Erbarmen inbegriffen. 7 Die unbewiesene These wird oft auch zur handfesten Forderung. 10 Er und die Psyche, doch ohne psychologische Betreuung. 13 Der aus Borsalino, aber nicht Jean-Paul. 14 Eine Bekannte aus der Gattung der Zitruspflanzen. 17 Amerikanern bekannte pekuniäre Untereinheit. 18 Er zeichnet sich durch Einsatz und Energie aus. 19 Die geschlossene Knospe, in Essig ein Genuss. 20 Auch plate mögen es viele Franzosen. 21 Eine minimale Katasternummer. 22 Fast ein Pleonasmus, diese kühle Tüte. 26 Cheb mag an unsere liebe Mutter erinnern, doch er spielt Raï-Musik. 27 Ein Etwas, das wirklich viel bedeuten kann. 28 Ein verstörender Wicht, und nicht von dieser Welt. 29 Für Spanier ein rätselhafter Mund. 31 Seglern bekannt: Sie ist immer mit der Änderung eines Kurses verbunden. 33 Die Luft in London, für uns ein spezieller Duft. 34 Er mit seiner typischen Epikanthus-Falte. 36 So voll ist es dann doch strapaziös. 39 Sie ist etwas für Kinder und Tiere. 40 Konservativismus ist so ziemlich das letzte, was er will. 41 Wenn das Alter seine Launen hat, kann es sich so äussern. 42 Eine halbe Minute, nicht mehr und nicht weniger. 43 Für Goethe war die (Heil-)Pflanze ein „ruhreiches Geschlecht“. 44 Sie entsprach in Spanien dem portugiesischen Escudo.

**Senkrecht** — 1 Auch ohne subversiven Hintergrund führt sie in den Untergrund. 2 Beschäftigung, die alles offen lässt. 3 Es war einmal: Hauptstadt im Königreich Israel. 4 Einnahmen und Ausgaben, und was daraus werden kann. 5 Kurz: Internationaler Standort für digitales Telekommunikationsnetz. 6 Wo der Kohl einst residierte und regierte. 7 Menschlich gesehen ist es ziemlich verkommen. 8 Wo der Skeleton-Sport seine Wurzeln hat. 9 Nicht unser Mond, sondern einer des Planeten Uranus. 10 Er arbeitet bei einem Musikstück nie auf gut Glück. 11 Was unsere schnurrenden Vierbeiner auch gerne tun. 12 In Polen die längenmässige Entsprechung der Reuss. 15 Kanton und Hauptort, war auch Dürrenmatts Wohnort. 16 Nicht immer, aber oft ist sie untergründig. 18 Die kleinen Flächen, von denen der Golfball wegfiegt. 21 Indischer Wanderasket mit dem Ideal einer einigen Menschheit. 23 Das gottgegebene Gesetz mit weltberühmtem Namen. 24 Ins Feuer gehört es nicht, eher in die Salatsauce. 25 Bei ihr spricht man von einer aktiven Dummheit. 30 Römisch-katholisches Titularbistum. 32 Was Amerikaner in indianischen Geheimzeichen sahen. 33 Klar zu sehen: Adoleszenz der unschönen Art. 35 Gewässer, hier gesehen von einem Amerikaner. 37 Ihr Geplätscher gefiel Jeremias Gotthelf. 38 Wenn Ernst kurz mal als Frau sich offenbart. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 537**

A	L	H	A	M	B	R	A	P	A	S	S
B	R	A	L	A	I	E	N	I	A	F	T
E	V	E	R	G	R	E	E	N	P	F	O
R	E	N	R	A	N	D	A	L	I	E	R
G	G	R	E	E	N	L	B	K	E	N	T
A	R	S	E	N	A	Z	E	T	A	T	N
B	U	T	T	A	L	A	N	E	I	P	O
M	I	I	N	E	N	R	F	E	I	O	
D	A	E	N	I	N	G	E	N	E	R	E
R	E	P	A	R	A	B	E	L	S	T	R
O	N	E	S			N	I	E	T	T	O
P	E	N	D	E	N	Z	A	E	L	O	K

**Waagrecht** — 1 ALHAMBRA 8 PASS 11 BRA (wonder, engl. f. Wunder, Wonderbra, Büstenhalter-Modell) 12 LAIENHAFT 14 EVERGREEN 15 PFOTE 17 REN (einzige domestizierte Hirschchart) 18 RANDALIEREN 19 GREEN 21 KENT 22 ARSEN 24 AZETAT 27 BUTT 28 ALANE (aalen) 29 IPOH 32 IHNEN 34 EFEU 36 DAENIN 38 GENERELL 41 REPARABEL 42 STROM 43 ONE (Eno) 44 NIET 45 TOE (engl. f. Zehe) 46 PENDENZ 47 ELOKS

**Senkrecht** — 1 ARVE 2 LAENGST 3 ALGREN (Angler) 4 MARAE 5 BIENNALE 6 REED (Lou, Mitbegründer der Band) 7 ANNALEN 8 PAPI 9 AFFEKTIERT 10 STORE (engl. f. Laden) 11 BERGAB 13 LENT (engl. f. Fastenzeit) 16 TENNO (jap. Kaiser) 20 RETINA 23 RUMAE-NE 25 ZANGEN 26 TEEN 28 ANNA 30 PUERTO 31 HOLMES 33 HIRSE 35 FESTE (dt. auch für Grundlage) 36 DROP 37 EPEN 39 ELIA (Kazan, Regisseur des Filmes *Ein Gesicht in der Menge*) 40 LOOK

**Lösungswort** — SONNENSEITE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



# ROLEX

## DIE SKY-DWELLER

Die revolutionäre Armbanduhr für Weltreisende vereint  
brillante Uhrmacherkunst mit höchstem Bedienkomfort.  
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER

# BUCHERER

1888

*bucherer.com*